Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste

0902
1

ANNEX LIB.

Library of
Princeton University.

Dei Sub Numine Viget

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

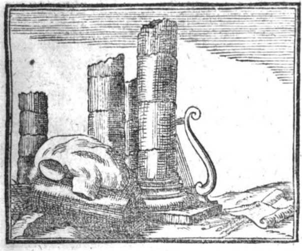
Digitized by Google

Digitized by Google

Ant. Graff pinx. F. Gregory sculps.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Fünf und dreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1788.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Sir Josua Reinholds Rede an die Schüler der königlichen Akademie, bey der Austheilung der Preiße den 11ten Decembr. 1786. daß man die Malerey nicht als eine Nachahmung betrachten muß, die durch Täuschung wirkt; sondern daß sie in vielen Rücksichten ganz und gar keine Nachahmung der sichtbaren Natur ist und seyn soll. S. 1

II. Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht. 29

III. Ueber die Horen und Grazien. Zwey mythologische Abhandlungen. 70

IV. Ueber W. Shakspeare, von Joh. Joach. Eschenburg. 83

V. Vermischte Nachrichten. 123

Deutschland.

Leipzig. Von der Ausstellung der dasigen Kunstakademie. 123. f.

Halle.

)(2

0902
178 520474

Digitized by Google

Halle. Herrn Reineke Bildniß, gestochen von Liebe, nach Seidelmanns Zeichnung. S. 143
Basel. Ausgabe der vorzüglichsten englischen Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter bey J. J. Thurneysen. 143
Copenhagen. Nachricht von der dasigen Akademie der bildenden Künste. 145

England.

Ein Brief aus London an den Herausgeber der N. Bibliothek, über die letzte Gemäldeausstellung der englischen Malerakademie. 146

Frankreich.

Neue Schriften.

Recueil des Comédies nouvelles, in 8. 152
Guide des Amateurs, & de Voyageurs à Paris ou Description raisonnée de cette ville, de sa Banlieve & de tout ce qu'on y trouve de remarquable, enrichi de vues perspectives des principaux Monumens modernes; par M. *Thiéry*. 152

Neue

Digitized by Google

Neue Kupferstichwerke.

Jun. Museum de Florence, ou Collection des pierres gravées, medailles, statues & peintures du Cabinet du Grand-Duc de Toscane, 3te und 4te Lage. S. 154
Englische Gärten, 18te und 19te Lage. 154
Oeuvres de Gesner, avec de tres belles Gravures d'apres M. *Lebarbier* Peintre du Roi, 7te Lieferung. 154
Abrégé de l'histoire universelle en figures dessinées & gravées par les premiers Artistes &c. 5te Lieferung. 155
Jul. Les Actions célèbres de grands Hommes de toutes les Nations &c. 3te Lieferung. 155
Portraits des grands hommes, femmes illustres & sujets memorables de la France &c. 6te Lieferung. 156
Galerie historique universelle. Par M. de *P****. 8te u. 9te Liefer. 156
Figures des Fables de la Fontaine, 22ste Lieferung. 156
Costumes civils actuels de tous les Peuples connus par P. *Sylvain de Marechal*, 45ste Lieferung. 157
Zehn Kupferstiche zu den zehn Gesängen der Henriade. 157

Collection des plus beaux Ouvrages de l'Antiquités, ſtatues, buſtes, grouppes, bas-reliefs, vaſes &c. choiſis parmi les monumens des Etruſques &c. utiles aux etudes des Artiſtes &c. von Willemin geſtochen, 2 Lagen. 158

Choix des plus beaux monumens d'architectures anciens & modernes, en France deſſinées par *Sergent*, gravées en couleur par *Campions*, 2te Lieferung. 159

Auguſt. Galerie univerſelle des hommes, qui ſe ſont illuſtrés dans l'Empire des Lettres depuis le Siècle de Leon X jusqu' à nos jours, des grands miniſtres &c. 9te und 10te Lage. 159

Hiſtoire de la Grece, répreſentée par Figures, accompagnées d'un Precis hiſtorique p. *Sylvain de Maréchal*, 1ſte Lage. 159

September. Galerie du Palais royal, gravées d'apres les tableaux des differentes ecoles &c. 6te und 7te Lieferung. 160

I. Sir

I.

Sir Josua Reynolds Rede an die Schüler der königlichen Akademie, bey der Austheilung der Preiße den 11ten Decemb. 1786, daß man die Malerey nicht nur nicht als eine Nachahmung betrachten muß, die durch Täuschung wirkt; sondern daß sie, genau zu reden, und in vielen Rücksichten, ganz und gar keine Nachahmung der sichtbaren Natur ist und seyn soll.

Meine Herren! Schönheiten in den Werken berühmter Meister zu entdecken, oder Fehler anzuzeigen, und den Gang eines Künstlers mit einem andern zu vergleichen, ist gewiß kein geringer oder unbeträchtlicher Theil der Kritik; und doch ist dieß weiter nichts, als die Kunst durch den Künstler kennen. Diese Art der Untersuchung muß nothwendig zwey Hauptfehler haben, sie muß eingeschränkt und ungewiß seyn. Die Grenzen der Malerkunst zu erweitern und ihre Grundsätze fest zu setzen, wird es nöthig seyn, diese Kunst und diese Grundsätze in ihrem Verhältnisse gegen die Grundsätze der andern Künste zu betrachten, welche, so

wie diese, sich hauptsächlich und ursprünglich an die Einbildungskraft richten. Wenn diese unter einander verbundenen und sich verwandten Grundsätze zu einer Vergleichung zusammen gebracht werden, so wird aus dieser Vergleichung eine andere entstehen: und dieß ist die Vergleichung ihrer aller mit der menschlichen Natur, aus welcher die Künste ihren Stof entlehnen, und auf welche sie ihre Wirkungen äußern sollen.

Wenn diese Vergleichung der Kunst mit der Kunst, und aller Künste mit der menschlichen Natur, einmal mit Erfolge gemacht ist, so sind die Linien, die uns leiten sollen, so genau gezogen und festgesetzt, als sie es in Dingen dieser Art seyn können.

Dieß ist der höchste Rang der Kritik und zugleich auch der sicherste; er bezieht sich auf die ewige und unveränderliche Natur der Dinge.

Sie müssen nicht glauben, daß ich Ihnen dieses ganze ungeheure Feld der Wissenschaft in seiner Fülle zu öfnen, oder Ihrer Untersuchung zu empfehlen denke. Es zu erreichen ist zu sehr über mein Vermögen; und ob es schon nicht über Ihr Vermögen seyn möchte, es, wenn es Ihnen ganz und gehörig vorgelegt würde, vollkommen zu verstehen: so erfodert doch vielleicht der höchste Grad der Kritik eine Uebung im Nachdenken und Abstrahiren, die nicht wohl mit der Geschäftigkeit bestehen kann, in der ein ausübender Künstler leben, noch mit der Denkungsart, die in ihm die herrschende seyn sollte. Ich zeige Ihnen diese Dinge blos an, damit

mit Sie, wenn Sie kritisiren, (und alle, die nach einem Plane arbeiten, kritisiren mehr oder weniger) es nach wahren Grundsätzen thun mögen; und daß Sie, wenn Sie schon nicht immer große Reisen machen, die Reisen, die Sie machen, wenigstens auf dem rechten Wege thun mögen.

Ich bemerke, als eine ewige Grundlage, die allen Künsten, mit denen wir in dieser Rede zu thun haben, gemein ist, daß sie nur an zwey Fähigkeiten der Seele sich wenden, die Einbildungskraft und das Gefühl.

Alle Theorien, welche es wagen, die Kunst zu leiten, oder einzuschränken, nach Grundsätzen, die wir fälschlich vernünftige nennen, und die wir uns nach einer Voraussetzung dessen entwerfen, was vernünftiger Weise der Gegenstand, oder das Mittel der Kunst seyn sollte, getrennt von ihrer bekannten ersten Wirkung auf die Einbildungskraft, müssen falsch und täuschend seyn. Denn, so kühn es auch scheinen mag, es zu sagen, die Einbildungskraft ist hier der Sitz der Wahrheit. Wird die Einbildungskraft gerührt, so ist der Schluß richtig gemacht. Wird sie nicht gerührt, so ist das Räsonnement falsch, weil der Zweck nicht erreicht ist; denn die Wirkung selbst ist der Probierstein, und der einzige Probierstein der Wahrheit und der Wirksamkeit der Mittel.

Es giebt im gemeinen Leben, so wie in der Kunst, einen gewissen Scharfsinn, welcher der gesunden Vernunft keinesweges widerspricht, und welcher über jede gelegentliche Uebung dieses Vermö-

gens der Seele, welches ihm die Richtung giebt, erhaben ist. Dieser Scharfsinn, oder schnelle Blick wartet nicht auf den langsamen Gang einer regelmäßigen Schlußfolge, sondern schreitet auf einmal, durch eine Art von schneller Anschauung, zum Schluße. Ein Mann, der diese Seelengabe besitzt, fühlt und erkennt die Wahrheit, ob es schon nicht immer in seiner Gewalt seyn mag, den Grund dafür anzugeben, weil er sich nicht auf alle Materialien, die seine Meynung erzeugten, besinnen und sie darlegen kann; denn sehr viele und sehr verwickelte Betrachtungen mögen zusammen stoßen und einen Grundsatz hervorbringen, der aus kleinen und unbedeutenden Theilen erzeugt, aber in ein großes System von Dingen verwickelt ist, von welchen er abhängt: der richtige Eindruck aber bleibt immer fest in seiner Seele.

Dieser Eindruck ist das Resultat einer durch unser ganzes Leben hindurch aufgehäuften Erfahrung, die wir zusammen trugen oder einsammelten, wir wissen nicht immer wie oder wann. Aber diese Maße einzeln gemachter Beobachtungen, wir mögen sie uns erworben haben wie wir wollen, sollte über jene Vernunft die Oberhand behalten, welche, so stark sie auch in irgend einem besondern Falle seyn mag, vermuthlich doch nur einen einseitigen Blick auf den Gegenstand enthalten wird; und unser Gang im Leben, so wohl als in der Kunst wird, oder sollte, im Ganzen, von dieser zur Gewohnheit gewordenen Vernunft regiert werden: und es ist ein Glück für uns, einen solchen Vorrath von baarem Gelde

zu

zu haben, auf den wir ziehen können. Wären wir genöthigt, in jedem besondern Falle theoretisch zu berathschlagen, so würde, ehe wir zur Ausführung kämen, unser Leben zu Ende und die Kunst ein Unding seyn.

Es dünkt mich daher, daß unsere ersten Gedanken, d. h. die Wirkung, welche irgend eine Sache, bey ihrer ersten Erscheinung, auf unsere Seele hat, nie vergessen werden sollten, und eben darum, weil sie die ersten sind, sollten sie mit Sorgfalt aufbewahrt werden. Thut der Künstler dieses nicht, so wird er leicht Gefahr laufen sich selbst zu hintergehen, entweder durch ein einseitiges Räsonnement, oder durch eine kalte Betrachtung jener ersten feurigen Gedanken, welche vermuthlich — nicht aus Eigensinn oder Raschheit (wie er sich in der Folge einbilden mag) sondern aus der Fülle seiner Seele flossen, welche mit dem ganzen, vollen Vorrathe mannichfaltiger Erfindungen, die er je gesehen, oder die je in seine Gedanken kamen, bereichert ist. Diese Gedanken gehen in seine Zeichnung über, ohne daß er sich irgend einer Anstrengung bewußt ist. Ist er aber nicht auf seiner Hut, so kann er sie so lange wieder übersehen und verbessern, bis er das Ganze auf eine Alltagsempfindung herab gebracht hat.

Dieß ist bisweilen die Wirkung dessen, wogegen ich Sie zu warnen wünsche, nämlich gegen ein ungegründetes Mistrauen in unsre Einbildungskraft und in unsere Gefühle, die wir bisweilen einer kleinlichen partheyischen, eingeschränkten, räsonnirenden

nirenden Theorie und gewissen Grundsätzen aufopfern, welche auf die Zeichnung, die wir vor uns haben, anwendbar scheinen; da wir hingegen Rücksicht auf jene allgemeinen Eindrücke nehmen sollten, welche die Einbildungskraft empfängt, und in welchen wahre Grundsätze der gesunden Vernunft, und zwar weit wichtigere, eingehüllt sind, und, unter dem Anscheine einer Art von ganz gemeinem Gefühle, gleichsam verborgen liegen.

Die Vernunft muß unstreitig am Ende Alles entscheiden; was wir gegenwärtig zu wissen nöthig haben, ist, wann diese Vernunft dem Gefühle weichen soll.

Ich habe schon oft von der niedrigen Meynung geredet, die einige von der Kunst haben, wodurch sie sie auf bloße Nachahmung einschränken. Itzt muß ich noch hinzusetzen, daß diese Einschränkung so weit gehen kann, daß sie die Kunst zu einem bloßen Versuch und unfähig macht, wissenschaftlich behandelt zu werden, wodurch allein jede Kunst Würde und Umfang erhält. Aber einen gehörigen Grund für eine Wissenschaft zu finden, heißt weder sie einschränken, noch sie gemein machen; Und davon hat man ein genugsames Beyspiel in den Fortschritten, welche die Experimental-Physik gemacht hat. Am meisten möchte ich Sie gegen ein falsches, räsonnirendes System warnen, das sich auf eine einseitige Betrachtung der Dinge gründet. Und ich thue es um so mehr, weil diese eingeschränkten Theorien, die mit der armseligsten und elendesten Ausführung so wohl bestehen, und die man

eben

eben darum so gern annimmt, ihren Ursprung nicht in armseligen Köpfen, sondern in Irrungen, oder vielleicht in mißverstandenen Erklärungen dessen hatten, was von großen und angesehenen Namen kam. In diesem Falle werden wir nicht durch unsere Gefühle, sondern durch eine falsche Spekulation irre geführt.

Wenn ein Mann wie Plato von der Malerey als einer blos nachahmenden Kunst redet, und behauptet, daß unser Vergnügen darin bestehe, daß wir die Wahrheit der Nachahmung beobachten und anerkennen, so dünkt mich, daß er uns durch eine einseitige partheyische Theorie irre führt. In dieser armseligen, einseitigen und in sofern falschen Betrachtung der Kunst hat es dem Kardinal Bembo gefallen, selbst Raphael auszuzeichnen, dem unsere Verehrung den Namen des Göttlichen giebt.

Der nämlichen Meynung ist Pope in seiner Grabschrift auf Sir Gottfried Kneller gefolgt, wo alles Lob einzig und allein auf Nachahmung geht, in sofern sie eine Art von Täuschung ist.

Ich werde meine Zeit für wohl angewendet halten, wenn ich auf irgend eine Art dazu beytragen kann, Sie in einer richtigen Meynung über den Gegenstand ihres Forschens und Ihrer Arbeiten zu bestimmen; denn, obschon die besten Kritiker zu allen Zeiten diese seltsame Meynung verworfen haben, so weiß ich doch, wie sehr viele geneigt sind, immer wieder darauf zu kommen, weil sie so einfach und natürlich ist, so lange man sie nur von ihrer Oberfläche betrachtet.

Erlauben Sie mir daher, Ihnen einige Gedanken über diesen Gegenstand vorzulegen, und Ihnen einige Winke zu geben, welche Sie auf eine Meynung leiten mögen, die ich für die wahre halte, nämlich, daß man die Malerey nicht nur nicht als eine Nachahmung betrachten muß, die durch Täuschung wirkt, sondern daß sie, genau zu reden, und in vielen Rücksichten, ganz und gar keine Nachahmung der sichtbaren Natur ist und seyn soll.

Die Malerey sollte vielleicht eben so weit von dem gemeinen Begriffe der Nachahmung entfernt seyn, als die verfeinerte bürgerliche Gesellschaft, in der wir leben, von dem rohen Stande der Natur entfernt ist; und von denjenigen, die ihre Einbildungskraft nicht ausgebildet haben (und dieß ist gewiß der Fall des größern Theiles der Menschen) läßt sich sagen, daß sie, in Rücksicht auf die Künste, noch immer in diesem Stande der Natur leben. Solche Leute werden Nachahmung immer jener Vortreflichkeit vorziehen, die an eine andere Fähigkeit der Seele sich wendet, welche sie nicht besitzen. Aber an solche muß der Maler sich eben so wenig kehren, als ein Sittenrichter streitige Punkte der Moral den Einwohnern von Neuholland oder der Ufer des Ohio zur Entscheidung vorlegen würde.

Nur vom niedrigsten Style der Künste, es sey von Malerey, Dichtkunst oder Musik die Rede, läßt sich, im gemeinen Verstande, sagen, daß er durch das Natürliche gefällt.

A 4 Der

Der höhere Schwung dieser Künste hat, wie wir aus Erfahrung wissen, keine Wirkung auf ganz ungebildete Seelen. Dieser verfeinerte Geschmack ist die Folge der Erziehung und der Gewohnheit; von Natur haben wir blos eine Fähigkeit, diese Verfeinerung zu empfangen, so wie sie uns eine Biegsamkeit gegeben hat, uns den Regeln und Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft zu unterwerfen, und ihnen zu gehorchen: Und in sofern, und nicht weiter, können wir sagen, daß dieser Geschmack uns natürlich ist.

Aus dem, was ich gesagt habe, wird der Künstler sehen, wenn er Rath und Kritik bey seinen Freunden sucht, wie nöthig es ist, daß er ihren Charakter, Geschmack, Erfahrung und Beobachtungsgeist in der Kunst kenne.

Ein unwissender Mann ohne Erziehung mag, gleich dem Kritiker des Apelles, sich auf die richtige Vorstellung eines Pantoffels sehr gut verstehen; oder, um etwas höher zu steigen, mag, wie Molieres alte Frau, über das Natürliche im Niedrigkomischen entscheiden: Aber ein Kritiker, im höhern Style der Kunst, muß den nämlichen verfeinerten Geschmack haben, welcher den Künstler selbst in seinem Werke leitet.

Um dieses durch eine Parallel mit andern Künsten zu erläutern, will ich durch einige Beyspiele zeigen, daß sie, sowohl als unsere eigene Kunst, den eingeschränkten Begriff von Darstellung der Natur, und die eingeschränkten Theorien, die aus diesem misverstandenen Grundsatze entstanden sind,

verwerfen, und daß sie blos die Vernunft befragen, welche uns lehrt — nicht, was blos Nachahmung ist, eine natürliche Vorstellung eines gegebenen Gegenstandes, sondern das, was die Einbildungskraft natürlicher Weise entzücken muß, darzustellen. Und vielleicht giebt es keinen bessern Weg zu dieser Wissenschaft zu gelangen, als durch diese Art von Analogie: Eine jede wird gegenseitig Wahrheit auf die andere werfen und sie bestärken. Dieses Gegeneinanderhalten kann auch noch den Vortheil haben, daß der Künstler, während daß er sich mit der Betrachtung anderer Künste belustiget, sich es zur Gewohnheit macht, die Grundsätze dieser Künste auf seine eigene überzutragen, die seinem Geiste immer gegenwärtig und auf welche er Alles und Jedes beziehen sollte.

Die Kunst entsteht keinesweges aus eigentlicher oder individueller Natur als ihrem Muster, und ist von einer unmittelbaren Verbindung mit derselben so sehr entfernt, daß es verschiedene Künste giebt, die ihrer Natur nach eine vollkommene Abweichung davon sind.

Dieß ist freylich nicht so durchaus wahr in der Malerey, als in der Bildhauerkunst. Wir machen unsere Anfangsgründe in der rohen gemeinen Natur, wir ahmen genau nach, was wir vor uns sehen. Sobald wir aber in eine höhere Sphäre rücken, betrachten wir diese Fähigkeit des Nachahmens, ob es schon die erste ist, die wir uns erwarben, keinesweges als die höchste Stufe der Vollkommenheit.

Die Dichtkunst wendet sich an die nämlichen Seelenfähigkeiten, an die nämlichen Gefühle, wie die Malerey, nur in ihren Mitteln ist sie verschieden. Beiden kommt es darauf an, sich nach allen natürlichen Neigungen und nach jedem Hange der Seele zu richten.

Die Natur der Dichtkunst und ihr Daseyn selbst beruht auf der Freyheit, die sie sich nimmt, von der wirklichen Natur abzuweichen, um einen natürlichen Hang durch andere Mittel zu befriedigen, welche man durch Erfahrung eben so hinreichend gefunden hat, eine solche Befriedigung zu verschaffen. Ihre Sprache ist im höchsten Grade künstlich, ihre Worte gemessen, kurz so, wie Menschen nie sprechen, noch jemals sprachen. Dieses Maas mag seyn, was es will, Hexameter, oder irgend eine Versart der Griechen, oder Römer, gereimte oder ungereimte Verse — sie sind alle gleich weit entfernt von der Natur, und eine Gewaltsamkeit, die wir der gemeinen Sprache anthun. Wenn wir diese künstliche Art, unsere Empfindungen mitzutheilen, eingeführt haben, so finden wir noch ein anderes Principium in der menschlichen Seele, nach welchem das Werk eingerichtet werden muß, wodurch es noch künstlicher wird, und noch weiter von der gemeinen Natur sich entfernt: obschon diese Abweichung es nur noch vollkommener macht. Dieses Principium nun ist das Gefühl der Schicklichkeit, des Zusammenhanges, der Einheit und Selbstständigkeit: ein Gefühl, welches wirklich im Menschen liegt, und darum befriedigt werden muß.

Wenn

Wenn wir also einmal eine Sprache und ein Maas angenommen haben, welches sich in der gemeinen Sprache des Lebens nicht findet, so wird es nöthig seyn, daß die Gefühle selbst, im nämlichen Verhältnisse, über die gemeine Natur erhaben sind, damit die Theile unter einander harmoniren, und ein einförmiges Ganze hervorgebracht werde.

Um also mit diesem allgemeinen Systeme der Abweichung von der Natur zu bestehen, und richtig zusammen zu hängen, sollte auch die Art, in welcher die Dichtkunst unser Ohr erreicht, der Ton, mit welchem sie gesprochen wird, eben so weit vom gemeinen Gespräch entfernt seyn, als die Worte, aus denen das Gedicht zusammen gesetzt ist.

Dieß bringt uns natürlich auf den Gedanken, unsere Stimme durch Kunst zu moduliren, welches, dünkt mich, im Recitatif der Oper den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, so wie es sich vermuthen läßt, daß dieß der Fall mit dem Chorus des Dramas der Alten war.

Und ob schon die heftigsten Leidenschaften, der äußerste Schmerz, ja das Gefühl des Todes selbst durch Gesang, oder das Recitatif ausgedrückt wird, so würde ich doch den für einen falschen Kritiker halten, der es darum verwerfen wollte, weil es unnatürlich ist.

Gesang, Instrumentalmusik, Dichtkunst und eine gute theatralische Action, sind, wenn ich auch jedes besonders nehme, im gemeinen Verstande keinesweges natürlich. Wenn nun gleichwohl unsere Sinne und unsere Einbildungskraft durch sie ergötzt wer-

werden, so ist es der Erfahrung, und folglich auch der Vernunft gemäß, weil diese mit jener in Verbindung steht und sich auf sie bezieht, daß wir gleichfalls durch diese Vereinigung der Musik, der Dichtkunst und einer guten Action ergötzt werden müssen, wenn noch jeder gelegentliche Pomp und Pracht hinzukommt, welche dazu gemacht sind, die Sinne des Zuschauers zu rühren.

Soll nun die Vernunft uns in den Weg treten, und uns vorsagen, daß wir kein Vergnügen in dem finden sollten, worinne wir doch wissen, daß wir Vergnügen finden, und uns hindern, die volle Wirkung dieser vereinigten Anstrengung der Kunst zu fühlen? Dieß ist, was ich unter dem quidlibet audendi &c. der Dichter und der Maler verstehen möchte; sie dürfen kühn alles unternehmen: denn was kann kühner seyn, als den Vorsatz und den Zweck der Kunst durch eine Vereinigung von Mitteln zu erreichen, deren keines sein Urbild in der eigentlichen Natur hat!

Knechtische Nachahmung also ist schlechterdings nicht nöthig. Alles, was zu gewöhnlich ist, oder auf irgend eine Art uns an das erinnert, was wir täglich sehen und hören, gehört schwerlich in den höhern Kreis der Kunst, es sey Dichtkunst oder Malerey.

Die Seele muß, wie Shakspeare sagt, über die Unwissenheit des Gegenwärtigen hinaus, in vergangne Jahrhunderte gerissen werden. Wir nehmen einen andern und einen höhern Rang von Wesen an; und mit diesen Wesen muß alles, was

wir in unser Werk bringen, zusammen hängen. Von dieser Ausführung, unter diesen Umständen, finden sich in der römischen und florentinischen Schule Beyspiele genug. Ihr Styl ist, durch dieses Mittel, über alle andere erhaben, und der Umfang der Kunst selbst ist, durch eben diese Mittel erweitert worden.

Wir stoßen oft auf wichtige und große Gegenstände, an die sich Künstler einer andern Schule gewagt haben. Diese, obschon vortreflich in einer niedern Klasse, verfuhren nach den nämlichen Grundsätzen, wie bey niedrigen Gegenständen; und da sie nicht bedachten, oder nicht wußten, daß sie sich an eine andere Fähigkeit der Seele wenden sollten, sind sie über alle Maaßen lächerlich geworden.

Das Gemälde, das ich itzt in Gedanken habe, ist ein Opfer der Iphigenia von Jean Steen, einem Maler, von welchem ich sonst Gelegenheit gehabt habe, mit dem höchsten Beyfalle zu sprechen. Und selbst dieses Gemälde, dessen Gegenstand keinesweges seinem Genie angemeßen ist, hat Natur und Ausdruck; aber es ist so ein Ausdruck, und die Gesichter sind so alltäglich und folglich so gemein, und das Ganze mit so viel Putz von Seide und Sammt überladen, daß man beynahe glauben möchte, der Künstler habe vorsetzlich den Gegenstand in eine Burleske verwandeln wollen.

Beyspiele gleicher Art finden sich häufig in der Dichtkunst. Man erinnert sich gewisser Stücke aus Hobbes Uebersetzung des Homer und wiederholt sie, einzig und allein wegen der Gemeinheit und Niedrigkeit

keit der Redensarten, die so übel mit den Gedanken abstechen, welche hätten ausgedrückt werden sollen, und, wie ich vermuthe, mit dem Style des Originals.

Auf die nämliche Art kann man die andern Zweige der Kunst durchgehen, die, vergleichungsweise, niedriger sind. Man kann in Werken dieser Art den nämlichen Unterschied zwischen dem höhern und niedern Style machen; und sie erhalten ihren Rang und ihre Stufe in dem Verhältnisse, in welchem sie mehr oder weniger von der gemeinen Natur abweichen und es zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen, die Einbildungskraft des Zuschauers durch Mittel zu rühren, die vorzüglich jener Kunst eigen sind, die nicht beobachtet, nicht gelehrt, noch in den Schulen ausgeübt wird.

Soll unser Urtheil durch eine eingeschränkte, gemeine, ungelehrte, oder vielmehr übel gelehrte Vernunft geleitet werden, so müssen wir ein Porträt von Denner, oder von irgend einem, der auf einen hohen Grad vollendet, denen des Titian, oder Vandyke vorziehen, und eine Landschaft des Vanderhyde denen des Titian oder Rubens; denn jene sind gewiß eine genauere Darstellung der Natur.

Wir wollen eine Aussicht annehmen, die mit aller möglichen Wahrheit in einer Camera obscura vorgestellt ist, und dieselbige Aussicht gemalt von einem großen Künstler! Wie klein und armselig muß die eine in Vergleichung mit der andern erscheinen, obschon der Gegenstand der nämliche

che ist. Die Scene ist die nämliche, nur die Art, sie dem Auge darzustellen, ist verschieden. Wie viel größer wird nun dieser nämliche Künstler erscheinen, wenn es ihm erlaubt ist, eben so wohl den Stoff zu wählen, als seinen Styl zu erhöhen. — Gleich dem Nicolas Poussin, versetzt er uns in die Gegenden des alten Roms, mit allen den Gegenständen, die uns eine gelehrte Erziehung so theuer und interessant macht; oder er gleicht dem Sebastian Bourdon, wenn er uns zum dunkeln Alterthume der egyptischen Pyramiden führt, oder dem Claude le Lorrain, wenn er uns zur sanften Ruhe arkadischer Scenen, oder eines Feenlandes leitet.

Der Landschaftsmaler in diesem Style und mit solcher Ausführung, sendet, gleich dem historischen Maler, die Einbildungskraft in die Zeiten des Alterthums zurück; und nöthigt, gleich dem Dichter, die Elemente mit seinem Gegenstande zu sympathisiren: die Wolken mögen dann in dicken Massen rollen, wie die des Titian und Salvator Rosa; oder von der untergehenden Sonne vergoldet werden, wie die des Claude; die Berge mögen dann steil und kühn seyn, oder sich in sanfte Abhänge verlieren; und die Aeste seiner Bäume mögen auf einmal und in rechten Winkeln aus dem Stamme hervorschießen, oder blos mit einer sanften Abweichung auf einander folgen.

Alle diese Umstände tragen zum allgemeinen Charakter eines Werkes bey, es mag nun von der zierlichen oder der erhabenen Art seyn.

Zu

Zu diesen können wir nun noch das große Mittel des Lichts und Schattens setzen, über welche der Künstler eine volle Macht hat, die er abändern und verlegen, vermindern und vermehren kann, gerade wie es für seinen Zweck am besten ist, und wie sie am genauesten der Hauptidee seines Werks entsprechen.

Eine Landschaft, so ausgeführt und unter dem Einflusse eines dichterischen Geistes, muß über die gewöhnlichern und gemeinen Prospecte eben so sehr erhaben seyn, als Milton's Allegro und Penseroso über eine kalte prosaische Erzählung oder Beschreibung erhaben ist; Und so ein Gemälde muß einen stärkern Eindruck auf die Seele machen, als die wirklichen Scenen, wenn sie vor uns lägen, machen würden.

Wenn wir andere Künste betrachten, so werden wir den nämlichen Unterschied, die nämliche Eintheilung in zwey Klassen bemerken, davon jede unter dem Einflusse von zwey verschiedenen Principien wirkt, wovon das eine der Natur folgt, das andere der Natur Abwechselung giebt, und bisweilen ganz von ihr abweicht.

Das Theater, von welchem man sagt, daß es uns den Spiegel der Natur vorhält, faßt beides in sich.

Je natürlicher das niedrige Lustspiel, oder die Farçe vorgestellt wird, desto besser ist es. Eben so ist es mit dem niedrigern Style der Malerey. Aber das höhere Lustspiel strebt, nach meiner Meynung, eben so wenig nach Nachahmung (in wie

ferne nämlich Nachahmung eine Täuschung seyn soll,) und erwartet eben so wenig, daß die Zuschauer sich einbilden sollten, die Begebenheiten, die da vorgestellt werden, geschähen wirklich vor ihren Augen, als Raphael in seinen Cartons oder Poussin in seinen Sakramenten erwarteten, daß wir, auch nur für einen Augenblick, glauben sollten, die Figuren, die sie hinzaubern, wären wirkliche Personen.

Aus dem Mangel dieser Unterscheidung kommen die vielen falschen Urtheile. Man preißt Raphael für Natur und Täuschung, die er zuverläßig nicht hat, und die er eben so zuverläßig niemals suchte; und unser großer Schauspieler Garrick wurde mit der nämlichen Unwissenheit von seinem Freunde Fielding gepriesen, welcher vermuthlich etwas sehr Sinnreiches zu thun dachte, als er in einen seiner Romane (übrigens ein Werk vom größten Verdienste) einen unwissenden Menschen einführte, welcher Garrick's Vorstellung in einer Scene des Hamlet für Wirklichkeit hielt.

Ein wenig Nachdenken wird uns überzeugen, daß in dieser ganzen Scene nicht ein einziger Umstand ist, welcher die Natur der Täuschung hat. Shakspeares und Garrick's Verdienst in dergleichen Scenen ist von einer andern und weit höhern Art.

Was aber die Unrichtigkeit dieses vermeynten Complimentes noch vermehrt, ist, daß auch die beste theatralische Vorstellung unwissenden Leuten, die nie vorher ein Schauspiel gesehn hatten, noch

weit

weit unnatürlicher vorkommt, als denen, die schon gewohnt sind, jene nöthigen Abweichungen von der Natur, welche die Kunst nöthig macht, in Anschlag zu bringen und zu vergeben.

In theatralischen Vorstellungen müssen wir sehr viel dem Orte vergeben, in welchem die Vorstellung geschieht, den Lichtern, der Gesellschaft, die wir auf allen Seiten sehen, und den Scenen, die offenbar vor unsern Augen geändert werden. Hierzu kommt noch die Sprache in reimlosen Versen, wodurch das gewöhnliche Englische geändert wird, während daß dieses Englische selbst seltsam vorkommen muß, wann Hamlet, wann Dänen, und der ganze dänische Hof es redet.

Alles dieses müssen wir übersehen und vergeben; aber eben dadurch, daß wir es vergeben, hört alle Art von Täuschung auf. Nun wissen wir aber, daß je niedriger, unwissender und gemeiner ein Mensch ist, desto weniger will er diese Dinge übersehen, und desto weniger kann er durch irgend eine Nachahmung getäuscht werden; die Dinge, in welchen die Bühne gegen Natur und Wahrscheinlichkeit verstößt, und welche wir übersehen, liegen gerade innerhalb der Sphäre des ungebildeten Menschen.

Zwar ist meine Absicht hier nicht, in alle die Fälle einzutreten, in welchen die theatralische Vorstellung unnatürlich ist; doch muß ich anmerken, daß selbst der Ausdruck heftiger Leidenschaften nicht immer in dem Maaße vortreflich seyn kann, in

welchem er natürlich ist; denn der Schauspieler könnte vielleicht ein solches Schrecken und so unangenehme Empfindungen in seinen Zuschauern erregen, daß er das Gleichgewicht aufheben würde, wodurch unser Vergnügen erhalten wird, und welches in unserer Seele das Uebergewicht hat. Folglich können gewaltsame Verdrehungen, ein heftiges Geschrey, so groß auch der Fall, und so natürlich sie auch für den Fall seyn möchten, auf der Bühne nicht zugelassen werden. — Auf der Bühne muß alles nothwendig gehoben und über seine natürliche Gestalt vergrößert werden, um auf den Zuschauer eine vollkommene und entschiedene Wirkung zu haben, welche sonst in dem kleinen Raume einer Bühne nicht erreicht werden würde. Aber eben in dieser Nothwendigkeit haben viele der theatralischen Abweichungen von der Natur ihren Grund. Daher jener bedächtliche und stattliche Schritt, daher jene künstliche Anmuth der Action, welche das Maaß des Schauspielers zu vergrößern und allein die Bühne zu füllen scheint. Alles dieß, das in der That unnatürlich ist und in einem Zimmer affektirt und lächerlich erscheinen würde, ist hier schicklich und an seinem rechten Orte.

Und hier muß ich anmerken, und ich glaube, man kann es als eine allgemeine Regel annehmen, daß keine Kunst, mit Erfolg, einer andern Kunst sich einimpfen läßt. Denn ob sie schon alle den nämlichen Ursprung haben und vom nämlichen Stamme abspringen, so hat doch eine jede ihre eigene Art, die Erfüllung und Vollendung ihres eigenen beson-

dern

dern Zweckes. Besonders vertragen es diese Abweichungen nicht, von einem Boden auf den andern verpflanzt zu werden.

Wollte z. B. ein Maler die theatralische Pracht und den Pomp der Kleider und Stellungen kopiren, statt jener Einfalt, welche in der Malerey eine eben so große Schönheit ist, als im Leben: so würden wir solche Gemälde, als den niedrigsten Styl, verwerfen.

So ist auch die Gartenkunst, *) in wie ferne nämlich das Gärten-Anlegen eine Kunst ist, oder diese Benennung verdient, eine Abweichung von der Natur; denn wenn, wie viele glauben, diese Kunst darinne bestünde, daß wir jeden Anschein von Kunst, oder jede Spur menschlicher Hand daraus verbannen, so wäre es nicht länger ein Garten.

Denn ob wir schon diese Kunst durch „vortheilhaft gekleidete Natur“ beschreiben, (und in gewissem Verstande ist sie auch das, und weit schöner und bequemer für den Menschen, als die rohe) so ist doch diese so gekleidete Natur nicht weiter ein Gegenstand für den Pinsel des Malers, wie alle Landschaftmaler wissen, die sich gern an die Natur selbst halten, und sie nach den Grundsätzen ihrer eigenen Kunst kleiden, welche sehr von den Grundsätzen der Gartenkunst abweichen, auch dann noch, wenn diese von der besten und am meisten gebillig-

*) Gardening — vielleicht: die Kunst, Gärten anzulegen. Wir haben kein Wort dafür; es ist die Kunst eines Kent, eines Brown rc.

ten Art, ja so sind, wie sie der Landschaftmaler selbst in der Anlage seiner Gründe, und für seinen eigenen geheimen Beyfall, befolgen würde.

Ich habe so viele Beyspiele zusammen getragen, als mir für die verschiedenen Puncte nöthig schien, die ich Ihnen in dieser Rede zur weitern Betrachtung empfehlen wollte. Ihre eigene Gedanken mögen Sie nun weiter leiten, und Sie den Gebrauch lehren, der sich von der Analogie der Künste machen läßt, sowohl als von den Einschränkungen, die wir beym Gebrauche dieser Analogie beobachten müssen, und die ein jeder, der die Verschiedenheit vieler ihrer Grundsätze vollkommen versteht, selbst finden muß.

Der Endzweck aller dieser Künste ist, einen Eindruck auf das Gefühl und die Einbildungskraft zu machen. Die Nachahmung der Natur erreicht oft diesen Zweck; bisweilen aber schlägt es fehl, und etwas anders tritt in die Stelle. Mich dünkt daher, der wahre Probierstein aller Werke der Kunst, ist, zu untersuchen, nicht allein, ob sie eine wahre Nachahmung der Natur sind, sondern ob sie dem Endzwecke der Kunst entsprechen, das heißt, ob sie eine angenehme Empfindung in der Seele erwecken.

Mir bleibt nun nichts übrig, als einige wenige Worte über die Baukunst zu sagen, welche nicht den Namen einer nachahmenden Kunst hat. Sie wendet sich, so wie die Musik (und ich glaube, ich kann hinzusetzen — die Dichtkunst) geradesweges an die Einbildungskraft, ohne daß irgend eine Art von Nachahmung dabey statt finde.

Es

Es giebt in der Baukunst, so wie in der Malerey, einen niedrigern Zweig der Kunst, mit welchem die Einbildungskraft nichts zu thun zu haben scheint. Dieser Zweig erhält nicht den Namen einer freyen oder verfeinerten Kunst, ob er schon überaus nützlich ist, und unsere Bedürfnisse befriediget. Wenn aber die Baukunst von einem höhern Grundsatze ausgeht, so muß sie, in den Händen eines Mannes von Genie, fähig seyn, uns Gefühle einzuflößen und unsere Seele mit großen und erhabenen Gedanken zu füllen.

Es mag der Aufmerksamkeit der Künstler nicht unwürdig seyn, zu betrachten, was sie für Materialien in den Händen haben, die zu diesem Zwecke beytragen können; und ob diese Kunst es nicht in ihrer Gewalt hat, auf mehrere Arten mit Erfolg auf die Einbildungskraft zu wirken, als die Baukünstler gewöhnlich kennen.

Ich will mich nicht bey der Wirkung aufhalten, welche jene allgemeine Symmetrie und richtige Verhältnisse hervorbringen müssen, durch welche das Auge ergötzt wird, so wie das Ohr durch Musik; sondern will blos dabey stehen bleiben, daß die Baukunst gewiß manche Grundsätze mit der Dichtkunst und Malerey gemein hat.

Unter die ersten und wichtigsten dieser Grundsätze rechne ich den, daß die Baukunst auf die Einbildungskraft wirkt durch Hülfe der Association der Ideen. So finden wir z. E. (weil wir von Natur eine Ehrfurcht für das Alterthum haben,) ein gewisses Vergnügen in der Art von Gebäuden,

welche alte Sitten und Gewohnheiten in unser Gedächtniß zurückbringen, dergleichen die Schlösser der alten Ritter und Lehnsherren sind. Aus dieser Ursache wählt der Maler und Dichter so oft Thürme und Zinnen *) †) in der Composition seiner idealischen Landschaft; und eben diesem Umstande müssen wir es großentheils zuschreiben, daß sich in den Gebäuden des Vanbrugh, der beides ein Dichter und ein Baukünstler war, mehrere Züge von Einbildungskraft finden, als vielleicht in den Werken irgend eines Andern. Und hierin liegt der Grund jener Wirkung, den viele seiner Gebäude auf uns haben, ungeachtet der Fehler, die man vielen derselben mit Recht vorwirft. Vanbrugh nahm, um seinen Zweck zu erreichen, verschiedene Grundsätze der gothischen Baukunst an, welche, ob schon nicht so alt, als die griechische, dennoch für unsere Einbildungskraft mehr vom Alterthume hat; und mit der Einbildungskraft hat es ja der Künstler mehr zu thun, als mit ausgemachter Wahrheit.

Die barbarische Pracht jener asiatischen Gebäude, welche itzt ein Mitglied dieser Akademie herausgiebt,

*) Towers and battlements — genau das Französische: des tours & des creneaux.

†) Towers and battlements it sees
Bosom'd high in tufted trees.
Milton L'Allegro.

giebt, *) werden vielleicht, auf gleiche Art, irgend einem Baukünstler — nicht Muster zur Nachahmung, wohl aber Winke für die Composition und für eine allgemeine Wirkung geben: Gedanken, auf die er sonst nicht gekommen seyn würde.

Es ist, wie ich schon erinnert habe, eine gefährliche und gewagte Sache, die Grundsätze der einen Kunst auf eine andere anzuwenden, oder auch nur, in einem Gegenstande die verschiedenen Manieren der nämlichen Kunst zu vereinigen, wenn sie von verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Die gesunden Regeln der griechischen Baukunst müssen nicht leichtsinnig aufgeopfert werden. Von ihnen abzuweichen, oder ihnen etwas zuzusetzen, ist, so wie eine Abweichung von, oder ein Zusatz zu den Regeln anderer Künste, nur großen Geistern erlaubt, welche die menschliche Natur vollkommen kennen, und entschiedene Meister in allen Conbinationen ihrer eigenen Kunst sind.

Es würde nicht übel seyn, wenn Baukünstler bisweilen das thäten, was der Maler nie aus den Augen verlieren sollte: nämlich, Zufälle zu benutzen, ihrer Leitung zu folgen, und sie zu bearbeiten, lieber, als immer einem entworfenen Plane getreu zu bleiben. Es geschieht oft, daß man, zu ver-

*) Hodges, von dessen ostindischen Aussichten und Gebäuden etwas in der Anzeige uns.rer Bibliothek, bey Gelegenheit der letzten Ausstellung, gesagt worden ist.

schiedenen Zeiten, des Nutzens, oder des Vergnügens wegen, Zusätze an Häuser baut. Solche Gebäude verlieren die Regelmäßigkeit, aber sie erhalten dadurch bisweilen ein mehr malerisches Ansehen, welches, nach meiner Meynung, ein Baukünstler in einem originalen Plane, mit Erfolg aufnehmen könnte, wenn es nicht zu sehr mit der Bequemlichkeit und Schicklichkeit streitet. Mannichfaltigkeit und Verwickelung ist, in allen andern Künsten, welche für die Imagination arbeiten, eine Schönheit und Vortreflichkeit: warum nicht eben sowohl in der Baukunst?

Die Gestalt und Krümmungen der Gassen von London und anderer alten Städte sind durch Zufall entstanden, ohne Plan oder Absicht; aber sie sind darum dem, der darinne geht, oder sie besieht, nicht weniger angenehm. Im Gegentheile wäre die Stadt nach dem regelmäßigen Entwurfe des Sir Christoph Wren gebaut worden, so würde die Wirkung eher von einer unangenehmen Art seyn, wie es in einigen neuen Theilen von London der Fall ist. Die Einförmigkeit könnte leicht ermüden und einen kleinen Grad von Ekel erregen.

Ich habe keine Ansprüche auf Kenntnisse der Baukunst und ihrer Theile. Ich urtheile itzt von der Kunst blos als ein Maler. Wenn ich von Vanbrugh rede, so meyne ich in der Sprache unserer Kunst von ihm zu reden. Um also von Vanbrugh in der Sprache eines Malers zu reden, so hatte er Originalität der Erfindung, verstund

Licht und Schatten und besaß große Geschicklichkeit in der Composition. Um seinen Vorgrund oder Hauptgegenstand zu unterstützen, schuf er zweyte und dritte Gruppen oder Maßen; er verstund vollkommen in seiner Kunst, was so schwer in der unsrigen ist, die Behandlung des hintern Grundes, wodurch die Zeichnung oder die Erfindung sich auf das vortheilhafteste aushebt. Was in der Malerey der Hintergrund ist, ist in der Baukunst der Grund selbst, auf welchem das Gebäude errichtet wird; und kein Künstler sorgte mehr dafür, daß sein Werk nicht roh oder hart erscheinen möchte: das heißt: es sprang nicht auf einmal aus dem Boden hervor, ohne Erwartung und ohne Vorbereitung.

Dieß ist ein Zoll, den ein Maler einem Baukünstler schuldig ist, der wie ein Maler componirte, und der um die Belohnung seiner Verdienste von den witzigen Köpfen seiner Zeit gebracht wurde, welche die Grundsätze der Composition in der Dichtkunst nicht besser verstunden als er, und welche wenig oder nichts von dem wußten, was er vollkommen verstund, die allgemeinen leitenden Grundsätze der Baukunst und Malerey.

Sein Schicksal war das des großen **Perrault**. Beide waren Gegenstände der muthwilligen Spöttereyen einer gelehrten Parthey, und Beide haben einige der schönsten Denkmähler hinterlassen, die bis auf diesen Tag ihr beiderseitiges Vaterland

zieren;

zieren: die Façade des Louvre, Blenheim und Castle-Howard. *)

Alles zusammen genommen, dünkt mich, daß der Gegenstand und der Zweck aller Künste ist, die natürliche Unvollkommenheit der Dinge zu ersetzen, und oft, der Seele ein Vergnügen durch die Schöpfung und Vorstellung von Wesen zu verschaffen, die nie anders als in der Einbildungskraft ihr Daseyn hatten.

Jedermann räumt ein, daß Thatsachen und Begebenheiten, so sehr sie auch den Geschichtschreiber binden mögen, keine Gewalt über den Dichter oder den Maler haben. Bey uns muß die Geschichte nach diesem hohen Begriffe der Kunst sich richten und schmiegen. Und warum? Weil diese Künste, in ihrem höchsten Style nämlich, nicht mit den rohen und groben Sinnen zu thun haben, sondern mit einem Verlangen, einem Wunsche der Seele, mit jenem Funken der Gottheit, den wir in uns haben, und welcher ungern den Zwang und die Einschränkung der Welt trägt, die uns umgiebt.

So viel als unsere Kunst von diesem Funken der Gottheit hat, gerade so viel Würde — ich hätte beynahe gesagt, Göttliches zeigt sie; und diejenigen unserer Künstler, die dieses Unterscheidungszeichen im höchsten Grade besaßen, erhielten daher den herrlichen Beynamen göttlich.

*) Sitze des Herzogs von Marlborough und Lord Carlisle.

II.

Doolin von Maynz. Ein Rittergedicht. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1787. 392 Seiten in 8.

Herr von Alxinger, der Verf. dieser neuen Ritterepopöe, nimmt unter den guten Köpfen Wiens eine der ersten Stellen ein. Verschiedene seiner einzelnen in periodischen Schriften zerstreuten Gedichte machten ihn vordem als einen jungen Dichter von Talenten, von philosophischem Geist und einer nicht gemeinen Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe bekannt, der lächerlichen und schädlichen Vorurtheilen mit Muth und ohne die unangenehmen Folgen, die diese Kühnheit für seine Person haben konnte, zu scheuen, die Stirn zu bieten wagte. Im Jahr 1780 (Halle) gab er eine Sammlung Gedichte, und im Jahr 1784 (Leipzig) seine sämtlichen poetischen Schriften heraus, die die gute Meynung von seinen Talenten verstärkten, und wovon ein Theil den Beyfall der Kenner erhielt.

„Der Beyfall, den meine poetischen Schriften „gefunden haben (sagt Hr. v. A. in der jetzigen Vorrede) „machte mich nicht stolz — ich weiß „sehr gut, wie viel ihnen zur Vollkommenheit „fehlt — aber geneigt zu versuchen, ob meine „poeti-

„poetischen Schwingen auch einen längern Flug „aushalten würden. — Ich durchblätterte manche „Bücher, um Stoff zu einem größern Gedichte zu „finden, endlich traf ich auf die Rittergeschichte „Doolin von Maynz, die im vierten Theile der „Bibliothek der Romanen steht. Die Schicksale „des alten Guido, die Gefahr Cunigundens, der „Zweykampf Doolins mit Archimbalden, der Tod „Danemonds, schienen mir Scenen zu seyn, die „eine gute Wirkung thun müßten. Ich erfand „noch die Nebengeschichte Bertrands und Glorian„dens, und suchte sie nach dem Beyspiele meines „unsterblichen Wieland mit der Hauptgeschichte zu „verknüpfen.“ (Hr. Wieland ist also der einzige Dichter, der die Episoden seiner Gedichte mit der Haupthandlung verknüpft? Dieses Lob ist eben so seltsam, als wenn man ihm ein Compliment darüber machen wollte, daß seine Gedichte frey von falschen Reimen, undeutschen Wendungen und orthographischen Schnitzern wären) „ich änderte „am Romane, nahm weg, that hinzu, schmolz „zusammen, bis kein Stein auf dem andern ge„blieben, und außer den oben angeführten Scenen „nichts beybehalten war.“

Es ist eine mißliche Sache um die Verfertigung eines großen Gedichts. Die Forderungen, die man an den Dichter thut, der ein solches Unternehmen wagt, sind groß, und es werden seltne Fähigkeiten und mehr als gewöhnliche Kunst und Fleiß erfodert, sie nur in etwas zu befriedigen. Nicht genug, daß der Dichter seinen Plan reiflich

zu

zu überdenken, und eine interessante, wohlverbundene und gut motivirte Handlung zu ersinnen, nicht genug, daß er neue und frappante Situationen anzulegen, am rechten Orte glückliche und mit dem Ganzen verflochtene Episoden anzubringen, Charaktere, Sitten und Leidenschaften zu schildern versteht: sein ganzes Werk muß überdieß von einer feurigen, fruchtbaren Phantasie belebt, mit starken poetischen Zügen übersät, und mit philosophischem Geiste genährt seyn, wenn es dem Leser gefallen, ihn rühren und entzücken soll. Es mag sonst so viel Verdienst haben, als es will, wenn es den wesentlichsten dieser Foderungen nicht wenigstens einigermaßen Genüge leistet, so wird es bald ermüden und ungelesen bleiben. Kein Wunder also, daß sich von jeher immer nur wenige Dichter an große Gedichte gewagt, und daß es von diesen wenigen immer wieder nur den wenigsten gelungen ist.

Vorzüglich gilt dieses von unserm Vaterlande. Ein Gedicht von einigem Umfang, wenn es auch dem guten Kopfe nicht ganz misrathen soll, ist entweder das Werk einer ganzen Lebenszeit, oder doch mehrerer Jahre, in welchen der Dichter nur allein oder doch größtentheils seinen Planen und Ideen nachhängen kann, ohne durch andere trockne und zerstreuende Geschäfte gestört zu werden. Wie viele von Deutschlands Dichtern aber haben sich noch in dieser glücklichen Lage befunden? Den meisten blieb es unvergönnt, mehr als einige jugendliche Jahre, wo ihr Genie bey weitem noch nicht zur Reife gediehen seyn konnte, der Poesie mit Ernst

widmen

widmen zu können: in der Folge verwehrten ihnen Geschäfte und Berufsarbeiten (denn in Deutschland gilt die Poesie für keinen Beruf,) den Musen mehr als einige flüchtige Stunden zu schenken, die höchstens zur Verfertigung kurzer Gedichte hinreichten.

Ein Dichter, unerlößt von fremder Sorge, singet
Ein leichteres Gedicht —

Es war daher auch nichts geringers, als das Genie eines Wieland erfoderlich, um, unter langen Unterbrechungen und dem Druck eines öffentlichen Amtes, dessen Geschäfte geschickter waren, die Musen und Grazien zu verscheuchen, als anzulocken, ein Meisterstück wie den Idris zu vollenden, das allein einem Dichter die Unsterblichkeit versichern würde.

Dieser große Dichter ist es aber auch, der in Deutschland die Wagniß einer solchen Unternehmung doppelt größer gemacht hat, als sie vor ihm war: der selbst Männer von ausgezeichneten Talenten, die den Weg nach ihm mit einigem Glück und Aufsehn zu betreten gedenken, zur Verzweiflung bringen kann. Er ist es, der das deutsche Publikum Foderungen an die Dichter zu thun gelehrt hat, zu welchen berechtigt zu seyn, es sich vorher nicht im Traume hätte einfallen lassen. Ihm war es, und fast ihm unter allen Deutschen allein vorbehalten, den poetischen Stein der Weisen zu entdecken: die Erwartungen aller Klassen von Lesern zu befriedigen; Allen Alles zu seyn. Durch seine phantasienreichen

reiche, wollüstigen Gemälde bezaubert er den Jüngling, und den sogenannten Mann für die Welt; seine häufigen, eben so gelehrten, als scharfsinnigen und bedeutenden Anspielungen schmeicheln der Eigenliebe des belesenen Gelehrten. Der Philosoph und Menschenforscher bewundert seine große Kenntniß des menschlichen Herzens und der geheimsten Triebfedern unserer Handlungen, seine pragmatische Darstellung der Leidenschaften. Hierzu kommt noch eine Versification, eine Poesie des Styls, eine Leichtigkeit, jedem Objekt eine dichterische Seite abzugewinnen, die vielleicht ihres Gleichen nicht hat. In seinen Gemälden ist Zeichnung, Perspektiv und Kolorit alles gleich wahr, täuschend und bezaubernd. Durch die glückliche Biegsamkeit seines Geistes gelingt es ihm, sich in jede Lage zu versetzen; mit dem bewundernswürdigsten Scharfsinn sieht man ihn gleichsam den Augenpunkt errathen, aus welchem die größten Dichter aller Zeiten und Nationen die Natur und den Menschen beobachteten: auf seinem Grund und Boden gedeihen die Pflanzen und Gewächse aller Zonen und Himmelsstriche. Er vereinigt die blühende Phantasie und Naivität eines Ariosto, mit der Feinheit, dem Geschmack, der Präcision und der spöttelnden Laune eines Voltaire; die tiefe Empfindsamkeit eines Taßo, mit dem scharfen, philosophischen Blick und der Energie eines Pope.

Hr. v. A. besitzt gewiß Einsicht und Geschmack genug, daß er alles das fühlte, und sich selbst sagte, daß er sich keine dieser Schwierigkeiten verhehlte.

hehlte. Sie schreckten ihn aber nicht ab: er wagte einen Versuch, und dieser Versuch ist wenigstens so ausgefallen, daß man ihn mehr für edle Kühnheit, als Vermessenheit gelten lassen muß. Und doch können wir ihm beym Publikum kein großes Glück versprechen. Es kömmt gar zu viel auf die Zeit und die Umstände an, wann und wo und unter welchen Menschen und Bücher die Bühne der Welt betreten. Vor der Erscheinung der Wielandischen und Nicolaischen Rittergedichte würde Doolin allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, jetzt aber wird ihm schwerlich auch nur diejenige Gerechtigkeit, die ihm der strengste Richter nicht verweigern kann, wiederfahren. Es ist der Lauf der Welt, daß über den Bessern das Gute ganz vernachläßigt und vergessen wird. Auf den Beyfall seiner Landesleute im engern Verstande hat der Dichter schon selbst Verzicht gethan. „Hier (in Oester„reich) wird es wenig Glück machen. So viele „gute Eigenschaften meine lieben Landsleute auch „haben, so ist doch die Fähigkeit, Geisteswerke zu „beurtheilen, oder auch nur Geschmack daran zu „finden unter diesen guten Eigenschaften nicht. „Es versteht sich, daß es Ausnahmen giebt; aber „jede Ausnahme bekräftiget ja die Regel, und man „wird mir wenig Bücher nennen, die ohne per„sönliche Anzüglichkeiten, oder pudelnärrische „Späße (ein wienerisches Kunstwort!) einen „zu andern Städten verhältnißmäßigen Abgang in „Wien gefunden hätten." Dagegen rechnet er auf den Beyfall des übrigen Deutschlands. „Ich

„wün-

„wünsche, und ich darf sagen, ich hoffe, daß mein „Buch außer Oesterreich gefallen wird“. Wir wünschen es auch, wir können es aber mit Wahrscheinlichkeit nicht ganz hoffen. Im Gegentheil fürchten wir, daß Doolin für Wien um zwanzig Jahre zu früh, und für das übrige Deutschland, wo der gute Geschmack tiefer Wurzeln gefaßt hat, um zwanzig Jahre — zu spät geschrieben ist. Allein wir wollen uns nicht länger bey allgemeinen Betrachtungen aufhalten, sondern unsern Lesern erst den Plan des Ganzen vorlegen, und dann einige Bemerkungen über die Ausführung desselben hinzuthun.

Erster Gesang. Der tapfere Guido, Graf von Maynz, der Freund und Krieger Pipins, hatte von der schönen Cunigunde nur Einen Sohn, Namens Doolin. Allein dieß Eine Kind giebt auch desto größere Hofnung von sich, und schon im frühesten Alter Beweise von wahrem Muth. Bey einem Besuche am Hofe Karls des Großen, erhält es von diesem Fürsten ein gefeytes Schwert zum Geschenke, und wird in seinem sechsten Jahre zum Ritter geschlagen. An Guido's Hofe lebt seine Schwester Gloriande, ein kluges und schönes Frauenzimmer, aber unerbittlich spröde gegen alle Liebhaber, selbst gegen den wackern Ritter Bertrand, der endlich hofnungslos von Guido's Schloße zieht. Kaum ist er fort, so fängt sich in ihrem Herzen die Liebe gegen ihn an zu regen. — Guido verfolgt eines Tages auf der Jagd einen Hirsch. Er verwundet ihn, aber das Thier rettet

sich an die Clause eines Einsiedlers. Der Greis bittet für das Leben des Thiers, Guido aber hört ihn in der Hitze nicht, sondern wirft einen zweyten Wurfpfeil. Dieser trift durch ein Versehn den Einsiedler und tödtet ihn. Dieser Zufall macht einen solchen Eindruck auf Guido, daß er auf der Stelle den Entschluß faßt, gleichfalls ein Einsiedler zu werden, und sein Leben in dieser Clause zu beschliessen. So bringt er zehn ganzer Jahre unter Gebet und Kasteyungen zu, als auf einmal die Sehnsucht nach den Seinigen in ihm erwacht. Er beschließt zu ihnen zurück zu kehren, allein eine überirrdische Macht widersetzt sich seinem Vorhaben. Felsen thürmen sich vor seinen Schritten auf, Abgründe öffnen sich, und da er dennoch nicht ablassen will, so verliert er endlich gar den Gebrauch seiner Augen. Nun fängt er an, seine Vermessenheit zu bereuen und Gott den Meineid abzubitten, worauf er sein Gesicht wieder erhält, und nach seiner Hütte zurück kehrt. Hier stößt ein junger Ritter auf ihn, der um ein Nachtlager bittet.

Zweyter Gesang. Der junge Ritter fängt an, dem Clausner seine Geschichte zu erzählen. Er zeigt ihm das Bildniß seiner Tante, die ihn erzogen, und dieser erkennt darin seine Schwester Gloriande und in dem jungen Ritter seinen Sohn Doolin. In demselben Augenblick öfnet sich die Thür und Gloriande erscheint mit aller Pracht einer Fee. Sie erzählt dem Guido, was sich seit seiner Entfernung vom Hause zugetragen. Man hielt ihn bald für todt, und Archimbald, der

Sene-

Seneschall, der nach dem Besitze der schönen Wittbe und des Landes strebte, stund dem jungen Doolin nach dem Leben. Gloriande beschließt, heimlich mit dem Kinde nach Paris zum König zu entfliehn. Sie entkömmt auch glücklich, und stößt unterwegs auf den Ritter Bertrand, der freundlich empfangen wird. Sie verspricht ihm ewige Liebe und Treue, doch nicht eher den Besitz ihrer Person, bis Doolins Glück vollkommen gegründet sey. Der Ritter ist unter der Zeit in die Geheimnisse der Magie eingeweiht worden, und sichert nun beide für den Nachstellungen Archimbalds dadurch, daß er sie auf einem Zauberwagen in eines seiner Schlößer bringen läßt. Hier erhält Gloriande ebenfalls durch ein Zauberbuch Unterricht in der Magie, und lernt die Zubereitung zweyer Salben, deren eine das Leben verlängert, die andere die Schönheit erhält. Das Zauberbuch sagt ihr, daß es endlich Zeit sey, den Doolin in die Welt zu schicken, um seine Mutter zu befreyen. Sie macht dem Guido Hofnung, vielleicht mit der Zeit auch seine Gattin wieder zu sehen, wie er seinen Sohn wiedergesehn. Sie trennen sich.

Dritter Gesang. Der junge Ritter setzt seinen Weg fort. Er stößt auf ein Schloß, aus dessen Fenster ihn eine gefangene Prinzessin um Hülfe anruft. Er tödtet in einem heftigen Kampfe einen Drachen und Riesen, und befreyt die Prinzessin Flandrine, in die er sich verliebt, und die sich in ihn verliebt.

Vierter Gesang. Die Prinzessin Flandrine erzählt ihre Geschichte. Sie ist die Tochter des Sachsenkönigs Langibald und der Belisante, einer Gräfin von Flandern. Die Mutter, eine Christin, erzieht ihre Tochter in ihrer Religion, wozu der Vater, ein Heide, scheel sieht. Der heidnische König der Dänen Danemond, schickt einen Riesen und einen Zwerg als Freywerber nach ihr. Sie sträubt sich umsonst, der Tag des Abschieds ist gekommen, als der Vater eines plötzlichen Todes stirbt. Nunmehr schlägt sie die Hand des Dänenkönigs förmlich aus, der sie aber durch seine Abgesandten, den Riesen und den Zwerg, entführen läßt. Der Riese, ein Zauberer, verliebt sich selbst in sie, und bringt sie in das Zauberschloß, aus welchem der Ritter sie befreyt. Sie verlassen zusammen das Schloß und treffen auf einen Haufen Reiter, Dänen und Freunde des Riesen, unter welchen Doolin eine große Niederlage anrichtet. Der heimtückische Zwerg verwundet Flandrinen mit einem Wurfspieß. Doolin vertheidigt seine Schöne ritterlich und schlägt die Dänen ganz in die Flucht. Ihren Durst zu löschen, entfernt er sich einige Schritte, um Wasser zu schöpfen. In demselben Augenblick naht sich ein Däne und entführt Flandrinen. Die Dänen greifen ihn von neuem an, und schon ist er im Begriff zu erliegen, als ihm ein Trupp von Rittern zu Hülfe kömmt, die die Feinde verjagen, und ihn mit sich in die benachbarte Stadt führen.

Fünf-

Fünfter Gesang. Die Stadt, in der sie ankommen, ist Maynz selbst. Hier erwarten ihn schreckliche Auftritte. Archimbald beschuldigt seine Mutter, mit vielem Schein der Wahrheit, daß sie ihren verlornen Gatten selbst umgebracht habe. Sein Schwert vollendet, nach Ritterbrauch, den Beweis, und alle die gegen ihn die Lanze erheben, fallen unter seinen Händen. Das Jahr, das man ihr Aufschub bewilligt, ist verstrichen, und morgen schon soll sie den Scheiterhaufen besteigen. Im Hause Balduins, (so heißt der Ritter, der ihn nach Maynz gebracht, und von diesen Dingen Nachricht gegeben) findet Doolin seine Tante Gloriande. Alle Anstalten zu dem Tode seiner Mutter sind getroffen, als er sich dem Archimbald darstellt, ihn zum Kampf auffodert, überwindet, und dem Scheiterhaufen übergiebt, der seine unschuldige Mutter verzehren sollte. Er nimmt Besitz von seinem väterlichen Erbe und besucht mit seiner Mutter und Tante seinen Vater. Cunigunde baut in der Nähe seiner Clause ein Kloster, worin sie den Rest ihres Lebens zuzubringen denkt. Doolin nimmt Abschied von seinen Aeltern, und eilt, seine Geliebte aufzusuchen.

Sechster Gesang. Auf dieser Wanderschaft geräth er zuerst in einen schönen Garten, in welchem er ein sprechendes Bild der Gloriande, und ihren Geliebten Bertrand, den Besitzer des Gartens findet. Dieser zeigt ihm eine Menge Wunder der Natur und Geheimnisse der Chemie. Er glaubt vier Stunden mit der Betrachtung dieser Dinge zu-

gebracht zu haben, und es sind viel Monate. In einem Zauberspiegel läßt ihn Bertrand die Schicksale seiner Flandrine sehen. Ein Ritter hat sie aus den Händen der Räuber errettet. Sie sitzt wieder in ihrem väterlichen Schlosse. Zugleich erzählt ihm Bertrand, daß der König der Dänen sich mit einem großen Heere aufmache, sich Flandrinens zu bemächtigen. Er heißt ihn, seiner Geliebten zu Hülfe eilen, doch vorher erst sein Land von Karln zur Lehn zu nehmen: und giebt ihm ein Luftschiff, die Reise desto geschwinder zu endigen.

Siebenter Gesang. Doolin kömmt nach Paris, wird von Karln auf das freundschaftlichste empfangen, und mit seiner Grafschaft belehnt. Am Hofe findet er den Ritter, den er im Zauberspiegel seine Geliebte befreyen sehen, den tapfern Roboaster. Mit diesem und dem Bischoffe Turpin eilt er auf dem Luftschiffe nach Sachsen, seine Geliebte von den Dänen zu befreyen.

Achter Gesang. Das Heer des dänischen Königs ist zahllos. Die Sachsen thun einen Ausfall, und gerathen mit den Feinden in einen blutigen Kampf. Doolin kömmt eben zu rechter Zeit an. Er und Roboaster thun Heldenthaten, und erlegen allein unzählige Krieger.

Neunter Gesang. Der König der Dänen Danemond ist ein grausamer und feiger Mann. Der Zwerg, dessen schon oben erwähnt worden, brütet eine List aus. Danemond muß den Doolin zu einem Zweykampf auffodern. Der Zwerg stellt ihm

ihm ein Fantom entgegen: während daß Doolin mit diesem ringt, raubt er ihm sein Schwert, womit Danemond ihn so hart verwundet, daß er für todt zur Erde sinkt. Auch Roboaster wird überwältigt und gefangen. Das Glück des Streits wendet sich, und die Sachsen sind genöthigt, in die Stadt zurück zu kehren. Flandrine geräth bey der Nachricht von Doolins Tode in Verzweiflung: doch thut sie, um ihr Volk zu retten, selbst den Vorschlag, dem Danemond, unter gewissen Bedingungen, die er beschwören soll, die Stadt zu übergeben. Er schwört, und die Stadt ergiebt sich ihm, doch bricht er eben so geschwind sein Wort. Horst macht unter den Sachsen eine Verschwörung.

Zehnter Gesang. Bertrand erfährt durch magische Gesichte den Auftritt. Er eilt zu Hülfe, heilt die Wunde Doolins, und giebt ihm durch sein Lebenselixier neue Kraft. Unter der Verkleidung eines Spielmanns und Sängers dringt Doolin am Tage der Vermählung Danemonds mit Flandrinen in den königlichen Palast. Er singt vor dem trunknen Könige, dessen Beyfall er erhält, und der sich sogar ins Schachspiel mit ihm einläßt. Doolin, der sein Schwert in einer Ecke gewahr wird, schlägt dem König vor, dieses Schwert gegen einen Ring, den er vom Finger zieht, auf das Spiel zu setzen. Doolin gewinnt, der König voll Wuth will ihn schlagen, Doolin aber ergreift sein Schwert und tödtet ihn. Nun dringt er auf die übrigen Dänen ein, die alle zit-

ternd vor ihm fliehn. Die verschwornen Ritter gesellen sich zu ihm. Sie greifen das Lager der Dänen an: erwürgen eine Menge im Schlafe und stecken die Zelte in Brand. Nun steht der Vereinigung des glücklichen Paars nichts mehr im Wege. Auch Bertrand und Gloriande erscheinen in einem Zauberwagen und Turpin vereinigt beide Paare. —

Dieß ist des Gedichtes Plan und Gang, dessen Ausbildung dem Dichter, nach dem, was er in dem Roman vor sich fand, unmöglich viel Mühe gemacht haben kann. Die Theile desselben sind nur wenig verbunden, und die Handlung ist eigentlich eine doppelte, die Befreyung der Mutter und der Geliebten, die nicht genau mit einander verwebt sind. Die Vollendung des ersten Abentheuers hat keinen Einfluß auf das zweyte. Die Erwartung des Lesers wird nie gespannt, also ist auch kein wahres Interesse vorhanden, und man nimmt an der Haupthandlung so wenig Antheil als an den einzelnen Personen. Es ist zwar ein Knoten in der Handlung, aber dieser Knoten wird in einem Augenblick geschürzt und in einem Augenblick gelößt. Die Episode mit Bertrand und Gloriande mag freylich etwas mehr Leben in das Stück bringen, aber gewiß ist es auch, daß sie das Interesse stört.

Gleich der Anfang des Gedichts führt die Erwartung der Leser irre. Muß man nicht glauben, der Graf Guido, mit dessen Schicksalen sich der ganze erste Gesang beschäftigt, werde entweder die

Hauptperson des Gedichts werden, oder doch wenigstens eine große Rolle spielen: aber nichts weniger als das. Im zweyten Gesange thut er nichts, als daß er den Erzählungen seines Sohnes und seiner Schwester zuhört, und im fünften Gesange erscheint er einen Augenblick, um dann auf immer zu verschwinden. Die Episode würde als Episode betrachtet nicht ohne Verdienst seyn, aber an die Spitze seines Gedichtes hätte sie der Dichter nicht stellen sollen. Es ist unumgänglich nöthig, und alle gute Dichter haben diese Regel befolgt, die Hauptpersonen dem Leser gleich vor das Auge zu bringen.

Die Hauptperson erscheint endlich, und wirklich wäre ihre ganze Situation interessant genug, wenn der Apparat, mit dem sie erscheint, dieses Interesse nicht gleich wiederum vernichtete. Ein Held, mehr Knabe noch als Mann, der mit edlem Muth einem gefahrvollen Unternehmen entgegengeht, ist sehr geschickt unsere Theilnahme für sich zu erregen: allein wenn dieser Knabe übernatürliche Kräfte zur Stütze hat, so hört er auf, ein Knabe zu seyn, und nichts, was er thut, wird uns mehr in Verwunderung setzen. Was Wunder, daß ein Kind, Drachen, Riesen, und ganze Heere besiegt, wenn es ein Schwert führt, dem kein Panzer und keine Gegenwehr widersteht, und ein Magier und eine Fee jeden seiner Schritte bewachen? Der Dichter mag sich noch so viel Mühe geben, Schwierigkeiten zu thürmen, und seinen Helden in die verzweifeltste Lage zu bringen — eine Mühe, die sich

der

der Dichter des Doolin überdieß fast ganz erspart hat — alle seine Mühe ist umsonst. Der Leser läßt sich nicht täuschen. Je größer die Noth wird, desto weniger ist er für den Helden besorgt, da er mit Zuversicht erwarten kann, daß der Deus ex machina zu rechter Zeit erscheinen, und den Knoten, wenn nicht lösen, doch gewiß zerhauen wird. Dieser Tadel trift freylich alle Gedichte, in denen übermenschliche Kräfte die Triebfedern oder die Grundlage der Handlung sind; allein es giebt doch zwey Mittel, wodurch dieser Fehler und die Erschlaffung und Schläfrigkeit, die durch ihn in ein Gedicht kommen, um vieles vermindert, und auf eine Weile wohl ganz entfernt werden können.

Erstlich. Non deus intersit, nisi dignus vindice nodus! Der Auftrag Karls des Großen an Hüon im Oberon ist von der Art, daß der Ritter ihn ohne Oberons Beyhülfe unmöglich würde haben ausführen können. Oberons Beystand war also unentbehrlich, und der Held des Gedichts verliert dadurch nichts von seiner Würde. Der Muth, mit welchem er, ohne die geringste Hofnung einer Unterstützung, allein sich in eine Unternehmung wagt, vor welcher selbst die tapfersten Ritter zurück beben, und deren Ausgang für ihn unvermeidlicher Tod scheinen mußte, bringt uns eine Achtung für ihn bey, die nichts vermindern kann. Ganz anders aber ist der Fall im Doolin. Daß ein Knabe, aber nur ein Knabe den Jahren, nicht dem Geiste nach, seine Mutter von einer schimpflichen Gefangenschaft befreyen und sein väter-

terliches Erbe aus den Händen eines Usurpators reißen soll, bleibt freylich ein schweres Unternehmen, aber immer doch ein Unternehmen, bey dem ihm zu viel, zu viel natürliche Hülfsmittel offen stunden, als daß es eines übernatürlichen bedurft hätte. Er konnte auf die Gerechtigkeit eines mächtigen Kaisers, der ihn kannte und schätzte, und auf die Liebe seiner Unterthanen rechnen, bey denen es nur einen Wink gekostet hätte, dem ohnmächtigen Verräther die Hände zu binden. Nunmehr aber hat Doolin, als er zu seiner Unternehmung auszieht, gleich vom Anfange an, alle Unterstützung zur Seite, und kann die Sache mit einer Zuversicht angreifen, die so wenig ihn als den Leser für den glücklichen Ausgang in Sorgen lassen kann.

Zweytens. Wenn es auch dem Dichter, der Natur der Sache nach, nicht gelingen kann, ein starkes Interesse für seinen Helden zu erregen, so lange die wunderbare Hand im Spiele bleibt, so bleibt ihm doch immer noch ein Ausweg frey. Er kann wenigstens ein Mittel ersinnen, wodurch er ihren Einfluß auf einige Zeit abwendet, und den Helden in den Zustand gewöhnlicher Menschen versetzt. Man erinnere sich, wie glücklich der Dichter des Oberon sich dieses Kunstgriffs zu bedienen gewußt hat. Jeder Leser von Geschmack und Gefühl, wenn er sich gleich den Grund nicht angeben konnte, wird bemerkt haben, daß in jenem Gedichte das Interesse gerade da am stärksten ist, wo Oberon seinen Hüon am meisten verlassen hat: das heißt, vom siebenten bis in die Mitte des letzten Gesanges.

ges. Auch gilt das vom ersten Gesange und der ersten Hälfte des zweyten, ehe noch vom Oberon die Rede ist. Die Maschinen spielen also nicht einmal durch die Hälfte des Gedichts. Daß Titania auf der wüsten Insel die Stelle einer Hebamme bey der Amanda vertritt, und ihr in der Folge das Kind entführt, und daß Oberon den Hüon von einem Geist durch die Luft nach Tunis bringen läßt, kann für keine Ausnahme gelten: da alles das nicht von wesentlicher Einwirkung auf das Ganze ist, und das letztere vorzüglich nichts als ein Mittel war, dem Dichter, seinem Helden und dem Leser eine langwierige Reise zu ersparen. Man mache die Anwendung auf Doolin! Dieser junge Held büßt nicht eher als im neunten Gesange seinen Talisman, sein Schwert ein. Er sinkt zwar unter dem Streiche seines Gegners zu Boden, allein er ist nur in den Augen Danemonds, aber nicht in den Augen der Leser todt. Diese würden zwar, hätte es in ihren Kräften gestanden, dem braven Doolin auch diesen Schmerz erspart haben, aber sie trösten sich doch bald wieder, da sie sehen, daß er zwar etwas Blut, aber nicht das Leben einbüssen wird. Denn, es komme, wie es wolle, Bertrand und Gloriande leben ja noch. Bertrand ist zwar fern, allein er besitzt einen Zauberspiegel, worinnen er sehen kann, was er will, und gewiß wird er es in diesem entscheidenden, kritischen Zeitpunkte nicht unterlassen, ihn fleißig zu Rathe zu ziehen. Er wird, wenn es nöthig ist, seinem Freunde zu Hülfe fliegen; und das geschieht auch:

Denn

Denn eh sein Leben ganz aus dieser Wunde troff,
Mahlt sich durch magische Gesichte
Die ganze klägliche Geschichte
Dem Bertrand ab: gleich wirft der Philosoph,
Für seinen Freund aufs zärtlichste besorget,
Sich in den Wagen, fleucht, als hätt' er zum Gespann
Vom Helios Lichtstrahlen sich erborget,
Und langt zu rechter Zeit noch an.

(Wir merken hier im Vorbeygehn eine große Unwahrscheinlichkeit an, die sich der Dichter zu Schulden kommen lassen. Danemond versetzt dem Doolin mit seinem Schwert einen Streich in die Hüfte, worauf dieser zu Boden stürzt. Danemond nimmt es als eine ausgemachte Sache an, daß er todt seyn müsse und kümmert sich weiter nicht um ihn. Ist das wahrscheinlich? Es lag ihm an der Gewißheit dieses Todes allzuviel, als daß er sich nicht ganz davon zu überzeugen hätte suchen sollen. Vorzüglich würde das ein Mann von Danemonds Charakter gewiß thun, den der Dichter als eine Memme schildert. Einen zweyten Hieb wäre er ja wohl noch werth gewesen.)

Alles Interesse in den Werken der Dichtkunst entspringt aus zwey verschiedenen Quellen: aus der Situation der handelnden Personen und der Schilderung der Empfindungen und Leidenschaften. Jenes Interesse, das aus der Situation der Personen entspringt, muß, wie wir gesehen haben, dem Doolin gänzlich abgesprochen werden: wir untersuchen nun, in wie fern er auf das Interesse der

zwey-

zweyten Art Anspruch machen könne? Aus dem Mangel von jenem läßt sich schon a priori schliessen, daß auch dieses leztere entweder gar nicht, oder doch nur in einem sehr geringen Grade vorhanden seyn werde. Auch der größte, merkwürdigste Mann hat das Ansehn eines gewöhnlichen Menschen, und erweckt eben so wenig Aufmerksamkeit, wenn er in den gewöhnlichen Situationen des Lebens erscheint. Aber nicht genug! Die Situation, in welcher er sich befindet, braucht nicht alltäglich zu seyn: laßt ihm eine Menge Schwierigkeiten, die er überwinden muß, im Wege liegen, laßt eine Menge Umstände sich vereinigen, die ihm Gefahr oder gar den Untergang drohen — wenn ihm selbst diese Schwierigkeiten keine Schwierigkeiten dünken, wenn er selbst diese Gefahr nicht für Gefahr achtet, wenn er sich auf seine Klugheit, seine Gewalt, und mächtigen Beystand verlassen kann, und darauf verläßt, so wird er kalt, ruhig, unbesorgt bleiben, und der Beobachter im Leben, der Zuschauer vor der Bühne und der Leser das Buch in der Hand, bleiben es mit ihm. Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi! Man mache die Anwendung auf den Doolin! Alle Personen, die in diesem Gedichte auftreten sind die leidenschaftlosesten Geschöpfe, die man sich denken kann, oder, was in Rücksicht der Wirkung auf eins hinaus läuft, ihre Leidenschaften sind blos angedeutet, nicht entwickelt. Zwar sind einige von ihnen verliebt, aber diese Liebe macht ihnen wenig zu schaffen, da sich wenig Schwierigkeiten in den Weg legen. Bertrand

und Gloriande lieben sich zwar, aber wie frostig und mit einer wahren Ehestandsliebe. Sie verschieben, man weiß nicht warum, ihre Vereinigung und leben ganzer zehn Jahre von einander entfernt. Doolins und Flandrinens Liebe ist auch eine Leidenschaft von ganz gewöhnlichem Schlage. Doolin ist dem Mädchen recht gut, er erweißt ihr so gar einmal einen Augenblick die Ehre, eifersüchtig zu seyn, aber dabey bleibt es auch. Er fühlt und thut nicht mehr für sie, als er im Nothfall für jede andere gethan haben würde. Was von den Leidenschaften gesagt worden, gilt auch von den Empfindungen und Gefühlen jeder Art. Wir sehen fast immer den Helden, aber desto seltner den Menschen.

Ein anderer großer Fehler der Composition ist die Einförmigkeit der Situationen und Scenen. Alles, was im ganzen Gedichte Handlung ist, besteht in Kämpfen und Gefechten, oder doch wenigstens in Vorbereitungen dazu. Scenen sanfterer Art, bey denen die Phantasie mit Vergnügen verweilte und sich erholte, Scenen, wo man weniger die Helden, als die Menschen, ihre Leidenschaften, Empfindungen und Schwächen, und nicht immer ihren Muth, sondern auch einmal ihr Herz zu sehen bekäme, dergleichen es im Oberon unzählige giebt, sucht man hier vergebens. Der ganze achte und neunte Gesang ist eine fortlaufende Gallerie von Zweykämpfen und Ermordungen, die dem Leser die tödtlichste Langeweile macht, ob sich gleich der Dichter viel Mühe gegeben hat, diese Schilderun-

gen durch eingestreute Bemerkungen und Züge aus der Geschichte und den Sitten der streitenden Nationen aufzustutzen. Der sechste Gesang ist die einzige Episode, deren Gegenstand mit den übrigen etwas contrastirt: allein dafür herrscht wiederum in der ganzen Beschreibung des magischen Gartens und Palastes eine scientifische Trockenheit, die wenig Leser erbauen wird, und wofür sie sich durch einzelne schöne Stellen nicht entschädigt glauben werden.

Das allgemeine Gährungsmittel,
Wird hier in goldenen Phiolen aufbewahrt,
Es wirkt auf Wesen jeder Art,
Befreyet sie vom groben Kittel,
Der sie entstellet und befleckt;
Ganz aufgeschlossen, unverdeckt,
Gereiniget durch diese Wunderseife,
Gelangen sie zu ihrer wahren Reife.

Auf diese Art sollte es nicht schwer fallen ein ganzes Compendium der Chemie in ein episches Gedicht einzuschieben.

Ueberhaupt ist die ganze Manier unsers Dichters, und vorzüglich sein Erzählungston zu historisch, steif und trocken. Man vermißt in den Schilderungen einzelner Gegenstände und ihrer Zusammensetzung die schwelgerische Phantasie, die über alles Reiz, Neuheit, Leben und Wärme verbreitet. Wenn man einen Gesang aus dem Oberon gelesen hat, und dann einen Gesang aus dem Doolin liest, so glaubt man sich von einer Opernbühne, wo der Zauber der höchsten Illusion alle Sinnen

betrog,

betrog, hinweg vor ein ander Theater versetzt zu sehen, über welchem, statt jener entzückenden Erleuchtung, das helle Tageslicht ruht, wo die Schminke grell auf den Wangen des Schauspielers liegt, wo die Decorationen das scheinen, was sie sind, wo man nicht Häuser noch Bäume, nicht Tempel noch Fluren, sondern allenthalben die flache, gemalte Leinwand erblickt. Diesen Beweis mit aller Vollständigkeit führen, hieße die Schranken überschreiten und die Absicht unserer Bibliothek vergessen. Wir können und müssen es unsern Lesern überlassen, sich hiervon selbst zu überzeugen. Indessen hoffen wir, daß einige Betrachtungen über das Detail, die wir noch anzustellen willens sind, und die einzelnen Stellen, die wir anführen werden, wenigstens in etwas zur Bestätigung unsers Urtheils dienen sollen.

Die Versification im Ganzen genommen verdient viel Lob, und man kann den großen Fleiß nicht verkennen, den der Dichter darauf verwandt hat. Aber freylich ist sie eine Kunst, in der man nur mit großen natürlichen Anlagen Meister werden kann. Es wird zwar wenig Fälle geben, wo man dem Verf. falsch gebrauchte Sylben, zu harte Elisionen, Hiate oder das Zusammenstoßen zu harter Consonanten vorwerfen könnte, und doch versuche man es und lese einen Gesang von Doolin laut. Die Zunge wird oft ihre Dienste verweigern, man wird sich bald ermüdet fühlen. Der Ton, in dem man lesen muß, das Steigen und Fallen der Stimme bietet sich nicht gleich von selbst dar, man muß

es erst mit Mühe errathen. Man wird allenthalben die Mühe gewahr, die jeder Vers dem Dichter gekostet hat, man glaubt ihn gleichsam noch in der Arbeit begriffen, man hört ihn feilen und hämmern. Mit aller Anstrengung ist er nicht in das Geheimniß des poetischen Periodenbaues eingedrungen, worin Virgil ein solcher Meister war, worin Klopstock ihn so sehr bewunderte, und mit Wieland erreichte. Nur Ein Beyspiel von vielen, aus welchem Kenner sehen werden, wo wir hinaus wollen, und was es ist, das wir der Versification unsers Dichters — das Wort Versification in der weitesten Bedeutung genommen, — absprechen müssen. Es ist von einem magischen Elixir die Rede.

Auch stärkt und nährts so sehr, daß jeder, der es trinkt,
Durch ganze Monden nicht, des Schlafes, keiner Speisen,
Und keines Tranks bedarf, und dennoch fest, wie Eisen
Sich alle Nerven fühlt, auch blinkt
Und schmeckt es wie der Saft von Tokays edlen Reben;
Kein Wunder, daß der Held den diamantnen Krug,
Worinns der Philosoph zu kosten ihm gegeben,
Halb ausgeleert, auf Einen Zug.

Das Gedicht ist, wie man aus diesem Beyspiele sieht, in achtzeiligen Stanzen geschrieben. Die Verse sind nicht von gleicher Länge, aber alle rein

jam-

jambisch, da Wieland sich bisweilen auch Anapästen und Dactylen erlaubt hat. Nie treffen mehr, als zwey männliche oder weibliche Reime zusammen. Wenn die eine Strophe sich mit einem männlichen Reime schließt, so fängt die folgende jedesmal mit einem weiblichen an, und so umgekehrt. Eine Regel, deren Beobachtung dem Dichter viel Mühe gemacht haben muß, die aber auch dem Ohre ein wirkliches Vergnügen gewährt. Nicht so vollkommen ist die innere Einrichtung der Stanzen. Der Dichter hat es oft vergessen, daß jede Stanze ein kleines Ganze für sich ausmacht, das seinen Anfang, sein Mittel und Ende haben muß. Er zieht nicht selten sein Gemälde unvollendet aus einer Stanze in die nächstfolgende hinüber, was uns wenigstens eine üble Wirkung zu thun scheint. So z. B. III. Ges.

11.

Der Ritter springt vom Pferd, erblickt die Ueberreste
Von einer Eiche, deren Aeste
Die Wolken vormals schlugen, nützt den Fund,
Zieht, diesen Stumpf, den jezger Menschen sieben
Mit Hebeln kaum der Erd' enthüben,
Als wär' er nur ein Schilfrohr, aus dem Grund,
Und schleudert ihn mit Macht: in einem Bogen schweifet
Das Holz hoch durch die Luft und pfeifet,

12.

Auch fehlt es nicht des Unthiers breiten Wanst;

 Doch

Doch schlägts nicht durch, obschon gleich Mauerbrechern;
Es fähig war, Bollwerke zu durchlöchern u. s. w.

Ein größerer Fehler, und der noch häufiger vorkömmt, ist, daß die Stanze, (statt mit einem hervorstechenden Vers, und mit einem Zuge zu schließen, der das Gemälde vollendete, ründete und erhübe, wie es im Idris, im Oberon und den besten italienischen Gedichten der Fall fast immer ist,) gewöhnlich ein paar matte, oft sogar müßige Verse nachschleppt. Z. B. I. Ges.

20.

Er hatte kaum vollendet, husch!
Da springet rauschend aus dem nächsten Busch
Ein Hirsch hervor, ein Hirsch mit sieben Enden:
Graf Guido zielet zwar ihm nach dem Herzblatt hin,
Allein das Wild empfängt durch schnelles Wenden
Nur eine Ribbenwund' und diese läßt es fliehn;
Doch flieht es langsam mit Beschwerde
Und röthet auf der Flucht mit Schweiße Strauch und Erde.

Allein vielleicht soll dieser letzte schleppende Vers eine poetische Malerey seyn, eine nachahmende Harmonie: also ein paar andere Beyspiele. I. Ges.

13.

Er sagts, besteigt den Thron, läßt vor sich hin
Den kleinen, froh erstaunten Helden knien,
Schlägt ihn mit dem gewählten Schwerte
Zum Ritter, schenkt es ihm und spricht:
Der neue Ritter weiß es nicht,

Welch

Welch groß Geschenk ich ihm verehrte,
Nach Dyrandaln ist euch, bey meinem Rittereid!
Kein Schwert, das dem glich in der Christenheit.

VIII. Ges. 51.

Auch Gatach, Henning, Gotho fallen
Durch Roboasters Siegerhand;
Auch rettet Snio nicht, der Dienst in Odins Hallen,
Die Priesterbinde nicht, die seinen Helm umwand.
Er glaubte selbst, so manche prächtge Fabel,
So er von seinem Gott, und dessen Macht gelehrt;
Doch Odin schützt ihn nicht, nun Roboasters Schwert
Entzwey ihn kliebt, bis an den Nabel.

In Schilderungen ist unser Dichter selten glücklich. Die Züge sind oft übel gewählt, und noch übler zusammen gestellt, so daß sie das Bild und den sinnlichen Eindruck mehr verdunkeln, als beleuchten. Zur Probe kann gleich der Eingang des Gedichts dienen.

Wer ist es, der in jenem finstern Wald,
Durch den nicht oft das krumme Jagdhorn schallt,
Weil hier das scheue Wild zu großes Dickigt schützet,
Vor einer Clause betend sitzet?

Gewöhnlich sind die Bilder ohne Wahl durch einander geworfen, wie in folgender Beschreibung des Morgens:

II. Ges. 53.

Sie stehet auf und gehet vor die Zelle;
Sohn und Erzeuger folgen nach.
Sie fanden alle Vögel wach,
Das Eichhorn scherzte, Morgenhelle
War durch das Firmament gegossen, und vom Naß
Des frühen Thaues stand beperlet Laub und Gras:
Der Hengst des Paladins u. s. w.

Solche Schilderungen vergnügen nur dann, wenn die Phantasie successive vom Allgemeinen zum Besondern, vom Kleinern zum Größern, vom Nähern zum Entferntern, oder umgekehrt geführt wird. Der Dichter aber, der, ohne auf die Gesetze der Perspektiv und Haltung zu sehen, alle seine Bilder, wichtig oder minder wichtig, gleich nah vor das Auge rückt, sie alle neben, über und unter einander malt, ohne sie zu gruppiren, verdient nicht weniger Tadel, als der Maler, der auf seiner Leinwand so zu Werke gehen wollte. Nun nur noch Ein Beyspiel einer verunglückten Schilderung, das für hundert andere dienen kann. Doolin erzählt im II. Ges. seinem Vater von seiner Tante und

8.

In diesem Augenblick eröfnet sich die Thür,
Ein Zauberglanz durchströhmt die ganze Hütte,
Und Gloriande stehet hier
In der erstaunten Sprecher Mitte;
Ihr blaues Kleid, mit Gold gestickt,
Auf das voll Eifersucht der Sternenhimmel blickt,
Verräth die Schwanenbrust, so wie sie auf und nieder

Unruhig

Unruhig wallt, und schmiegt sich an die schlanken Glieder.

9

Die Zeit, vor der sonst Reiz' und Schönheit fliehn,
Hat wider Gloriandens Wangen
Vergebens angekämpft, sie prangen
Zwey jungen Rosen gleich, und werden nie verblühn,
Da Zauberkünste sie bewahren, u. s. w.

Diese Beschreibung dünkt uns ein redender Beweis von der Armuth des Dichters, von seiner kühlen Phantasie und Mangel an Begeisterung zu seyn. Das erste, was er an diesem schönen Weibe sieht, ist das blaue, goldgestickte Kleid, dann erst sieht er die Schwanenbrust und die Wangen, deren Beschreibung allein eine Strophe einnimmt. Der Dichter sollte sich ganz in die Lage seiner Personen versetzen, und genau so beschreiben, wie sie sahen, und nur das beschreiben, was ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Wer aber sieht einer Person, die ins Zimmer tritt eher auf die Füsse oder auf den Rock, als ins Gesicht? Und warum beschreibt der Dichter uns gerade das Kleid, die Brust und die Wangen, und warum nicht auch die Augen, den Mund, die Arme? Und warum nicht lieber diese als jene? Diese Theile sind ja wohl überhaupt eben so wichtig als jene, und ihre Beschreibung wäre in dem vorliegenden Falle so wesentlich und wichtig gewesen, als die Beschreibung von jenen. Solche Fehler und Flecken kann nur der für Kleinigkeiten ausgeben, der nicht weiß, daß

auf diese Kleinigkeiten in der Poesie alles ankömmt, daß nur durch sie Illusion, Leben und Vollendung in ein Gedicht kömmt, oder alles kalt, steif und todt ist. Gleichnisse, vorzüglich große und ausgeführte, sind wesentliche Zierden eines großen Gedichts. Im Doolin findet man ihrer überhaupt nur wenige, nur wenige sind ausgeführt, und noch seltner haben sie viel ästhetische Kraft.

VI. Ges. 16.

Auch blinket durch das Gras ein klares
Gekrümmtes Bächlein schön hervor,
Schön, wie ein Silberstreif in einem grünen Moor.

VII. Ges. 3. (Doolin befindet sich in dem Luftschiff.)

— er lehnet sich aufs Vordertheil und sieht
So manche lustge Stadt, so manche schöne Gegend,
Die, sich nun her zu ihm, nun weg von ihm bewegend,
Schnell unter seinen Füssen flieht;
Doch kann er wenig unterscheiden;
Denn kaum will sich sein Aug an einem Bilde weiden,
So weichet es zurück, und seine Blicke füllt
Ein zweytes, drittes, viertes Bild.

4.

Wie, wenn durch Hülfe bunter Gläser
Die magische Laterne bald
Den Porzellanthurm der Chineser
Bald den Sankt Stephans Dom auf weiße Flächen malt,
Das Kind erstaunend sitzt und schweiget:

Dieser

Dieser Zug kann beweisen, daß unser Dichter auch in Kleinigkeiten kein aufmerksamer Beobachter der Natur ist — doch vielleicht schweigt das Kind nur des Reimes willen.

Doch eh an Einem Bild sein Blick sich sätt'gen kann,
Der aus Sabaudien gekommne Wundermann
Schon wieder neue Bilder zeiget.

Auch die Beywörter, die so viel zur Lebhaftigkeit und Wahrheit des Styls beytragen, sind selten glücklich gewählt, und noch seltner neu. Folgende sind die beiden besten im ganzen Gedichte.

VI. Ges. 13.

Die Frucht des Brodbaums,
Die hier grün, stachellos, besprengt
Mit blaßen Tüpfelchen an müden Aesten hängt.

VII. Ges. 11.

Was seh ich? täuschet mich mein trunknes Auge nicht?
Ha! Dieser Fluß, der um das Grün der Matten
Die himmelblauen Arme flicht,
Ist ja die Sein' u. s. w.

Der Scherz ist oft nicht der feinste, und kleidet überhaupt den Verf. nicht. III. Ges.

31.

Noch ward ein wohlbehaltnes Exemplar
Von jedem Horn Vulkans (Man weiß, die Sammlung war
So unbeträchtlich nicht) dem Kennerblick gewiesen.

Hier

Hier lag Cythere bey Anchisen,
Hier bey Adonen, dort bestrickt und purpurroth,
Vor Scham? nicht doch! vor Lust beym starken Kriegesgott:
Denn den erlauert' einst ihr Herr Gemahl beym Naschen,
Die Fornicationsgebühren zu erhaschen.

Ekle Züge. III. Ges.

10.

Der breite Schuppenleib, von Gift hoch aufgeschwollen,
Der Rachen, der, mit Zähnen vollgestopft,
Grüngelben Geifer niedertropft.

28.

Die frechen Bildner — — —
Sie, die im Stande sind, mit den aus Nasos Buch
Von den Verwandlungen entlehnten Lustscharmützeln,
Den grauen Nestor selbst, trotz seinem großen Bruch,
Zu Satyrthaten aufzukitzeln.

49.

Denkt euch noch überdieß auf einem spitzen Kopf
Fuchsrothes, dünnes Haar, krumm, wie des Todes Hippe,
Den spannenlangen Leib, am Speckhals einen Kropf,
Und Ohren, die so lang vor einer Eselkrippe
Nicht wackeln, denkt, es seyn die Waden schief gedreht,
Gorkziehern gleich — —

IV. 48.

Der Knabe zum Genuß kaum halb noch ausgestattet,

Ent-

Entwischet der Natur, wagt vor der Zeit den Biß
In die verbotne Frucht, feicht abgemattet
Auf Dirnen, die durch Frechheit ihn gekörnt
u. s. w.

Seltsame, gezwungene Ausdrücke.

IV. 25.
— Denn ist für edle Seelen
Das Mitleid nicht ein neuer Liebeskitt?

IV. 39.
Tritt unversehns das Riesenthier herein.

V. 41.
Und seine rechte Hand, die er zur Faust geballet,
Hätt' auch kein Donner aufgekrallet.

VI. 59.
In diesen Gegenden schwebt auch das Heer der Wolken,
Leicht, wandelbar, gemalet grau in grau,
Aus denen Regen troff und Thau,
Als Gottes Finger sie gemolken.

Die Harmonie des Verses hängt von unzähligen Kleinigkeiten ab. So giebt es gewisse Elisionen, an die sich das Ohr nie gewöhnen wird:

keine Kehl' im ganzen Haine schweiget.

Es giebt nur äußerst wenige weibliche Wörter, in denen man das End e wegwerfen darf. Von der andern Seite wird aber auch der Vers durch die zu häufig eingeflickten e matt und schleppend:

Sie stehet auf und gehet vor die Zelle.

Die

Die Sprache des Verf. ist im Ganzen rein und richtig. Er ist der correcteste Wiener Schriftsteller. Doch kommen noch immer hier und da einige Unrichtigkeiten und Provinzialismen vor. Das thürmende Paris: Schau tragen. Entzwey klieben. Falsche Reime: Königs, Phönix. Auch die Namen einiger Personen hätten mit andern vertauscht werden können, die weniger nach der Zeit der Talander und Menantes schmeckten, als Gloriaude, Flandrine, Belissante.

Doch genug hievon! Wir müssen unsern Dichter nun auch von seiner bessern Seite zeigen. Was ihm vorzüglich gelingt, sind philosophische Stellen:

II. Ges. 1.

O heilige Natur, wie herrlich ist dein Plan!
Der Weise staunet ihn mit stiller Ehrfurcht an,
Und läßt den blinden Thoren klagen:
Im Geben bist du klug, noch klüger im Versagen;
Durch Mängel eines Theils weiß deine Meisterhand
Vollkommenheit des Ganzen zu erstreben,
Sie weiß ein allgemeines Band
Aus gegenseitigen Bedürfnissen zu weben.

2.

Der Mann bedarf des Weibs, daß sie den wilden Trutz
Von seiner rauhen Seele schleife;
Das Weib bedarf des Manns, damit sein starker Schutz,
Sie deck' und ihr Verstand durch seine Weisheit reife;
Das Alter braucht der Jugend Muth,
Kraft, Thätigkeit und Feuer abzuborgen;

Doch

Doch leiht es ihr dafür die Kunst voraus zu sorgen,
Erfahrung, Klughrit, kaltes Blut.

VI. Ges. 1.

O Liebe, wohl mit Recht erhob
Die Vorwelt deine Wunderkräfte,
Wohl billig machet sich der Dichter Chor dein Lob
Zum heiligsten, zum süßesten Geschäfte.
Denn du hast ja zu aller Frist,
Seit um den Sonnenball die Erde Gottes tanzet,
Was schön darin und gut und edel ist,
Durch deine Lehrlinge gepflanzet.

2.

Du hast mit schöpferischer Hand
Am Spiel Apolls die ersten Saiten,
Die ersten Seegel aufgespannt,
In einem schwanken Holz auf Fluten hinzugleiten.
Du hast den ersten Schattenriß gemacht,
Das erste Bild geschnitzt, den ersten Kranz gewunden,
Und zur Vollkommenheit durch steten Fleiß gebracht,
Was du mit regem Witz erfunden.

3.

Vornehmstes Rad, durch welches Gott die Welt,
Die große Wunderuhr im gleichen Gang erhält,
Und stets erhalten wird, trotz dem Gewinsel
Kleingläubiger und trotz der Bösen Spuck.
Ach! ohne dich der Menschheit größtem Schmuck,
Wär' unsre Welt nur eine Narreninsel,
Ein Sudler wäre Mengs, ein Stümper wäre Gluck,
Ovid ein Geck und Wieland selbst ein Pinsel.

Es ist uns unbegreiflich, wie der Verf. in dieser artigen Schilderung ein so paar abgeschmackte Verse, wie diese beiden letztern Zeilen sind, sich hat

hat verzeihen können. Man kann sich nichts denken, was mehr aller Wahrheit, und zugleich aller Urbanität entgegen wäre. Wenn, ohne Liebe, Mengs ein Sudler, Gluck ein Stümper, Ovid ein Geck und Wieland ein — Pinsel wäre, was könnte man von dem Verfasser selbst sagen? Denn in seinem ganzen Gedicht weht kaum ein leiser Hauch der alma Venus.

4

Wahr ist es, deine Lust verkehrt sich oft in Pein,
Doch sprießen uns, zur Prüfung nur Gebornen,
Hienieden je wohl Rosen ohne Dornen?
Auch darf der Kauf uns nicht gereun,
Wenn wir dir gleich mit Jahren voller Qualen
Die Freuden Eines Augenblicks bezahlen;
Denn von Jahrhunderten versammelst du das Glück,
Und geust es, Zauberin, in Einen Augenblick;

5.

Ja selber die, die unter deinen Lasten
Erseufzen, wollten nicht entbürdet seyn und haßten
Den Mann, der in ihr Herz Gleichgültigkeit und Ruh
Durch Zauber brächte; denn wie weise bietest du
Den Lechzenden, daß sich ihr Gaumen kühle,
Der Hofnung Becher dar und trinkest ihnen zu.
Sie thun Bescheid und gehn mit freudigem Gefühle
Und neuer Kraft nach dem erwünschten Ziele.

VI. Ges. 29.

Glaubt mir, der ist ein Neuling in der Welt,
Der viel auf Menschenwerth, auf Menschentugend hält;

Aus

Aus Hunderten von dem Gezüchte
Sind neun und neunzig Bösewichte.
Und dieses zwingt den Himmel auch,
Vor ihrem Frevlerblick die Kunst der Künste
Tief zu verbergen; ha! sie haschen nichts, als Dünste,
Und sehn vom Lichte nur den Rauch.

30.

Ihr trauert, faßet Muth! es giebt doch edle Seelen
Mit unter auch, es wird doch nie, so klein
Auch ihre Zahl ist, dem an einem Freunde fehlen,
Der fähig ist, ein Freund zu seyn.
Nur nehmt nicht, was ich sprach, für menschenfeindlich Schmählen,
Für schwarze Galle; prägt es eurem Herzen ein!
Ihr seyd der Warnung höchst bedürftig, Biedermänner
Sind größtentheils elende Menschenkenner.

Eb. 67.

Oft, von der Allmacht selbst befehligt; helfen wir; (die Magier)
Doch heißt sie uns hierzu meist solche Mittel kühren,
Die, ohne Lärm und Prunk, still zu dem Zwecke führen.
Ihr größtes Wunder, glaubet mir,
Ist ihre Wunder zu verhehlen u. s. w.

X. Ges. 7.

Der herrlichste Tribut, den man der Gottheit zollt,
Das Mittel, das die Erdenfreuden
Unschädlich macht, veredelt, würzt,
Der Engel, der uns oft nur darum niederstürzt,
Damit er uns dann mehr erhöh', ist — Leiden.

Einzelne, feine und glückliche Bemerkungen: II. Ges. 23.

Heut wards beschlossen, morgen ausgeführt;
Wie denn, wer wahrhaft will, nicht Einen Tag verliehrt —

III. Ges. 3.

Wie wohl doch Zorn auf Schmerzen thut!
Die Hälfte Leiden wird, wenn er das Blut
Gewaltig durch einander rüttelt,
Von unsern Seelen abgeschüttelt.
Zudem, so sehr sie auch der Moralist verschreyt,
Ist Rachgier oft Durst nach Gerechtigkeit,
Und wenn die Kränkungen der Unschuld sie verlangen,
Verdient sie nicht, daß Weise sie verdammen.

4.

Drum hänge Doolin auch gerechter Rachgier nach:
Zumal da sie dem Jüngling allgemach
Die Seelenwunden heilt, die Weichlichkeit verscheuchet,
Die stets dem Gram zur Seite schleichet,
Und was ein großer Mann in vollem Maaße braucht,
Beharrlichkeit in seine Seele haucht.

Eb. 45.

Sie blicket gläubig himmelwärts
Und glüht vor Andacht, denn die Schönen
Sind nie so fromm, als wenn sie wähnen,
Der Himmel spreche, wie ihr Herz.

Das schönste Gemälde des ganzen Gedichts ist vielleicht in folgender Strophe: X. Ges.

62.

Mit der selbst Liebenden unaussprechbaren Lust
Sinkt sie berauscht an ihres Ritters Brust.
Den Rausch der Sel'gen nicht zu stöhren
Und ihr beredtes Stöhnen anzuhören,
Schweigt die Natur! Die Seegen Gottes wehn
Von seinem Gnadenthron hernieder, Engel schieben
Die Wolken aus einander, sehn
Auf unser Paar und lernen lieben.

Moralische und satyrische Stellen. IV. Ges.

46.

O Glück, wenn mir im Tod noch Kraft zu wünschen bliebe,
So bät' ich dich nicht um den Vollgenuß
In Phrynens Arm, ich bät' um einen einzgen Kuß
Der ersten unschuldsvollen Liebe.

47.

Doch diese Zeiten sind vorbey,
Wo noch mit Redlichkeit und Treu
Die Liebe Hand in Hand gegangen;
Wo sie nicht blos ein thierisches Verlangen,
Auch eine Kette war, die sich auf lebenslang
Um gleichgestimmte Seelen schlang.

VI. Ges. 65.

Wo tiefgebeugte Sklaverey
Mit schweren Ketten klirrt, wird Weisheit niemals wohnen.
Was soll sie auch bey Fürstenthronen?
Sie, die sich nicht auf Kuppeley,
Auf Schmeicheln nicht versteht; durch Unrecht hoch beleidigt,
Die Thäter vor der Welt verklagt

Und in das Angesicht gekrönten Mördern sagt:
Ein Mord sey leicht begangen, schwer vertheidigt.

Eb. 62.

So reichlich floß, vom Quelle jedes Heils,
Auf uns die Fähigkeit, die Kraft zu Glück und
Größe;
Doch in besudeltem Gefäße
Verdirbt der beste Wein: der Mensch hat größten-
theils
Gemißbraucht diese Kraft, entadelt seine Triebe,
Für Weisheit galt ihm Witz, Begierlichkeit für
Liebe;
Der Mittelpunkt, um welchen sich
Bald alles drehte, war sein Ich.

63.

Da fiel geheckt von Stolz, von Faulheit, Ueber-
maaße,
Von Raubgier, bleichem Neid und schwarzem Men-
schenhaße
Was immer sich von Uebeln denken läßt,
Auf die Entarteten: Krieg, Hunger, Pest,
Verfolgung, Mangel, Diebstahl, Staaten
Und Könige — —

Solche einseitige und übertriebene Behauptungen, solche harte und unanständige Ausfälle sind der philosophischen Muse unsers Dichters ganz unwürdig. Er sollte sie einem gewissen andern Wiener Dichter überlassen, der Grobheit für Kraft, Injuriiren für edle Freymüthigkeit hält, und dessen ganze Poesie eine Mischung von Schwulst, Pathos und Schimpfwörtern, aus den Hallen und Buden entlehnt, ist. — —

Am

Am Ende des Buchs findet man einige Anmerkungen, worin die Anspielungen auf Gegenstände der Geschichte, auf unbekannte Sitten und Gebräuche, und andere Dinge, die manchem Leser unverständlich geblieben seyn würden, erläutert werden. Wir billigen diesen Gedanken sehr, und wünschten, daß noch mehrere von unsern Dichtern (versteht sich die docti poetae, denn bey den übrigen dürften die Anmerkungen und Erläuterungen aller Art ziemlich unnütz und überflüßig seyn) diesem Beyspiele folgen möchten. Vorzüglich haben wir diesen Wunsch bey der neuen Ausgabe von Wielands auserlesenen Gedichten von vielen auch ziemlich unterrichteten Personen äußern hören. Mit guten Gründen vertheidigt Hr. von Alxinger einige Wörter und Formen gegen Hrn. Adelung, dessen großen Verdiensten um unsere Sprache er sonst alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Dahin gehören, Angedenken, der Unterschied zwischen zücken und zucken, wann und wenn, und die Indeklinabilität ausländischer, besonders lateinischer eigener Namen. Es wäre zu wünschen, daß mehrere gute Schriftsteller jede Gelegenheit benutzten, ähnliche Sprachammerkungen anzubringen, und dabey immer Rücksicht auf das Adelungische Wörterbuch nähmen, wodurch der vortrefliche Verfasser desselben in den Stand gesetzt werden würde, ihm in kurzer Zeit einen noch weit höhern Grad von Vollständigkeit, Richtigkeit und Bestimmtheit zu geben.

III.

Ueber die Horen und Grazien. Zwey mythologische Abhandlungen. Jena, in der Crökerschen Buchhandlung, 1787. 94 S. in 8. (Mit lateinischen Lettern, und einer Tittelvignette, auf welcher eine Hora abgebildet ist.)

Diese kleine Schrift verdient in jeder Rücksicht eine Anzeige in unserer Bibliothek. Abhandlungen über Gegenstände der Gelehrsamkeit und vorzüglich der alten Gelehrsamkeit, nicht allein mit Gründlichkeit, sondern auch mit Geschmack und in einem angenehmen Vortrage geschrieben, sind unter uns zu seltene Erscheinungen, als daß es nicht vorzüglich Pflicht des Kunstrichters seyn sollte, die Aufmerksamkeit des Publikums darauf zu lenken, und ihnen, so viel in seinem Vermögen steht, durch das Gedränge zu helfen.

Die Mythologie der Griechen und Römer, so ein übelverbundenes und schwankendes Gebäude es im Ganzen auch ist, und seiner Natur nach seyn muß, bleibt immer ein merkwürdiger Gegenstand der Untersuchung und Forschbegierde unsers Zeitalters. Sie ist nicht nur zum Verständnisse der Dichter aller alten und neuern Nationen unentbehrlich;

lich; sie ist es selbst dem Philosophen, der die rohen Ideen und Phantasien aller Völker von hohen überirrdischen Wesen, und ihre allmähliche Ausbildung, als einen wichtigen Beytrag zur Geschichte der Cultur und der Fortschritte des menschlichen Geistes ansehen muß; dem Geschichtschreiber, der, wiewohl mit vieler Vorsicht, Bruchstücke der wahren Geschichte aus der fabelhaften, allegorischen, und durch mancherley Dichtungen ausgeschmückten und verfälschten Geschichte der Götter- und Heroenwelt, auffinden kann: und endlich auch dem Künstler, dem sie eine Menge der angenehmsten Gegenstände der Bearbeitung, und besonders den Vortheil allgemein bekannter Ideen darbietet. Kein Wunder daher, daß sich so viel Gelehrte mit der Behandlung dieser Wissenschaft zu thun machten, und daß man beynahe so viel Anfangsgründe der Götterlehre, als der Logik zählen kann. Wir erhielten Wörterbücher, Compendien, Anleitungen und Einleitungen aller Art und Einrichtung, deren Verfasser aber größtentheils weiter nichts thaten, als daß einer den andern ausschrieb. Heyne war der erste, der diesen Gegenstand mit kritischem und philosophischem Auge betrachtete: aber seine hieher gehörigen, vortreflichen Aufsätze sind zum Theil mehr Uebersicht über das Ganze, als Auseinandersetzung einzelner Vorwürfe, zum Theil mehr für den eigentlichen Gelehrten, als für Künstler und Liebhaber, welchen überdieß noch oft die Sprache, worin sie geschrieben sind, im Wege steht. Der Verfasser gegenwärtiger Abhandlungen hat sich

zwar nur zwey merkwürdige Gegenstände aus dem Ganzen ausgesucht, aber auf eine Art behandelt, die von seiner Belesenheit und seinem Geschmacke die vortheilhaftesten Begriffe und zugleich den Wunsch erwecken muß, auch die übrigen wichtigsten Gegenstände der Mythologie auf gleiche Weise von ihm behandelt zu sehen. Die lebhafte und elegante Schreibart macht, daß man nie ermüdet, und die eingestreuten, äußerst glücklich übersetzten Stellen der Dichter, müssen auch den Leser, der blos Unterhaltung sucht, in Athem erhalten. Der Verf. erklärt sich über die Absicht seiner Schrift selbst folgendermaßen: „So „viel auch von den neuern Mythologen über die „lieblichsten Geschöpfe dichterischer Phantasie, die „Horen und Grazien gesagt worden ist, so war „doch bisher weder alles vollständig gesammlet, noch „die Idee, die bey diesen Dichtungen ursprüng„lich zum Grunde lag, durch alle Veränderungen „verfolgt. Beides, das Historische zusammenzu„tragen, und es mit steter Rücksicht auf die erste „und hauptsächlichste Idee unter sich zu verglei„chen und zu erläutern, war meine Absicht. Ge„schah das letztere in der zweyten Abhandlung spar„samer, so rührte dieses nicht von meiner Bequem„lichkeit her, sondern allein von dem Gegenstande, „der nicht so verwickelt, und eben deshalb einer „philosophischen Aufklärung seltner bedürftig war. „Indeß habe ich mich bemüht, was der Untersu„chung von dieser Seite abgehen dürfte, durch die „Vollständigkeit der mythischen Sagen und Vor„stellungen zu ersetzen.

Erste Abhandlung. Ueber die Horen. Homer erwähnt an drey Stellen ihrer Geschäfte und Aemter. An zwey Orten (Il. E. 749 und Θ. 393.) läßt er sie den Olymp öffnen und schliessen, die Wolken heraufbringen und zerstreuen; und an einem dritten, die Pferde der Juno anspannen und füttern. (Il. Θ. 433.) Hesiod (Theog. 901.) gedenkt blos ihrer Namen und Aeltern. Jene sind Jupiter und Themis, diese Eunomia, Dike und Irene. Homers Dichtung ist eine natürliche Prosopopoeie; seine Horen sind die Jahrszeiten des warmen Orients, wo man, wenigstens in den frühern Zeiten, nur zwey merkwürdige Wetterveränderungen, die feuchte und die trockne, bemerkte, und die er durch den umwölkten oder geschloßenen, und durch den gereinigten oder offenen Himmel bezeichnete. Diese Idee herrscht auch in dem orphischen Lobgesange auf die Horen. Noch klarer findet sich diese physische Bedeutung beym Olen, einem lyrischen Dichter, der sie Pflegerinnen der Juno nannte, die nichts anders, als die bildliche Vorstellung der Luft ist. Das Wort ὥρα bezeichnet nicht selten diejenige Zeit unsers Lebens, die vorzugsweise das Leben zu heissen verdient, die Jugend, und die Lateiner verehrten die Hebe unter dem Namen Hora. An den Begriff von Jugend schloß sich nun auch der Begriff von Schönheit an, und die Horen wurden Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen: in welcher Rücksicht sie manches mit den Grazien gemein haben. So erweiterten sich oft, mit der erwei-

kerten Bedeutung einiger Wörter die Grenzen mancher Dichtung. Wenn Theokrit den Horen die Zurückführung Adons aus der Unterwelt in die Arme der Venus, und Moschus die Zubereitung des Brautbettes für Jupiter und Europen zuschreibt, so finden die Ausleger ihrer beidemal als Göttinnen der Schönheit erwähnt, allein sie irren sich. Adon, der Proserpinen wie Cytheren gefiel, verweilte bey jeder sechs, oder nach Theokrit zwölf Monate. Die Horen bringen ihn zurück, heißt folglich nichts anders, als die Zeit seines Aufenthalts in Pluto's Reich ist vorüber. Hier kömmt der Begriff der Schönheit eben so wenig in Betracht, als in der zweyten Dichtung. Man hatte sich einmal gewöhnt, die Horen, als Göttinnen der Zeit, dem Jupiter, dem Regierer der Jahrszeiten, zuzugesellen. Dieser Gedanke wurde in der Folge noch weiter ausgedehnt. Man sah überhaupt Jupiters Dienerinnen in ihnen und so stellten sie die Künstler an seinen Thron, oder setzten sie auf sein Haupt, und die Dichter übertrugen ihnen die Verrichtung aller seiner Geschäfte, die Bereitung der Schlafstätte nicht ausgenommen.

Sobald man sich einmal gewöhnt hatte in den Horen die Göttinnen des Schönen zu sehen, so war der folgende Schritt leicht gethan. Es war natürlich, ihnen alles, was sich durch Ordnung und Regelmäßigkeit als schön empfiehlt, beyzulegen, und den Hüterinnen des Himmels und Gefährtinnen der allwachsamen Sonne die Aufsicht über die Menschen und ihre Handlungen anzuvertrauen,

trauen, eine Dichtung zu der man den Uebergang um so leichter fand, je näher die Wörter ὤρα und ὥρα mit einander verwandt sind. Man schrieb ihnen die Bildung guter Gesetze, die Handhabung der Gerechtigkeit und die Erhaltung des Friedens zu, nannte sie Töchter der Themis und erhob sie unter den Namen Eunomia, Dike und Irene zu Aufseherinnen der Staaten. Hier ist die Allegorie unverkennbar. Hygin führt zehn Horen namentlich an, und kurz darauf gar eilf. Beide Namenverzeichnisse aber weichen ganz von einander ab, und sind offenbar corrupt. Einige von diesen Namen bedeuten Tageszeiten, andere Tagesstunden, noch andere sind Ausdrücke, das Eigenthümliche einzelner Stunden zu bezeichnen.

Wahrscheinlich war Kleinasien, und besonders Jonien, der Geburtsort der homerischen Idee von den Horen, wo, neuern Reisebeschreibern zu Folge, die Witterung noch genau dieselbe ist, wie sie Homer beschreibt. Von da aus kam ihre Verehrung in das eigentliche Griechenland. Die Athenienser feyerten ihnen eigene Feste, die Horäen, die des Jahrs viermal begangen, und wobey die Erstlingsfrüchte jeder Jahrszeit geopfert wurden. Die Römer scheinen diese Göttinnen nie förmlich verehrt zu haben.

Artistische Vorstellungen der Horen. In den ältesten Zeiten wurden sie in zwey, nachher in drey, und endlich in vier Figuren, bald allein bald mit andern Gottheiten, gewöhnlich mit den Grazien oder Parzen abgebildet. Die Römer stellten die

Horen

Horen nicht als weibliche, sondern als männliche Figuren, bald geflügelt, bald ungeflügelt, vor. Dike erschien an dem Kasten des Cypselus, als ein wohlgestaltetes Frauenzimmer, das einem häßlichen Weibe, der Ungerechtigkeit, mit einem Stricke den Hals zuschnürte. Sie wurde als eine Jungfrau mit ernster, bedeutender Miene und finsterm Blick, fähig dem Edeln Vertrauen und dem Ruchlosen Furcht einzuflößen, gemalt. Bisweilen hat sie einen Stab oder Zepter in der Hand. Spätere Zeiten machen sie durch das Sinnbild der Wage kenntlich. Irenen, oder den Frieden, stellten die Griechen als eine Göttin vor, in deren Schooße Plutus, der Geber des Reichthums ruhte. Ihre Attribute bey den Römern waren Kornähren, und wo sie völlig abgebildet erscheint, zu ihren Füßen eine Schlange, den Friedensstab in der einen und Oelzweige oder Kornähren in der andern Hand, oft auch Aehren und Obst in ihrem Schooße. Die Eunomia findet man nirgends unter einem Bilde vorgestellt.

Zweyte Abhandlung. Ueber die Grazien. Jupiter wird durchgehends als Vater der Grazien angegeben; über die Mutter ist man nicht einig. Doch folgt die gewöhnliche Angabe dem Hesiod, der sie Eurynome nennt. Antimachus, ein Zeitgenosse des Plato, macht sie zu Töchtern des Helios und der Aegle. So widersprechend diese und andere Sagen über die Abkunft der Grazien sind, so uneinig ist man in Bestimmung ihrer Zahl und ihrer Namen. Die Lacedämonier und Athenienser

nienser kannten ihrer Anfangs nur zwey, die bey jenen Phaenna und Kleta, bey diesen Hegemone und Auxo genannt würden. Etokles, König der Orchomenier, führte die Anbetung dreyer Grazien ein. Hesiodus nennt sie Aglaja, Thalia, und Euphrosyne. Beym Homer kommen sie dreymal vor. Zuerst (Il. Ξ. 267) als Dienerinnen der Juno. An einem andern Orte (Il. Σ. 382) läßt er eine Grazie, die (man weiß nicht ob vorzugsweise, oder aus was sonst für einer Ursache) Charis genannt wird, mit dem Vulkan ihr Lager theilen. Endlich gesellt er (Od. Θ. 364) diese Göttinnen der Venus bey, um sie, nach jener schleunigen Flucht aus den Armen des Mars, zu baden und anzuputzen. „Ist es noch zweifelhaft, was die „Grazien ihm (dem Homer) und, wie ich glau„be, dem Pamphus und allen ältern Dichtern, „oder mit andern Worten, was sie ursprünglich „waren? Nicht drey Schwestern, sondern ver„muthlich ein zahlreiches Gefolg; nicht der Ve„nus allein, sondern auch der Juno, und, wie „es scheint, dieser, vielleicht als Mutter, viel„leicht als Gemahlin des ersten Gottes, ganz vor„züglich bedient und unterworfen; nicht zur ewigen „Jungfrauschaft und Keuschheit bestimmt, son„dern auserseyn, die Tage der Götter, als häus„liche Gesellschafterinnen zu beglücken; endlich nicht „alle gleich jung und blühend, sondern eben des„halb, weil sie auch bey ernstern Gottheiten, wie z. „B. bey dem Vulkan, gefunden werden, von ver„schiedenem Alter, kurz, wenn es erlaubt ist, hier

„noch

„noch einen Schritt weiter zu gehen und eine, doch „gewiß nicht zu kühne, Vergleichung zu wagen, „für den Olymp dasselbe, was die Nymphen für „das Gewässer waren, Geschöpfe, die ihn verschöner„ten und belebten, und zum angenehmen Aufenthalt „der Unsterblichen umschufen.“ Ein schöner Traum, aber auch wohl schwerlich mehr, als ein Traum. Wenigstens sehen wir nicht, wie alle diese Behauptungen aus den angeführten Stellen Homers fließen, oder auf welche Beweise sie sich sonst stützen?

In den Vorstellungen neuerer Dichter nimmt man die, dem Geiste der spätern Zeit eigene Verschönerungssucht gar bald wahr. In allem herrscht eine mehr oder minder sinnreiche, mehr oder minder glückliche Allegorie, in allem verräth sich Entfernung von der homerischen Einfalt. Die athenienſischen Grazien sollen, unserm Verf. nach, die Nothwendigkeit und den wohlthätigen Einfluß, die lacedämonischen die äußere, in die Sinne fallenden Wirkungen der Grazie anzeigen. Daher die Namen Hegemone und Auxo, die Führerin und Mehrerin, oder Beglückende, daher Phaenna und Kleta, die Schimmernde und die Ruhmvolle. Diese letztern Benennungen scheinen sich zwar, beym ersten Blicke, nur wenig für die Grazien zu passen, allein, wenn man überlegt, was der Verf. auch selbst bemerkt, daß χαρις ursprünglich alles das bezeichnete, was angenehm ist und angenehm macht; so hebt sich diese Schwierigkeit leicht. Man weiß, daß bey den Spartanern alles die

Farbe

Farbe ihres stolzen, rauhen und kriegerischen Charakters annahm. Hieraus erklärt sich zugleich manches, dem Anscheine nach, Widersinnige ganz natürlich. Z. B. daß man, wie Servius berichtet, die Grazien zu Kindern des Bacchus und der Venus machen konnte. Der Einwurf des Verf., der diesen Gedanken einen seltsamen Einfall nennt, und sagt: „Freuden, wie sie der Weingott schenkt, waren wohl nie die Freuden der Grazien" schlägt das nicht nieder, was er niederschlagen soll. Der Sinn dieser Dichtung macht die Grazien keinesweges zu Zecherinnen und Buhlschwestern: die aufgelößte Allegorie sagt weiter nichts, als was tausend alte und neuere Dichter auf tausenderley Art gesagt haben: der schönste Reiz des Lebens, vitam quod facit beatiorem, sind die wohlthätigen Geschenke des Gottes der Trauben und der Göttin der Liebe: oder, Wein und Liebe machen die Menschen witzig, geistreich und angenehm. Aus jener ursprünglichen Bedeutung von χαρις erklärt sich zugleich der Einfluß, den man den Grazien auf Beredsamkeit, Musik, Poesie, Künste und überhaupt auf die Verfeinerung aller sinnlichen und geistigen Freuden zuschrieb. Eben daher wird es begreiflich, daß Pitho, (bey den Römern Suada), sich als Gefährtin der Grazien im Gefolge der Venus befand. Auch Homer spielte, nach einiger Ausleger Meynung, durch die Verbindung des Vulkan und der Charis auf ihren Einfluß auf die Werke der Kunst an. In derselben Rücksicht schrieb man ihnen die Ausübung der Dankbarkeit

und des Wohlthuns zu; ja, dieser Gedanke verführte sogar viele Alte und Neuere in den Grazien nichts als Sinnbilder der Wohlthätigkeit zu erblicken.

In den ältesten Zeiten waren die Bilder der Grazien, wie die der mehresten Gottheiten, rohe, unbearbeitete Steine. So wie die Kunst sich zu erheben anfing, stellte man die Grazien zierlicher, aber völlig bekleidet vor. So standen sie in dem Tempel zu Elis, die Körper von Holz, Hände, Gesicht und Füsse von weissem Marmor, die Kleider vergoldet. Zwey von ihnen hielten, die erste eine Rose, die andere einen Myrtenzweig, die Symbole der Schönheit und ihrer Gebieterin der Venus, die dritte einen Würfel, das Sinnbild harmloser Jugend. Wann und von wem sie zuerst unbekleidet gebildet wurden, getraut sich schon Pausanias nicht zu entscheiden. Auf Basreliefs und Gemmen erscheinen sie gewöhnlich in der dreyfachen Zahl, die eine vorwärts, die andere seitwärts, die dritte von hinten gewendet, ihre Arme in einander geschlungen, in den Händen Blumen und Zweige, auf dem Gesichte sanfte Heiterkeit und Ruhe der Seele, meistens in der Stellung der Tanzenden.

Ueber den Ursprung und Fortgang der gottesdienstlichen Verehrung der Grazien läßt sich eben so wenig etwas Gewisses und Befriedigendes sagen, als über die Verehrung der Horen. Aus dem Zeugnisse Herodots (II. 50.) erhellt blos, daß sie bey den Griechen nicht fremde, sondern einheimische Gottheiten waren, und aus einer Stelle im

Apollodor

Apollodor (III. 15. 7.) daß ihnen in Kreta sehr frühzeitig göttliche Ehrerbiethung erwiesen ward. Sie hatten eine Menge Tempel, theils allein, theils mit andern Gottheiten zugleich, namentlich mit der Venus, den Musen, mit dem Amor, Merkur und Apoll.

Der Verf. beschließt seine angenehme und lehrreiche Schrift mit einer sehr wohlgerathenen Uebersetzung der vierzehnten olympischen Ode Pindars auf den Asopichos, die an die Grazien gerichtet ist. Diese Probe hat uns den Wunsch abgelockt, die vorzüglichsten Oden Pindars, und aus den übrigen die schönsten Stellen von dem Verf. metrisch übersetzt zu sehen: denn eine vollständige Uebersetzung dieses oder jedes andern alten Dichters ist eine eben so mühselige als undankbare, wo nicht gar bisweilen schädliche Arbeit. Wir können uns nicht enthalten, diese glücklich übersetzte Ode zum Schluß noch herzusetzen.

Ihr, denen das Loos die Rosse-nährenden Fluren
Der cephisischen Wasser verlieh,
Gepriesene Beherrscherinnen
Des strahlenden Orchomenos,
Seit grauen Zeiten schon der Schutz der Minyer,
Grazien, höret mein Rufen!
Was süß, was lieblich ist, wird nur durch euch
Den Sterblichen zu Theil;
Durch Weisheit, Schönheit, Adel verherrlicht ihr allein.
Selbst die Götter beginnen
Ohne Grazien weder

Festliche Mahle noch Tänze.
Alle Geschäfte des Himmels
Verwalten die lieblichen Schwestern;
Neben dem bogenbewehrten
Pythischen Phöbus, raget ihr Thron, (hervor)
Und von ihren begeisterten Lippen
Strömt ewig der Ruhm des olympischen Vaters!

O Töchter des erhabensten der Götter,
Verehrungswürdige Aglaja, Gastmahlsfreundinn
Euphrosyne, und du, sangreiche Thalia,
Hört, hört mein Flehn! schon schwebet,
Geführt vom günstigen Geschick,
Der leichte Tanz daher;
Schon wallt in lydischen Weisen
Hin zum Asopichos mein Lied,
Zum Helden, der durch euch die Stadt der Minyer
Mit olympischen Palmen bekrönte.

Hinab zu Persephonens schwarzummauerter Burg,
Echo, hinab! dort weilt Kleodam,
Des Jünglings Vater, auf und ruf ihm laut:
»In den Thälern des ruhmvollen Pisa
»Ward deines Sohnes Jünglingshaar
»Mit dem rauschenden Fittig
»Glorreicher Kämpfe geschmückt.«

IV. Ueber

IV.

Ueber W. Shakspeare. Von Joh. Joach. Eschenburg, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofr. und Prof. am Collegio Carolino in Braunschweig. Mit Shakspears Bildniß. Zürich bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1787. 683 Seiten gros 8.

Es sind nicht viel über zwanzig Jahre, daß Shakspeare zuerst in Deutschland etwas mehr, als dem Namen nach bekannt ward. Die Veranlassung hierzu gab Wielands Uebersetzung und Lessings unbedingte Lobsprüche, womit er dieses in der That bewundernswürdige Genie erst in den Litteraturbriefen und späterhin in der hamburgischen Dramaturgie überhäufte. Die warmen Empfehlungen dieser beiden großen Männer gaben die Losung zu einer gänzlichen Revolution unsers theatralischen Geschmacks. In kurzer Zeit standen die Tempel der angebeteten Franzosen leer und öde, und wie es bey allen gewaltsamen Veränderungen zu gehen pflegt, man schweifte bald auf der entgegengesetzten Seite aus. Ihre Altäre wurden zertrümmert, ihre Bildsäulen umgestürzt, und von Buben durch die Straßen geschleift. Da wo die Büsten eines Corneille, Racine, Crebillon, Voltaire ge-

gestanden hatten, sah man jezt vor den Augen des ganzen Volks den einzigen Shakspeare erhöht. Die Dichter wollten nun nichts als Schauspiele à la Shakspeare machen, und das Publikum wollte keine andere als solche Stücke sehen. Der vorher so unbekannte Name des Dichters floß nun von allen Lippen und aus allen Federspitzen. Dieses Gerede und dieses Geschreibe ist indeß größtentheils rein vergessen. Wenn man das ausnimmt, was Lessing, Wieland, und einige wenige andere über unsern Dichter gesagt haben, so ist das übrige meistens bloße Nachbeterey, übertriebene Anpreisung und Vergötterung, oder übertriebene Herabwürdigung.

Diese Stimmen sind verhallt, diese Broschüren auf mancherley Wegen in das Reich der Vergessenheit eingegangen: aber die Liebe der Nation zu dem Dichter ist nichts weniger als erkaltet. Es war uns daher in jeder Rücksicht eine angenehme Erscheinung, als wir gegenwärtige Schrift des Hrn. Eschenburg angekündigt fanden. Seine große englische Sprachkenntniß, sein kritischer Scharfsinn so wohl als seine genaue Bekanntschaft mit der Lage und den Bedürfnissen unserer Litteratur, wovon er die unzweydeutigsten Beweise geliefert hat, machen ihn, dachten wir, ganz zu dem Manne, der einem solchen Unternehmen über Shakspears Genie und Werke für Deutsche zu schreiben gewachsen ist. Zwar erinnerten wir uns ehedem ein Schreiben im deutschen Museum gelesen zu haben, das eine Ehrenrettung Shakspears gegen die Angriffe

griffe, (oder wie Hr. E. sich damals ausdrückte: gegen die Schmähungen) Voltairs enthalten sollte, das eben nicht von der kühlsten Untersuchung und Unpartheylichkeit zeugte, sondern deutliche Spuren von der stärksten Vorliebe für den englischen Dichter trug. Doch, trösteten wir uns wieder, in zehn Jahren kann und muß jede enthusiastische Spannung um vieles nachgelassen haben, und nahmen mit diesem günstigen Vorurtheil gegenwärtige Schrift in die Hand, mit welcher wir nun unsere Leser bekannt machen wollen. Sie ist in zehn Abschnitte getheilt, die wir der Reihe nach durchgehen.

Erster Abschnitt. Ueber Shakspears Lebensumstände. Ohnerachtet aller emsigen Nachforschungen weiß man hievon nur wenig, und auch das wenige nicht immer mit hinlänglicher Zuverläßigkeit. William Shakspeare *) war im April 1564 zu Stratford in Warwickshire geboren, und der älteste Sohn eines bemittelten Wollhändlers,

*) Hr. E. nennt diese Art, unsers Dichters Namen zu schreiben, die richtige, ob er gleich selbst bemerkt, daß Sh. sich selbst nicht immer auf gleiche Art schrieb. Auch einer von unsern jetztlebenden dramatischen Schriftstellern und Schauspielern kann mit der Zeit Veranlaßung zu ähnlichen Untersuchungen geben. Der vortreffliche Verfasser vom Verbrechen aus Ehrsucht schreibt sich bald Iffland, bald Ifland. Welches ist die richtigere Art?

lers, der aber wegen seiner zahlreichen Familie auf die Erziehung dieses Sohnes nicht viel wenden konnte. Sh. besuchte einige Zeit die Freyschule seines Orts, wo er vielleicht etwas Latein, mehr aber gewiß nicht bey der damaligen Einrichtung solcher Schulen lernen konnte. Nach vollendeten Schuljahren scheint er das Gewerbe seines Vaters übernommen zu haben, und schon im 17. Jahre verheirathete er sich. Diese Ehe brachte ihm zwey Töchter und einen Sohn, der aber schon im zwölften Jahre starb. In Gesellschaft einiger junger Leute ließ er sich verleiten, einen Thiergarten zu wiederholten malen zu bestehlen. Die Sache ward bekannt und Sh. genöthigt endlich gar sein Haus und Gewerbe in Warwickshire zu verlassen und nach London zu gehen. Diese Anekdote aber gründet sich eben so wie eine andere von seiner Lebensart, und den Mitteln seinen Unterhalt zu gewinnen, auf bloße Sagen. Bald nach seiner Ankunft in London ward er Schauspieler. Daß er nur sehr mittelmäßiger Schauspieler gewesen, ist gleichfalls nichts, als eine Tradition, obgleich eine sehr wahrscheinliche. Was er eigentlich für eine Art von Rollen gespielt, weiß man nicht: Rowe brachte durch alle Nachsuchungen nichts weiter heraus, als daß die Rolle des Geistes im Hamlet der höchste Gipfel seiner Kunst gewesen sey. Eben so wenig läßt sich genau bestimmen, wann er eigentlich dramatischer Schriftsteller zu werden angefangen habe. Schon sein Zeitalter fühlte seine großen Verdienste und erkannte sie. Auch genoß er die

Gunst der Großen, vornämlich der Königin Elisabeth und Jakobs I. (Dieser Beyfall gereicht dem Dichter zu geringer Ehre. Elisabeth, so eine große Frau sie sonst war, besaß den höchsten Grad von weiblicher Eitelkeit und begünstigte in unserm Dichter den Schmeichler ihrer zweydeutigen Reize. Ihr Geschmack war bekanntlich nicht der feinste, und Jakob ein Pedant, der die wahren Schönheiten des Dichters nicht zu schätzen im Stande war.) Aber, was mehr war, als das, auch von allen gleichzeitigen großen Männern und guten Köpfen ward er geschätzt und bewundert. Am bekanntesten ist seine Freundschaft mit Ben Jonson. Die Zeit, wenn Shakspeare die Bühne verlassen, läßt sich eben so wenig als seine erste Erscheinung auf derselben genau bestimmen. Wahrscheinlich geschah es drey Jahre vor seinem Tode. Ausgemacht aber ist es indeß, daß unser Dichter seine letzten Lebensjahre an seinem Geburtsort ruhig, und im vertrauten Umgange mit seinen Freunden hingebracht hat. Seine Vermögensumstände waren um diese Zeit auch ganz beträchtlich. Er starb den 23. April 1616. Ueber seinem Grabe ist ihm an der Mauer der Hauptkirche zu Stratford ein Denkmal errichtet worden: aber erst 1741 erhielt er, in der Westmünsterabtey, ein öffentliches, das seiner würdig war. Eine in ihrer Art einzige Verherrlichung Shakspears war die 1769 ihm zu Ehren von Garrick angestellte Jubelfeyer, die in der Folge sogar auf das Theater zu Drurylane gebracht wurde, und wovon man in des Hrn. von Archen-

holz vortreflichem Werke über England eine sehr unterhaltende Beschreibung findet.

Zweyter Abschnitt. Ueber Shakspears Gelehrsamkeit. Als Einleitung zu diesem Abschnitte liefert der Verf. ein allgemeines Gemälde von dem Zustande der Gelehrsamkeit, und besonders der Poesie in dem Zeitalter unsers Dichters. Ein Gemälde, das aber freylich nur Kopie des Originals in Wartons Geschichte der englischen Poesie ist. Man nennt die Zeiten der Königin Elisabeth das goldne Zeitalter der englischen Poesie, wenigstens war es poetischer, als irgend eins. Die charakteristischen Merkmale desselben sind der Geschmack an Fabel, Dichtung, Phantasie, Liebe zu Abentheuern und rührenden Vorfällen. Der Grund hiervon lag wahrscheinlich in folgenden Veranlassungen, die bald einzeln, bald gemeinschaftlich wirkten: in der Wiedererweckung und englischen Uebersetzung der Klassiker: in der Einführung und Verdollmetschung italienischer Novellen; in den schwärmerischen Träumen oder Spitzfindigkeiten einer falschen Philosophie; in der Aufnahme romantischer Maschinerey, und dem häufigen, und zum Theil verbesserten Gebrauch allegorischer Vorstellungen in den öffentlichen Schauspielen. Nach der Abschaffung der katholischen Religion ward die Liebe zur alten Litteratur in England allgemein. Alle Leute von Muße und Vermögen studirten nun die alten Klassiker. Was zu unsern Zeiten Pedanterey ist, war im vorigen Jahrhunderte feine Lebensart. Alle Dinge im gemeinen Leben bekamen

men einen Anstrich von alter Geschichte und Fabellehre. Wenn die Königin bey Einem von ihrem Adel Besuch gab, so wurde sie beym Eintritt in das Landhaus von den Penaten empfangen und vom Merkur in ihr Gemach geführt. Selbst die Pastetenbäcker waren erfahrne Mythologen. Diese Bekanntschaft mit der alten Fabelgeschichte wurde indeß nicht so wohl durch das Studium der alten Originalschriftsteller selbst, als durch die häufigen englischen Uebersetzungen, die davon erschienen, veranlaßt. Eine zweyte Hauptquelle der Poesie, die dieses Zeitalter auszeichnet, war die häufigen Uebersetzungen italienischer Novellen. Ehe diese Bücher in Gang kamen, wußte man beynahe nichts von rührenden Situationen, von Verbindung der Begebenheiten, und von dem Pathos der Katastrophe. Aus ihnen entlehnten nunmehr die Dichter, besonders die dramatischen, ihre Begriffe von einem regelmäßigen Knoten und die Verknüpfung der Begebenheiten zu einem Ganzen. So viel Aberglaube auch zugleich mit dem Pabstthum ausgerottet worden war, so blieb doch der Glaube an Geister, Gespenster, Dämonen und Feen immer noch herrschend. Auch das gothische Romanensystem, die gewagten Maschinerien der Riesen, Drachen und bezauberten Schlösser behaupteten noch immer ihren Platz, und alle diese verschiedenen Gattungen von Mythologie wurden auf das seltsamste durcheinander gemischt. Die Allegorie ward aus dem geistlichen englischen Schauspiel in das bürgerliche hinüber gebracht, und endlich zum National-

geschmack. Zu diesem allen kam noch die gänzliche Unkunde aller kritischen Regeln. Die Gedanken und Bilder wurden nicht durch Vorschriften genau bestimmt, das Genie nicht durch Erwartungen eines Endurtheils vor dem Richterstuhle des Geschmacks geschreckt. Der Dichter bekümmerte sich um nichts, als um seine eigene Gefühle, und um seine individuelle Vorstellungsart. Auch der Umstand, daß man den Werth des weiblichen Charakters damals noch nicht kannte, und den Frauenzimmern keinen Zutritt in die gewöhnliche Gesellschaft gab, hatte Einfluß auf die Poesie. Die tragischen Heldinnen werden immer entfernt im Hintergrunde gehalten, und im Lustspiel sind die Damen nichts, als lustige Weiber, an denen Zucht und Treue das Beste ist. Alle diese Umstände trugen dazu bey, der Poesie dieser Zeit den ihr eigenen Charakter zu geben.

Diese kurze Uebersicht des Zustandes der Litteratur und Cultur in den Zeiten des Dichters verbreitet gewiß nicht wenig Licht über seine Compositionen, erklärt manches sonst schwer zu begreifende, und hebt manchen Widerspruch. Shakspears Gelehrsamkeit ist ein Gegenstand der Untersuchungen vieler scharfsichtigen Männer geworden und hat ganz eigene Schriften hierüber veranlaßt. Der Verf. legt bey seiner Abhandlung Farmers bekannten Essay als das gründlichste und ausführlichste Buch über diese Materie zu Grunde. Er bemerkt zuvörderst sehr richtig, daß das schwankende Wort Gelehrsamkeit vorher richtiger hätte bestimmt,

stimmt, oder vielleicht gar nicht ins Spiel gebracht werden sollen. Es ist hier die Frage nicht, ob Shakspeare nach dem Maaße seines Zeitalters gelehrt gewesen, sondern, ob er Sprachkenntnisse besessen, ob er die Werke der Alten und einiger neuern Ausländer in ihrer Ursprache gelesen, und sie so als Quellen benutzt habe? Ben Jonson, der in einem Lobgedichte auf Shakspeare seine Kenntnisse eher übertrieben als zu mäßig rühmt, sagt ausdrücklich: er habe wenig Latein und noch weniger Griechisch verstanden. Ihm stimmt das Zeugniß anderer Zeitgenossen des Dichters völlig bey. So nennt Milton die Gedichte Shakspears: native wood-notes wild, natürliche, wilde Waldtöne. Doch auch hat die entgegengesetzte Meynung viele und nicht unwichtige Vertheidiger gefunden, worunter, der eine mehr, der andere weniger, Gildon, Pope, Theobald, Warburton, Upton, Grey, Dodd und Whalley gehören. Dieser letztere hat seinen Beweis besonders durch Vergleichung Shakspears mit den alten Schriftstellern, und den Aehnlichkeiten, die er bemerkt hatte, zu unterstützen gesucht: aber man sieht leicht, wie mißlich dieser Grund ist, wie sehr oft Eitelkeit und Liebe zum gelehrten Prunk die vornehmsten Triebfedern bey Aufsuchung solcher Parallelstellen gewesen sind. Es ist zwar augenscheinlich, daß im Shakspeare häufige Anspielungen auf alte Geschichte und Fabel vorkommen, daß er vorzüglich den Plutarch häufig benutzt; allein das beweist gar nichts für seine gelehrte Sprachkenntniß. Man hat

hat eine alte englische Uebersetzung von Plutarchs Biographien, die schon 1579 gedruckt worden, und diese Uebersetzung war sicher die nächste Quelle unsers Dichters: wie jeder sich überzeugen wird, der den Shakspeare gegen das griechische Original und Norths Zwitterübersetzung halten will. Und so ist es mit allen andern alten Schriftstellern, die Shakspeare benutzte. Denn, wie gesagt, zu den Zeiten unsers Dichters hatte man die wichtigsten griechischen und römischen Klassiker in englischen Uebersetzungen. Ja es war nicht einmal nöthig, daß er diese Uebersetzungen selbst gekannt und gelesen hatte, da man in allen gangbaren Büchern damaliger Zeit von diesen Uebersetzungen mannichfaltigen Gebrauch machte. Zwar trift man unter seinen Gedichten die Heroiden von Paris und Helena aus dem Ovid übersetzt an, allein es ist historisch erwiesen, daß sie nicht von Shakspeare herrühren. Die Kenntniß fremder Sprachen, besonders der französischen, italienischen und spanischen war zur Zeit unsers Dichters in England sehr gewöhnlich; doch es läßt sich nicht einmal wahrscheinlich machen, daß er auch nur eine davon wirklich verstanden habe. Sein eigentliches Studium war blos auf die Natur und seine Muttersprache eingeschränkt. Alles was sich über die gelehrten Kenntnisse des Dichters, und die Quellen, aus denen er sie schöpfte, sagen läßt, findet man vollständig gesammlet in Capells School of Shakspeare.

Dritter Abschnitt. Ueber Shakspears Genie. Der Verf. will hier keinen aus dem Gesichtspunkte des Geschmacks gefaßten Commentar über alle Schauspiele und einzelne Schönheiten Shakspears geben. Er begnügt sich, die großen Vorzüge seines Geistes, die zusammen sein Genie ausmachen, in ein etwas helleres Licht zu setzen. Das erste, was hier in Betrachtung gezogen werden muß, ist seine Originalität. Pope behauptete, Shakspear sey mehr Original, als selbst Homer. Shakspears Poesie war reine Begeisterung, er ist nicht sowohl Nachahmer, als Werkzeug der Natur. Der Behauptung, daß des Dichters Genie von seiner Größe und seinem Glanze verloren haben würde, wenn er mehr Geschmack und Gelehrsamkeit hätte, stimmt auch Hr. E. bey. Allein wir glauben doch, daß sich und mit gutem Grunde manches dagegen einwenden läßt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Geschmack, Gelehrsamkeit und Kritik ihm manche Ausschweifung, manchen Auswuchs untersagt haben würden, in die er, vermöge seines großen Genies, selbst eine Menge der herrlichsten Schönheiten zu legen wußte: aber wodurch will man beweisen, daß nicht eben durch jene Dinge seine Augen noch mehr geschärft, seine Kräfte gestärkt, und in seine Werke eine Menge anderer und höherer Schönheiten gekommen seyn würden, die sie nun entbehren müssen? Ein zu sorgfältiges Studium der Regeln und der schon vorhandenen Meisterstücke erstickt vielleicht ein mittelmäßiges Talent, dadurch,

daß

daß es ihm durch Vergleichung und Abmessung seiner Kräfte den Muth niederschlägt; aber kann dieß auch bey dem großen, dem Originalgenie statt haben? Keine Fechterkünste, keine regelmäßigen Kampfübungen können einem schwachen Manne die Kraft eines Herkules geben; aber ein Herkules, der mit diesen Künsten bekannt wäre, müßte er nicht doppelt unüberwindlich seyn? Ist es nicht lächerlich, behaupten zu wollen, daß diese Kunstfertigkeiten, statt seine Kräfte zu stärken, sie ihm vollends gar rauben würden? Wie vortreflich bestreitet Lessing dieses Vorurtheil in seiner Dramaturgie, (2. B. S. 348 u. s. w.) aber leider haben diese seine Gründe bey weitem nicht den Eindruck auf unser Publikum gemacht, den seine unerwiesene Machtsprüche über die unbedingte Vortreflichkeit auf dasselbe hervorgebracht haben. Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück.

Erfindungsgabe ist freylich eines der vornehmsten Merkmahle des Genies: deshalb aber muß man nicht glauben, als ob Erfindung des Stoffs und der Begebenheiten das größte Werk des dichterischen Genies sey. In der Behandlungsart eines vorgefundenen, schon von Andern bearbeiteten Stoffs zeigt sich die Erfindungskraft des Genies nicht minder, und oft noch rühmlicher thätig. Shakspeare bleibt deshalb so gut Original, als die Dichter der griechischen Bühne, die auch schon vorhandene, allgemein bekannte Fabeln bearbeiteten. Vorzüglich glänzt Shakspears Erfindungsgabe da, wo er sich über die wirkliche Welt in die idealische hinauf-

aufschwingt, hier ist er ganz vorzüglich Dichter. Und dann überhaupt, welch ein Reichthum von Neuheit und Eigenheit in seinen poetischen Bildern! Wie viel dichterisches Verdienst zeigt er nicht in seinen Beschreibungen, die niemals kopirt sind, in den Gesinnungen, die er seinen Personen giebt, und in der unnachahmlichen Stärke seines leidenschaftlichen Ausdrucks! Selbst in der Wildheit und Regellosigkeit seiner Phantasie liegt ein charakteristisches Merkmahl von der Größe seines Genies, und daß Witz und Genie nicht unverträglich mit einander sind, davon ist kein Dichter so sehr Beweis, als Shakspear, in dem beide fast in gleichem Maaße verbunden waren. Urtheilskraft und Scharfsinn wird man ihm vielleicht eben seiner Unregelmäßigkeiten wegen ungerne zugestehn, und doch kann man sie ihm nicht absprechen, wenn man sieht, wie sorgfältig er in Beobachtung der Eigenthümlichkeiten der Charaktere, in Bemerkung der schicklichen Ausdrücke und der natürlichen Wirkungen der verschiedenen Leidenschaften ist. Anerkannter ist das Verdienst seines großen Beobachtungsgeistes und seiner tiefgeschöpften Menschenkenntniß, die um desto bewundernswürdiger sind, jemehr man das geringe Maas seiner Cultur, den eingeschränkten Gesichtskreis seiner frühern Erziehung, selbst seines spätern Lebens, und den geringen Grad der philosophischen Aufklärung seines Zeitalters in Betrachtung zieht. In Kenntniß, Entwickelung und Darstellung der Leidenschaften und in den wirksamsten Mitteln zur Erregung und Lenkung derselben

war er ein vorzüglich großer Meister. War je ein Schriftsteller, für die Gattung, die er wählte, ganz gemacht und gestimmt, so war es Shakspeare. Wie sehr das Drama sein angestammtes, eigenthümliches Gebiet gewesen sey, beweist selbst der Erfolg seiner Versuche, zuweilen in das Gebiete der lyrischen oder der erzählenden Poesie überzugehen, in denen er weit minder glücklich, als im dramatischen war. Nur darf man ihn nicht nach willkührlichen oder solchen Regeln beurtheilen wollen, die er nicht kannte, nicht kennen konnte. Einige sehr richtige Bemerkungen über die Sprache und Versifikation des Dichters machen den Beschluß dieses Abschnitts, wobey wir uns aber nicht verweilen dürfen. Eine einzige sey uns anzuführen erlaubt. Hr. E. vertheidigt die Mischung prosaischer und metrischer Scenen gegen den Vorwurf der Barbarey. „Man entdeckt,“ sagt er, „bey näherer Untersuchung, eben die Abstufung der „Würde und Erheblichkeit in dem Inhalte jeder Scene, die in dieser ihrer verschiedenen Einkleidung „beobachtet ist. Auch dieß halte ich nicht für eine „Folge des Vorbedachts, sondern des äußerst richtigen Gefühls.“ Sehr wahr und treffend, aber doch wohl auch nur nach einiger Einschränkung. Man wird Stellen im Shakspeare versificirt finden, die gewiß in Prosa den Gang und Charakter der Leidenschaft simpler und glücklicher ausgedrückt haben würden, so wie hinwiederum die Bequemlichkeit des Dichters wohl der einzige Grund gewesen seyn mag, warum diese und jene andere Stelle das

Metrum

Metrum nicht erhalten hat, dessen sie dem Inhalte nach gewiß fähig gewesen wäre.

Vierter Abschnitt. Ueber Shakspears Fehler. Man muß gestehen, sagt Pope, daß sich bey allen großen Schönheiten Shakspears fast eben so große Mängel finden, und daß er so, wie er besser, als jeder andere, vielleicht auch schlechter, als jeder andere Dichter geschrieben hat. D. Johnson sagt von seinen Fehlern, daß sie groß genug wären, um jedes andere Verdienst zu verdunkeln. Er wirft ihm vor, daß seine Stücke zwar nicht leer von Moral, aber doch durchgehends ohne einen bestimmten moralischen Endzweck geschrieben wären. Er tadelt seine Plane und behauptet, daß er oft die vortreflichsten Situationen, die sich ihm dargeboten, vernachläßigt habe. Seine letzten Akte, worauf er am meisten Mühe hätte wenden sollen, wären gewöhnlich die schlechtesten, die Katastrophen unwahrscheinlich herbeygeführt, und unvollkommen dargestellt. Er verstoße gegen das Costume aller Art: die Gabe fein und anständig zu scherzen, habe er gar nicht besessen. Im Tragischen wäre seine Arbeit immer schlechter, ob er sich gleich dabey mehr angestrengt habe. Schwulst, Niedrigkeit, Ermüdung und Dunkelheit wären die Folgen dieser Anstrengung, und seine Deklamationen kalt und schwach. Da wo er am vortreflichsten wäre, höre er am ersten auf es zu seyn. Sein Hang zu Wortspielen überwiege alles andere, käme ihm eines in den Weg, so liefe er ihm wie weit nach, und verließe oft den erhabensten, schönsten Gedanken. Nicht

alle diese Vorwürfe sind gleich bedeutend und gegründet, doch ist auch nicht einer ganz aus der Luft gegriffen. Hr. E. sagt nur gegen den ersten und letzten ein paar Worte. Wenn er den falschen Witz des Dichters dadurch vertheidigt, daß er ihn selbst für nichts besseres gegeben habe, so sieht man leicht, wie wenig diese Vertheidigung vertheidigt. Er theilt einen sehr gründlichen Aufsatz aus Richardsons Essays on Shs. dramatic Characters mit, der die Fehler des Dichters aus seinem schlechten Geschmacke und einem mißverstandenen Grundsatze von der Nachahmung der Natur herleitet und in der Hauptsache mit dem übereinstimmt, was Lessing in der Dramaturgie über diesen Gegenstand gesagt hat. Hierauf giebt er eine kurze Notiz von den vornehmsten Tadlern Shakspears, die sich für berechtigt hielten, ihn seiner Fehler wegen zu verschreyen, ohne auf seine großen, überwiegenden Schönheiten Rücksicht zu nehmen. Hierunter rechnet er Thomas Rymer, Charles Gildon, Hume, Voltaire, und — einen Recensenten im 23sten Bande dieser Bibliothek!

Fünfter Abschnitt. Ueber den Zustand der englischen Bühne zur Zeit Shakspears. Die ersten Schauspiele der Franzosen und Engländer hießen Mysterien: aus diesen entstanden die Moralitäten, in denen schon weit mehr Erfindung und dramatische Kunst sichtbar ist. Eigentliche Komödien und Tragödien verfertigte man erst zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nachdem man die dramatischen Werke der Alten hatte kennen

lernen:

lernen: ob gleich erst unter der Königin Elisabeth beide Gattungen ihre abgesonderte Form erhielten. Außerdem gab es noch eine dritte Gattung: die historischen Schauspiele. Die beiden ältesten Schauspielhäuser in England scheinen erst in der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts errichtet zu seyn. E. Howe sagt, vor dem Jahre 1570 habe er von keinen stehenden Bühnen gewußt, gehört, noch gelesen. Seit der Zeit aber nahm ihre Zahl sehr schnell zu, und zu Shakspears Zeiten gab es ihrer nicht weniger als zehn, wovon vier Privat- die übrigen öffentliche Schauplätze waren. Eines davon The Globe, in welchem die meisten Stücke unsers Dichters gespielt wurden, war ein öffentliches Theater, ziemlich groß und geräumig, und es wurde darin allemal bey Tage gespielt. Ueber die Einrichtung der Scenen und Maschinen läßt sich wenig bestimmtes sagen; doch mögen sie allem Anscheine nach ziemlich schlecht beschaffen gewesen seyn. Die Erleuchtung der Bühne war gleichfalls sehr unvollkommen und blieb es so lange, bis Garrick, nach seiner Zurückkunft aus Frankreich, eine bessere Art einführte. Es ist wahrscheinlich, daß nicht alle Truppen zu einer Zeit spielten, sondern daß sich oft mehrere zu Aufführung eines Stücks vereinigten. Einige von ihnen waren so klein, daß sehr oft Eine Person zwey bis drey Rollen spielen mußte. Vor der Vorstellung und zwischen den Akten ward jedesmal Musik gemacht; die vornehmsten Instrumente hierbey waren Trompeten, Hörner und Hoboen, und der Musikanten

nicht mehr als fünf oder sechs. Der Schauspieler, der den Prolog hersagte, trug einen langen schwarzen Mantel von Sammt. Epilogen waren weniger üblich. Die Schauspieler, die männliche Rollen hatten, trugen gewöhnlich Perucken, auch bisweilen, sowohl als die weiblichen Schauspieler, Masken, worin selbst von den Zuschauern manche Frauenzimmer zu erscheinen pflegten. Erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts fing man an, kürzere Stücke als Nachspiele zu geben. In den ältern englischen Schauspielen wurde gemeiniglich jeder Akt durch ein pantomimisches oder stummes Spiel eingeleitet, worin die unmittelbar folgenden Begebenheiten, die der Akt darstellen sollte, durch eine Art von Allegorie im voraus abgebildet wurden. Die Verfertigung dieser Vorspiele und die Personendichtungen in denselben verriethen oft viel Einbildungskraft und Poesie. Die Schauspiele nahmen zur Zeit unsers Dichters gemeiniglich um Ein Uhr Nachmittags ihren Anfang, und dauerten gewöhnlich zwey Stunden. Noch 1667 fingen sie um drey Uhr an. Der Tag, an welchen am öftersten gespielt wurde, war der Sonntag: vermuthlich hatte der Inhalt der geistlichen Stücke, die auch meistens in den Kirchen aufgeführt wurden, zur Wahl dieses Tages Veranlassung gegeben. Es ist unbekannt, wann die jetzige Gewohnheit, daß die Einnahme der dritten Aufführung dem Dichter zufällt, aufgekommen ist. In den letzten Jahren der Königin Elisabeth erhielt der Verfasser die Einnahme der zweyten Aufführung. Zu Shakspears Zeiten aber war es durch-

durchaus gewöhnlich, die Handschrift eines Schauspiels an ein Theater zu verkaufen, und vermuthlich zog der Dichter dann weiter keinen Vortheil. Der Preis eines handschriftlichen Schauspiels war 6 Pfund Sterling und einige Schillinge. Auch die Preise des Einlasses waren nach Verhältniß sehr geringe. In den ältesten Schauspielhäusern gab es Pfennigbänke. Die Schauspieler hatten kein jährliches Benefit, wahrscheinlich theilten sie die Einnahme nach Rang und Verdienst. Nachrichten von einigen ältern englischen Schauspielern.

Sechster Abschnitt. Ueber die Eintheilung und Zeitfolge der Shakspearischen Schauspiele. Die ersten Herausgeber der sämtlichen Shakspearischen Stücke theilten dieselben in Komödien, Historien und Tragödien. Diese Eintheilung ist an sich nicht zu verwerfen, aber man irrt sich, wenn man glaubt, daß sie mit logischer Genauigkeit gemacht sey. Die Begriffe von dem Eigenthümlichen einer jeden Gattung waren bey den Herausgebern so schwankend, als bey dem Dichter. Eine Handlung mit einem glücklichen Ausgange, sie mochte in ihren Zwischenvorfällen noch so ernsthaft und unglücklich seyn, machte nach ihrer Meynung eine Komödie aus, so wie eine andere, oder wohl auch dieselbe, mit einem unglücklichen Ausgange, eine Tragödie gab. Historie, oder historisches Schauspiel war eine Reihe von Begebenheiten, die blos durch die Zeitfolge mit einander verbunden, sonst aber unabhängig von einander waren, und keinen weitern Zweck hatten, als den

Schluß des Stücks einzuleiten und herbeyzuführen. Eine Historie ließ sich durch mehrere Schauspiele hindurch fortsetzen: da sie keinen Plan hatte, so hatte sie auch keine Grenzen. Diese Gattung ist allein den ältern Dichtern der englischen Nation eigen und scheint ihren Ursprung den Mysterien zu verdanken. Die Veranlassung zu dieser Wendung der dramatischen Poesie bey den Engländern scheint in einem alten allgemein gelesenen Buche The Mirrour of Magistrates zu liegen, worinne eine Menge der berühmtesten Personen aus der englischen Geschichte redend vorgestellt, und ihre Unglücksfälle selbst erzählend eingeführt werden. Die dramatischen Schriftsteller der damaligen Zeit entlehnten daraus den Stoff zu ihren Arbeiten, und selbst Shakspeare hat ganze Scenen nach diesem Buche gearbeitet. Die Zeitfolge, in welcher er seine Stücke verfertigt, läßt sich nicht genau bestimmen. Diejenigen, die er vor dem Jahre 1600 schrieb, sind bekannt und ihrer ungefähr achtzehn. Unter diesen sind gerade seine schwächsten, da hingegen Othello, Lear, Macbeth erst nach jener Zeit geschrieben sind. Vor dem Jahr 1592 kennt man alles in allem nicht mehr, als vier und dreyßig eigentliche Schauspiele, die Mysterien, Moralitäten, Uebersetzungen abgerechnet. Von den neunzehn ächten Schauspielen unsers Dichters, die erst nach seinem Tode gedruckt wurden, sind vermuthlich die meisten erst in den letzten Jahren seines Lebens verfertigt. Nach Malone ist Titus Andronikus, verfertigt im Jahr 1589, sein erstes,

und

und Was ihr wollt, verfertigt im Jahr 1614, sein letztes Stück. Wenn man den Titus Andronikus, Perikles, Lokrin, Sir John Oldcastle, die Puritanerin, Leben und Tod Cromwells, den Londonschen Verschwender, und das Trauerspiel in Yorkshire für seine Arbeit gelten läßt, so hat er zusammen drey und vierzig Stücke verfertigt.

Siebenter Abschnitt. Ueber die englischen Ausgaben und Herausgeber der Shakspearischen Schauspiele. Shakspeare hat den Druck seiner Schauspiele nie selbst besorgt. Bey seinem Leben erschienen dreyzehn einzelne Stücke, aber nach sehr schlechten Copien gedruckt. Er selbst besaß keine Abschriften von seinen Werken, und es findet sich keine Spur, daß er sie der Nachwelt würdig geachtet, oder auf etwas anders Rücksicht genommen, als auf den Beyfall seiner Zeitgenossen, und seinen damaligen Vortheil. Waren seine Stücke gespielt, so war auch seine Hoffnung am Ende. Wie groß erscheint Shakspeare in dieser Unbefangenheit, wenn man sie mit der ängstlichen Bekümmerniß eines Cicero und Plinius um Ruhm bey der Nachwelt vergleicht! Ein englischer Kunstrichter giebt den Malern folgende vortrefliche Idee zu einem Gemälde an die Hand: Shakspeare, um den sich die Natur und die Göttin des Ruhms bewerben, und der sich von der letztern mit sichtbarer Gleichgültigkeit wegwendet. — Hr. E. liefert in diesem Abschnitte ein umständliches kritisches Verzeichniß der sämtlichen Ausgaben unsers Dichters.

ters. Die erste Ausgabe, besorgt von seinen Freunden John Heminge und Henry Condell, ist London 1623. Fol. wiederholt 1632. 1664. 1685. Auch diese Ausgabe wimmelt noch von Fehlern aller Art. Rowes Ausgabe erschien 1709 in sieben kleinen Bänden 8. und war schon um vieles besser. Im Jahr 1723 gab Pope Shakspears Werke in 6 Quartbänden heraus, allein diese Ausgabe entsprach der Erwartung des Publkums nicht, ob sie gleich in mancher Rücksicht viel Verdienst hatte. Theobalds Ausgabe erschien 1733 in 7 Oktavbänden, und hatte große Vorzüge vor der Popischen. Hanmers Ausgabe 1744, in 6 groß Quartbänden zu Oxford, ist selbst nach D. Johnsons Urtheile nicht ohne Verdienst. D. Warburtons Ausgabe 8 Bände groß 8. London 1747. Zum Theil liegt die Pop'sche zum Grunde. Sie ward nicht durchgehends mit Beyfall aufgenommen. Johnson hat ihre Fehler aus einander gesetzt. D. S. Johnsons Ausgabe erschien 1765 in 8 Bänden gr. 8. mit einer vortreflichen Vorrede. Sie enthält das beste aller vorigen Ausgaben, aber das, was er selbst dabey geleistet, entsprach der so lange erregten Erwartung nicht. Steevens lieferte 1766 eine Ausgabe von zwanzig Stücken Shakspears nach den ältesten Abdrücken 4 Bände, gr. 8. Capells Ausgabe besteht in zehn Bänden in klein 8. 1768. Im Jahr 1773 erschien eine Ausgabe in zehn Bänden 8. von Johnson und Steevens, um welche der letztere die meisten Verdienste hat. Bell gab 1774 eine Ausgabe

in

in 8 Oktavbänden heraus; sie unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß sie die Shakspearischen Schauspiele so liefert, wie sie gegenwärtig auf der englischen Bühne aufgeführt werden. Im Ganzen zählt Steevens, mit Inbegriff aller Nachdrücke und wiederholten Auflagen bis zu seiner zweyten Ausgabe, 35 Editionen.

Achter Abschnitt. Ueber einzelne kritische Schriften Shakspearn und seine Herausgeber betreffend. Dieser Abschnitt enthält kurze, aber hinreichende und reichhaltige Recensionen von 52 kleinen und größern englischen Schriften, die theils den Dichter selbst, theils die Ausgaben seiner Werke, und die darüber geführten Streitigkeiten betreffen.

Neunter Abschnitt. Verzeichniß der Umarbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen Shakspearischer Schauspiele. Der Verf. liefert hier erst ein Verzeichniß der sämtlichen Umarbeitungen Shakspearischer Schauspiele in englischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache, (unter denen wir jedoch den vor zwey Jahren hier heraus gekommenen Coriolan und die Abhandlung seines Verfassers über die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen dieser Geschichte vermissen;) dann handelt er weitläuftiger von den Uebersetzungen des Dichters, und zwar zuerst von den französischen. Von Voltairs einzelnen Fragmenten, dem Theatre Anglois des de la Place, und den neuesten Uebersetzern, dem Grafen de Catuelan, le Tourneur, und Fontaine mal-

herbe. Weiter von einer holländischen Uebersetzung, die zu Amsterdam in 5 Oktavbänden 1778—1782 erschien, und mehr nach der deutschen Uebersetzung, als dem Original gemacht ist. Der Tod Cäsars war das erste Stück vom Shakspeare, das ins Deutsche übersetzt wurde und zu Berlin 1741 erschien. Im Jahr 1764 fing Hr. Wieland an, den Shakspeare ins Deutsche zu übersetzen.

Von seiner eigenen Uebersetzung des Shakspeare nimmt Hr. Eschenburg Gelegenheit, auf zwey Recensenten in dieser Bibliothek einen Ausfall zu thun. Der erste Recensent, (für den fälschlich der sel. Meinhard hier angegeben wird,) hatte nämlich bey der Anzeige der Wielandischen Uebersetzung (B. IX. S. 259.) behauptet, es wäre besser gewesen, den Shakspeare gar nicht zu übersetzen. Man hätte lieber einen Auszug von Scene zu Scene liefern, um die Oekonomie des Stücks, und die Situationen, die Shakspeare oft so glücklich herbey zu führen wisse, nicht zu verlieren, die schönsten Stellen und Scenen aber ganz übersetzen sollen. Er erblickte gleichsam in prophetischem Geiste die deutschen After-Shakspeare, die die begrabenen Hanswürste aufwecken, Todtengräberliedlein singen, Könige rasend werden, Gewitter und Stürme mit Hexentänzen in Calfonium aufführen, und Sterbeglocken zu Grabe würden läuten lassen. Alles das, was der scharfsinnige Kunstrichter voraus sah, ist pünktlich eingetroffen, wie niemand läugnen kann, der unsere Theaterprodukte seit dieser Zeit kennt: ja, man hat sich nicht begnügt, den Shakspeare in diesen Herr-

Herrlichkeiten blos nachzuahmen, einigen glücklichen Geistern ist es sogar gelungen, ihn hierin weit zu übertreffen. Die Geister Shakspears scheuten wenigstens das Tageslicht, und der Dichter mußte die Nacht abwarten, ehe er einen habhaft werden konnte, aber unsere tragischen Dichter haben ihre Herrschaft im Geisterreich viel weiter ausgedehnt. Die armen abgeschiedenen Seelen müssen auf ihren Zauberruf nunmehr zu jeder Tagesstunde, und oft für nichts und wieder nichts, Schaarenweise erscheinen. Ein gewisser Dichter hatte den originellen Einfall, einen Todten, der eben auf der Bühne den Geist aufgegeben hatte, wieder lebendig werden, ihn eine Rede halten, und dann zum zweytenmale sterben zu lassen. — Ein anderer — doch, der Katalog aller dieser sinnreichen Gedanken und kühnen Genieblitze würde ein großes, dickes Buch nur mit Mühe fassen können.

Man würde dem Recensenten Unrecht thun, wenn man glaubte, er sey im Stande über Shakspeare zu spotten. Nein! Kein Schatten eines Dichters ist ihm heiliger, als der Schatten Shakspears. Er ist gewiß nicht weniger, als Herr Eschenburg Bewunderer seiner Schönheiten, seiner großen unzähligen Schönheiten. Er hält ihn für den größten dramatischen Dichter, den je eine Nation hervor brachte, selbst die griechische nicht ausgenommen. Auch er zieht einen Othello, einen Macbeth dem besten Trauerspiele der französischen Bühne vom Jodello bis auf den jüngsten Nachklimperer eines Corneille und Voltaire unendlich

endlich weit vor — aber deshalb ist er nicht blind für seine Fehler. Fehler, die freylich größtentheils Folgen seines Zeitalters sind; Fehler, die den Glanz seines göttlichen Genies nur wenig verdunkeln, aber für unsere Zeiten, und vorzüglich für unsere Nation große Fehler sind und bleiben. Fehler, die mehr schädlichen Einfluß auf unsere Bühne haben mußten und hatten, als alle seine Schönheiten Nutzen stiften konnten und gestiftet haben. Wie sehr wäre es also nicht zu wünschen gewesen, Hr. Wieland hätte gleich damals den Weg eingeschlagen, auf den jene Rec. hinzeigte. Er war ganz der Mann dazu, ihn würdig zu betreten. Auf diese Weise hätten wir uns an seinen Schönheiten ergötzen können, ohne daß manches junge, talentvolle, aber noch rohe Genie auf abentheuerliche Abwege verführt worden wäre, ohne daß der elende Nachahmungsgeist unsers litterarischen Trosses Veranlassung bekommen hätte, unser Theater mit einer Menge Stücke zu überschwemmen, die vor dem Richterstuhle der Poesie und der gesunden Vernunft gleich verwerflich sind, und den erst langsam aufkeimenden Geschmack einer ganzen Nation in der Wurzel zu ersticken. Denn, man glaube nur nicht, daß dieser Unfug allein auf dem tragischen Theater Schaden gethan habe; auch unsere komische Bühne hat die Folgen desselben empfunden. Kaum hatten wir durch Hülfe französischer Muster (die, wie jeder Unpartheyische gestehn wird, die Engländer im Lustspiele eben so weit übertreffen, als sie im Trauerspiele von ihnen übertroffen werden,)

den,) unsere komische Bühne etwas aus ihrer Barbarey gerissen, als sie von der andern Seite mit ganzer Macht wiederum einbrach. Ein Publikum, das seine Augen an Gladiatorspielen und leeren blos die Sinne füllenden Pomp weidete, Bombast und Unsinn für Erhabenheit, Leidenschaft und Gefühl erkannte, konnte unmöglich länger Geschmack an feinem Scherz und der treuen Nachbildung des wahren menschlichen Lebens finden. Alle heftige Eindrücke stumpfen das Gefühl ab, und so war es natürlich, daß ein tragischer Dichter, der nach seinen Vorgängern noch Sensation erregen wollte, immer heftigere Mittel, und diese immer in stärkern Dosen anwenden, und der komische Dichter mehr darauf bedacht seyn mußte, neue und überraschende Theaterstreiche, plumpen, aber auffallenden Witz, Wortspiele u. d. gl. anzubringen, als die Sitten und Thorheiten der Menschen zu zeichnen, wie wir sie täglich vor uns sehen. Allein es geht mit diesen gewaltsamen Mitteln, heftige Empfindungen zu erregen, und starke Eindrücke zu machen, genau so wie mit hitzigen Getränken. Sie greifen die Organe zu heftig an, und stumpfen sie in kurzer Zeit so ab, daß derjenige, der sich daran gewöhnt, sie immer in größerer Quantität genießen muß, und doch immer weniger wahren Genuß davon hat.

Man vergebe uns dieses platte Gleichniß, weil es passend ist, und vergebe uns diese Ausschweifung, weil sie auf einen Gegenstand gerichtet war, der nicht genug berührt werden kann. Wir kehren zu unserm Streitpunkte zurück und wiederholen den

Wunsch,

Wunsch, daß man den Deutschen nur eine Auswahl der schönsten Scenen Shakspears und von dem übrigen einen bloßen Auszug und keine wörtliche Uebersetzung geliefert haben möchte, die sowohl dem Publikum, als dem Dichter selbst, der sich nun aus derselben, und gleichsam als unsern Zeitgenossen beurtheilen lassen muß, mehr geschadet als genutzt hat. Zwar gestehn wir gern, daß auch diese Methode ihre großen Unbequemlichkeiten hat, und daß manche von den Einwürfen, die Hr. Eschenburg dagegen macht, recht sehr gegründet sind; allein unter zwey Uebeln sollte man doch wohl immer nur das kleinste wählen. Und das, dächten wir, wäre doch ohne Zweifel das kleinere Uebel, einen Dichter eines fremden Volks seiner Nation nicht mit allen seinen Eigenthümlichkeiten, nicht von allen Seiten bekannt machen zu können, (was ohnehin in jeder Uebersetzung unmöglich, und in jeder Uebersetzung dieses Dichters doppelt unmöglich ist) als ihr ein verführerisches Muster aufzustellen, von dem vorauszusehen war, daß man sich begnügen würde, seine Fehler nachzuahmen, da es vielleicht unmöglich ist, seine Schönheiten zu erreichen. Oder, wenn man auch die Deutschen mit ganzen Stücken von Shakspeare bekannt machen wollte, warum übersetzte man nicht blos einige der besten Stücke des Dichters, und gab von den übrigen nur die schönsten Stellen und Scenen im Auszuge? warum übertrug man seine sämtlichen Werke fast von Wort zu Wort, und sogar solche Stücke, von denen es höchst ungewiß, und sogar höchst unwahr-

schein-

scheinlich ist, daß sie wirklich von Shakspeare herrühren?

Von jedem Uebersetzer, der auf etwas mehr, als auf das Honorar des Buchhändlers Anspruch macht, kann man doch billig fordern, daß er mit den Bedürfnissen der Nation, für welche er übersetzt, bekannt, und mit ihrem Geiste vertraut seyn daß er wisse, was und wie er es zu geben habe? Wer die Nachahmungssucht der deutschen Schriftsteller, und den so schwankenden ungebildeten Geschmack der deutschen Nation kannte, der mußte voraussehen, daß von der Uebersetzung eines Schriftstellers, wie Shakspeare ist, der Vortheil sehr ungewiß, der Schaden aber unvermeidlich sey. Das vermutheten wir und die Erfahrung hat unsere Vermuthung bestätigt. Wo sind die vortreflichen oder guten Dichter, die sich in dieser Schule gebildet haben, und — wohl zu merken! — die sich nicht gebildet haben würden, im Fall wir keine deutsche Uebersetzung des Shakspeare bekommen hätten? Wer verrieth in diesem Stücke mehr Divinationskraft, unser ehmalige College oder der sonst so große Lessing, wenn er glaubte, „daß Shakspeare ganz andere Köpfe unter uns wecken würde, „als Corneille und Racine?“

Sich nun auch über das weitläuftig auszulassen, was Hr. Eschenburg gegen einen andern Kunstrichter (im 23. Bande dieser Bibliothek) vorbringt, fehlt es dem Recensenten an Raum, an Zeit und an Lust. Er überläßt es den Lesern, denen die Materie wichtig genug ist, beide Gegner

zu vergleichen, und selbst zu beurtheilen, welcher von beiden Schriftstellern mit mehr Gründlichkeit und Unpartheylichkeit zu Werke gehe. Befremdet aber hat uns allerdings die vornehme Miene, mit welcher Hr. Eschenburg auf seinen Gegner herabsieht, der, wie wir glauben, sich wohl noch in jedem Betracht mit ihm messen kann. Wir sind weit entfernt, allen Grundsätzen und Behauptungen jenes Recensenten beyzustimmen, aber wir können doch auch unsern Unwillen nicht bergen, wenn Hr. Eschenburg von nichts als geräuschvollem Wortaufwand, von redseliger Declamation, von seltsamen, grämlichen, und gar von menschenfeindlichen Aeußerungen spricht. Gewiß würde er gelinder behandelt worden seyn, wenn sein mißbilligendes Urtheil den englischen Dichter allein, und nicht auch in mancher Rücksicht Hrn. Eschenburg mit getroffen hätte. Und worin, möchten wir wohl wissen, besteht denn das Verbrechen des Kunstrichters, das solchen Tadel und solche Ausdrücke verdient? Daß er nicht so denkt, wie Hr. Eschenburg? Daß er, wir wollen den härtesten Ausdruck brauchen, die Sache blos von Einer Seite betrachtete? Und that Lessing etwas anders, als er bey jeder Gelegenheit Shakspearn den Deutschen so unbedingt anpries? Läßt es sich von Lessing denken, daß er die großen Fehler und Mängel des englischen Dichters nicht eben so sehr empfunden und gemißbilligt haben sollte, als er seine Schönheiten empfand? Gewiß kannte er diese Fehler alle, und hielt sie für das, was sie sind; aber

aber die Lage der Sachen schien es ihm zu erfodern, diese Fehler vor der Hand mit Stillschweigen zu übergehen, und blos die unerkannten Schönheiten in das hellste Licht zu setzen. Er handelte in diesem Falle nach einem Grundsatze, den er, wenn wir nicht irren, irgendwo in seinen Schriften geradezu aufstellt, den er nicht selten befolgte, und der gewiß auch sehr oft wirksamer und heilsamer ist, als die strengste Gerechtigkeit: „Wenn in einer Sache von der einen Seite zu viel geschieht, so muß man so lange von der andern Seite zu viel thun, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist.“ Als Lessing den Shakspeare den Deutschen anprieß, vergötterte man die französischen Dichter und verkannte die Verdienste der Engländer: als unser Kunstrichter schrieb, vergötterte man den Shakspeare und verachtete die Franzosen, von denen doch unsere besten dramatischen Dichter so viel gelernt haben, und unsere meisten Dichter noch so viel lernen könnten!

Zehnter Abschnitt. Ueber Shakspears Gedichte. Nebst Proben derselben. So allgemein bekannt auch unter Ausländern Shakspeare als dramatischer Dichter ist, so wenig kennen ihn selbst seine Landsleute als Verf. anderer Gedichte. Auch verdient er als solcher weniger gekannt zu seyn. Ein einziges seiner besten Schauspiele wäre hinreichend gewesen, ihn der Unsterblichkeit zu versichern, da er hingegen durch die ganze Sammlung seiner übrigen Gedichte schwerlich nur bis auf unser Zeitalter berühmt zu bleiben hätte hoffen dür-

 fen.

sen. Und doch ist dieser Gedichte keine geringe Zahl; ein paar derselben sind von keinem ganz unbeträchtlichen Umfange, auch fehlt es ihnen nicht durchaus an Schönheiten, die sie der Aufmerksamkeit der Nachwelt würdig machen. Unter den vielen kritischen Herausgebern von Shakspears Werken gab es auch nicht Einen, der sich dieser Kinder seiner Muse angenommen hätte: kaum hielt man es der Mühe werth, sie in einige Ausgaben als Anhang aufzunehmen. Erst im Jahr 1780 erwarb sich Hr. Malone das Verdienst, sie den ersten Supplementbänden der zweyten Ausgabe der Schauspiele von D. Johnson und Steevens beyzufügen, die ächten Stücke von den unächten zu scheiden, und jene mit einem kritischen Commentare zu erläutern. Die beiden ausführlichsten Gedichte dieser Sammlung sind Venus und Adonis und der Raub der Lukretia, zwey erzählende Gedichte in gereimten Stanzen, deren jede aus sechs fünffüßigen Jamben besteht. Man hat schon eine deutsche Uebersetzung davon, die 1783 zu Halle erschien, aber fast gar nicht bekannt worden ist.

Von dem Gedichte Venus und Adonis, sagt Shakspeare selbst, daß es der erste Erbe seiner Erfindungskraft sey; ein Umstand, der es allein schon sehr merkwürdig machen müßte. Man entdeckt darin unverkennbare Spuren shakspearischer Poesie und der ihm eigenthümlichen Geisteswendung. Selbst die minder glücklichen Stellen, selbst die vielen durch zu große Ueppigkeit der Gemälde, durch zu weit verfolgte Spiele des Witzes,

durch

durch geschmackwidrige Tändeley und Verkünstelung des Ausdrucks und der Darstellung verunstaltete Züge würden beweisen, daß Shakspeare der Verf. dieses Gedichtes wäre, wenn man auch sonst Ursache hätte daran zu zweifeln. Der Plan des Ganzen ist äußerst simpel. Venus verliebt sich in den schönen Adonis, und trägt ihm ihre Gunst an. Sie findet aber einen spröden Jüngling an ihm, der ihre Liebe nicht erwiedert, sich endlich gar aus ihren Umarmungen losreißt und entflieht. Den folgenden Tag wird er auf der Jagd von einem wilden Eber getödtet, und in eine Bluhme verwandelt. Hier sind einige Stanzen zur Probe.

„Aber sieh! aus einem benachbarten Gebüsche „ersieht ein junges, muthvolles und stolzes Mut„terpferd den stampfenden Jagdhengst des Adonis, „und stürzt hervor, schnaubt und wiehert laut. „Der Hengst mit starkem Nacken, der an einen „Baum gebunden ist, zerreißt seinen Zügel, und „rennt eilig zu jenem hin.“

„Gebietrisch bäumt er sich, wiehert, springt, „und zersprengt den gewirkten Gurt. Die schwan„gere Erde verwundet er mit seinem harten Huf; „und ihr hohler Schoos ertönt davon wie Donner „des Himmels. Das eiserne Gebiß zerknirscht er „mit seinen Zähnen, und bezwingt das, was ihn „bisher bezwang.“

„Seine Ohren spitzt er empor; seine gekämmte „niederhangende Mähne steht jetzt über seiner ge„wölbten Stirn empor; seine Nüstern trinken die „Luft; und, wie aus einem Ofen steigt Dampf dar-

„aus hervor. Sein Auge, im zürnenden Feuer-„glanz, spricht seinen erhitzten Muth, und sein „brünstiges Verlangen.“

„Bald trabt er, als zählt' er die Schritte, mit „edler Majestät und bescheidenem Stolz; bald bäumt „er sich, dreht sich und hüpft umher, als wollt' er „sagen: sieh! so beweis' ich meine Kraft; und so „feßle ich das Auge der schönen Stutte, die dort „steht.“

„Was kümmert ihn seines Reiters zürnender „Unmuth? sein schmeichelndes Holla! oder sein: „Steh, sag' ich! Was fragt er jetzt nach Zaum „oder stechendem Sporn? nach reichen Decken oder „prächtigem Geschirre? Er sieht seine Geliebte und „sieht sonst nichts; denn sonst nichts befriediget sei-„ne stolzen Blicke.“ — —

Der Stoff des zweyten Gedichts der Raub der Helena ist bekannt genug. So viel er auch vor dem Stoffe des vorigen poetisches und interessantes voraus hat, so steht doch das Gedicht selbst dem vorigen weit nach. Die ermüdende Weitschweifigkeit, so wohl in der Erzählung selbst, als in den allzufreygebig eingestreuten Reden, Selbstgesprächen und allgemeinen Betrachtungen, ist hier noch weit größer und auffallender. Doch findet man immer noch häufige Blicke des shakspearischen Genies, öftere Spuren seiner vertrautesten Menschenkunde, und mehr als Eine höchst glückliche Benutzung auffallender Naturzüge, die dem gemeinen Auge meistens entgehen, und den wahren Dichter so unverkennbar auszeichnen. Auch

von diesem Gedichte wollen wir unsern Lesern eine kleine Probe geben.

„O Gelegenheit, deine Schuld ist groß; du „bist es, die des Verräthers Verrath ins Werk „richtet; du führst den Wolf dahin, wo er sich „des Lammes bemächtigen kann, und dem, der „Sünden entwirft, zeigst du die bequemste Zeit. „Du bist es, die Recht, Gesetz und Vernunft mit „Füssen tritt, und in deiner schattigen Grotte, wo „keiner sie ausspähen kann, sitzt die Sünde, um „die vorüber wandelnden Seelen zu erhaschen.“

„Du machst, daß die Vestalin ihren Schwur „bricht; du bläsest das Feuer an, woran Mäßi„gung aufthaut, du erstickst die Redlichkeit, du „mordest die Treue; du schändliche Verbrecherin, „ehrlose Kupplerin! du pflanzest Verläumdung und „zerrüttest guten Leumund; du Räuberin, Verrä„therin, falsche Betrügerin, dein Honig verkehrt „sich in Galle, deine Freude in Kummer.“

„Wann wirst du des demüthigen Bittenden „Freundin seyn, und ihn zum Ziel seiner Wünsche „leiten? wann wirst du eine bequeme Stunde aus„wählen, große Zwiste zu schlichten? oder die vom „Elend gefesselte Seele befreyen? Wenn wirst du „dem Kranken Arzney, dem Gequälten Ruhe ge„ben? Die Armen, Lahmen, Blinden, hinken, „kriechen, jammern nach dir; aber nie treffen sie „Gelegenheit.“

„Der Kranke stirbt, indeß der Arzt schläft; „der Waise schmachtet, indeß der Unterdrücker sich „mästet, Gerechtigkeit schwelgt, indeß die Wittwe

„weint; guter Rath erlustigt sich, indeß die Seu„che brütet. - Du gewährst keine Zeit für milde „Wohlthaten. Grimm, Neid, Verrath, Raub „und Mord wüthen, und deine schrecklichen Stun„den fröhnen ihnen, wie Knechte.“ — —

Außer diesen beiden großen Gedichten hat man von unserm Dichter noch 140 Sonnete; den verliebten Pilgrim, The passionate Pilgrim, eine poetische Sammlung, die 1599, aber wahrscheinlich ohne Zuthun Shakspears erschien, und ein kurzes Gedicht, Klagen einer Liebenden, A Lover's Complaint.

Die Sonnete wurden auch in England früh beliebt, und besonders im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von Surrey, Wyat, Vaux, und andern glücklich nachgeahmt. Zur Zeit unsers Dichters waren sie noch sehr gewöhnlich, und man schätzte damals seine Versuche in dieser Art mehr, als selbst seine dramatischen Arbeiten. Von seinen 140 Sonneten sind die ersten 126 an einen Freund, die übrigen an ein Frauenzimmer gerichtet. Monotonie der Gedanken ist wohl unstreitig der gerechteste Vorwurf, den man ihnen machen kann. Sie ist noch größer, als beym Petrarch, und auffallender, weil Shakspeare nicht, gleich diesem Dichter, durch Empfindung, sondern durch bloßen, und nicht immer sehr glücklichen Witz schadlos hält. Herr Eschenburg hat 56 davon mit kluger Auswahl übersetzt, und das Original mit abdrucken lassen. Ein paar Beyspiele dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten.

LII.

LII.

„Jene Lippen, welche die Liebe mit eigner „Hand bildete, athmeten die Worte: „Ich haße,“ „mir zu, der ich um meiner Geliebten willen „schmachtete. Als sie aber meine trauervolle Lage „sah, erwachte sogleich Mitleid in ihrem Herzen, „welches die Zunge strafte, die sonst immer lieb„reich und zu holden Aussprüchen gewöhnt war, „und sie so aufs neue mich grüßen lehrte. Die „Worte: „Ich haße,“ veränderte sie durch einen „Schluß, der darauf folgte, wie der milde Tag „auf die Nacht, wenn sie, gleich einem verworfe„nen Geiste, vom Himmel zur Hölle hinweggeflohn „ist. „Ich haße,“ sagte sie frey vom Haß, und „rettete mein Leben, durch den Zusatz: „nicht „dich.“

XLVIII.

„Die Augen meiner Geliebten haben nichts „ähnliches mit der Sonne: Korallen sind weit rö„ther, als das Roth ihrer Lippen. Ist der Schnee „nur weiß, so ist ihre Brust es nicht; sind Haare „Drath, so wächst schwarzer Drath auf ihrem „Haupte. Ich habe hochrothe, rothe und weisse „Rosen gesehen, aber dergleichen Rosen sah ich „nicht auf ihren Wangen; und manche Wohlge„rüche haben mehr Anmuth, als der Hauch meiner „Schönen hat. Gern hör' ich sie reden; aber ich „weiß gar wohl, daß Musik noch weit reizender „klingt. Noch nie sah ich freylich den Gang „einer Göttin; aber meine Schöne berührt den

„Boden, wenn sie geht. Und doch beym Him„mel! halt ich meine Geliebte für eben so unge„mein, als irgend eine, welche die Liebe„ mit fal„schen Vergleichungen belog.“

VI.

„Soll ich dich mit einem Sommertage ver„gleichen? Nein du bist noch lieblicher und gemä„ßigter. Rauhe Winde schütteln die Lieblings„knospen des Mays, und die Frist des Sommers „ist von allzukurzer Dauer. Zuweilen scheint das „Auge des Himmels zu heiß und oft wird sein „goldnes Antliz umdämmert. Jede Schönheit „verliert einmal etwas von ihrer Schöne; und wird „durch Zufall, oder durch den wandelbaren Natur„lauf, entstellt. Dein ewiger Sommer aber wird „nicht verblühen, noch den Reiz, der dir eigen „ist, verlieren; auch wird sich der Tod nicht da„mit rühmen, daß du in seinen Schatten wandelst, „wenn du deine Fortdauer durch ewige Geschlechter „verlängerst. So lange Menschen athmen, und „Augen sehen, so lange wirst du dann leben.“

Dieser umständliche Auszug wird hoffentlich hinreichend seyn, unsern Lesern eine ziemlich vollständige Idee von dem Inhalte und Werthe dieser Schrift zu geben. Wir erkennen mit Vergnügen, daß sich Hr. Eschenburg hierdurch ein wahres Verdienst um alle Freunde der Shakspearischen Muse erworben hat, wie wohl wir doch gestehen müssen, daß wir uns in gewisser Rücksicht getäuscht gefunden haben. Wir erwarteten eine ausführli-

che,

che, immer auf Thatsachen gegründete Charakteristik des Shakspearischen Genius, ein Buch, wie Wartons Versuch über Pope, und fanden eine — Compilation. Denn nichts anders als das ist der größte Theil des Buchs, aber freylich eine Compilation, die mehr werth ist, als manches hundert Originale. Litterarnotitzen nehmen einen beträchtlichen Theil des Raums ein, und die Urtheile und kritischen Räsonnements sind fast durchgehends aus englischen Kunstrichtern, einem Johnson, Pope, Theobald, Home, Richardson, u. a. m. wörtlich entlehnt. So ungleich lieber wir ein eignes Werk von ihm gesehen hätten, so wissen wir ihm doch auch für diese mit soviel Einsicht, Geschmack und Ueberlegung gemachte Compilation, die vorzüglich solchen Lesern, die der englischen Sprache unkundig sind, oder die hier benutzten Quellen nicht brauchen können, angenehm seyn muß, und die man als einen schätzbaren Anhang zur deutschen Uebersetzung des Shakspears ansehen kann, allen Dank. Mehr als das, als eine Art von „litterarischem Apparat" zu liefern, war überhaupt seine Absicht nicht, und nach der Absicht muß jeder billige Kunstrichter einen Schriftsteller beurtheilen. Die Uebersetzungen selbst, haben, was man von unserm Verf. schon gewohnt ist, alle mögliche Treue und dabey ganz das Ansehen ursprünglich deutscher Aufsätze. Vorzüglich sollten alle diejenigen, die ausländische Dichter in Prosa übersetzen wollen, sich Hrn. Eschenburg zum Muster nehmen. Er besitzt viel von Meinhards Talente, sich in den

Geist seines Originals zu versetzen, sein Ausdruck ist eben so passend und ungezwungen, nicht selten um vieles kräftiger und poetischer, aber nicht immer so rein und geschmeidig. Bey alle dem können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, entweder von Hrn. Eschenburg selbst, oder von einem andern einsichtsvollen Kunstrichter ein eigenes Werk über die Eigenthümlichkeiten des Shakspearischen Genies, eine kritische Zergliederung seiner Schönheiten und Fehler, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einen vollständigen Abriß seines großen und mächtigen Geistes zu bekommen. Daß dieses Unternehmen so unausführbar sey, als Herr Eschenburg behauptet, können wir uns nicht überreden. „Shakspears Genie in seinem ganzen, weiten Umfange darstellen, hieße nichts geringers, als das Unermeßliche selbst messen „wollen." ? ? Das mag eine belle phrase für eine akademische Eloge seyn, aber in dem kritischen Werke eines Deutschen steht sie am unrechten Orte. Der Genius Shakspears, so groß, außerordentlich und einzig er ist, bleibt doch immer nur ein endlicher Genius, und allein für das Unendliche fehlt es uns an einem Maasstabe.

V. Ver-

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Von der letztern Ausstellung der Leipziger Kunstakademie. Wenn wir hier fortfahren von unsern Beyträgen zur Ausstellung der Kunstakademie in Dresden weder ein kritisches noch historisches Verzeichniß, sondern blos eine erzählende Nachricht zu geben, so geschieht es, die Wünsche der patriotischen Liebhaber zu erfüllen, welche sie als einen Theil der hiesigen Kunstgeschichte fortgeführt haben wollen, und es zu fordern berechtiget zu seyn glauben. Darum wir auch die bey der Akademie seit zwey Jahren erfolgten Veränderungen, und was außerdem die Kunstliebhaber interessiren könnte, nachrichtlich werden einfließen lassen.

Wir wollen, wie sonst, die bey diß = und vorjähriger Ausstellung in Menge eingereichten Werke nicht der Reihe nach nennen, aber aus der großen Summe, die unsere Artisten in diesem Zeitraume fertigten, diejenigen in Erinnerung bringen, die sich, durch Vortreflichkeit, oder Nützlichkeit, vor andern auszeichneten; oder sonst, in irgend einem Betracht, merkwürdig waren; es treffe nun solche, die bey der Ausstellung erschienen, oder andere,

die,

die, ihrer Bestimmung oder Beschaffenheit wegen, nicht eingesandt werden konnten.

Wir bedienen uns zugleich der Gelegenheit, manche geschickte Artisten vorzuführen, welche bisher unbemerkt unter uns geblieben, aber bekannter zu seyn, und empfohlen zu werden verdienen. Man vergesse nicht, daß die wohlmeynenden Urtheile, womit wir einige dieser Werke begleiten, niemand aufgedrungen werden, sondern wahre Kenner zu näherer Prüfung reitzen sollen.

Wer den wachsenden Einfluß unserer Kunstlehrer auf Handelschaft und Gewerbe aller Art, und fast auf jedes nützliche Geschäfte kennt, war wohl unverwundert sich, unter den Zierden der Ausstellung, vergebens nach neuen Werken von zweyen unserer thätigsten Artisten, dem Akademiedirektor, Herrn Oeser, und dem Lehrer der Baukunst, Herrn Dauthe, umzusehen. Diesem geben itzt die verschiedenen Stadtbaue, denen er sich unterzogen hat, und die Aufführung der Churfürstlichen Sternwarte, womit der Churfürst die Denkmäler seines Schutzes der Wissenschaften und Künste rühmlichst vermehrt, die glücklichste Gelegenheit, seinen Schülern öffentlich praktischen Unterricht ertheilen zu können; und diese sind mit den Proben ihres Fleißes nicht zurück geblieben.

Auch Oesers neueste Werke müssen auf der Stelle gesehen werden; denn es sind Plafonds, hohe Caminstücke, mit lebensgroßen Figuren; und eine seiner beträchtlichsten Arbeiten ist das große Altar-

Altarblatt für unsere Nikolaikirche, welches er, seit zwey Jahren, unter Händen hat.

Die vier Caminstücke enthalten Begebenheiten der Diana. Auf dem Ersten schlägt sie den Zweig vom Haupte des darunter schlummernden Endymions sanft zurück: Auf dem Andern schützt sie die vom Alpheus verfolgte und fast ergriffene Arethusa, durch eine Wolke: Auf dem Dritten entdeckt sie die Vergehung der Calisto; und auf dem Vierten klagt sie, erlittener Züchtigung wegen, die Juno, beym Jupiter, an. Die Behandlung dieser so oft benutzten Gegenstände scheint dem Nestor der Componisten ein jugendliches Spiel gewesen zu seyn, welches, beym Glanze des geübtesten Pinsels, alle Merkmale der feurigsten Einbildungskraft hat.

Das Altarblatt, welches einen auch öfter behandelten der erhabensten und zugleich kritischten Gegenstände, die Auferstehung Christi, enthält, ist voll neuer und hoher Dichterphantasie, deren Gränzen der Freyheit beym poetischen Vortrage heiliger Geschichte man aber auch zugleich, durch strengsten Bedacht auf die bewährtesten Glaubenswahrheiten der Kirche, weislich bestimmt findet. Wir versparen die völlige Beschreibung dieses allmählig wachsenden Werkes, bis zu seiner Vollendung. Schon sehen wir auch, von dieses Meisters Hand, gerade über dem Altare, einen die erdichtete Kuppelöffnung füllenden Engel, vor dem der Kenner und Nichtkenner das Haupt neigt.

Von Herrn Bause erhielten wir drey Porträte, nach Schmidt, des Pensionairs Fisscher: nach

nach Graff, des vorigen Königes von Preussen; und noch le Roy, des Czaars Peters I.

In diesem Kopfe glauben wir alle in jenen und so mancherley vortreflichen Werken weislich vertheilte Kräfte der Bausischen Kunst beysammen zu sehen. Weil Meister seiner Art nur mit sich selbst verglichen werden können, so würden wir, nach genommener Rücksicht auf drey seiner vorzüglichsten Porträte sagen: daß er, in Peters Kopfe die Weichheit Jerusalems mit der Wärme Böhmens und der Kraft Spaldings vereint habe. Noch bleibt dieses Blatt besonders merkwürdig, durch die von Canzelistischer Titulatur und Untersetzung geschmackloser Wappenschilder freye Dedication, welche in den paar Worten: Catharinae II. [S.] [Bause.] mehr sagt, als alles, was man sonst in lebenden Sprachen, zur Verehrung seiner allergnädigsten Gönner, unterthänigst auskramte. Es ist schmeichelhaft, daß ein deutscher Artist, und einer der unsrigen, den Ton zu Störung des Unwesens angab.

Von seiner Tochter, Mlle. Juliane Bause, erschien eine andere Merkwürdigkeit: ein Monument in Arkadien, nach Bach; eine, dem 37 Zoll breiten, 28 Zoll hohen Originale, an Größe, an fester und zwangfreyer Behandlung gleichende Pinselzeichnung. Dieser neue gültige Zeuge ihrer sichern Fortschritte auf rühmlich betretener Bahn war so schwer vom Originale zu unterscheiden, daß man sie sogar von guten Kennern mit einander verwechseln sah.

Dazu

Dazu kam, in der Folge, von gleicher Größe, noch eine waldichte Landschaft nach Ruisdael, von ihr. Es ist ihr erster glücklicher Versuch nach einem mit meisterhafter Leichtigkeit übergangenen kräftigen Entwurfe in Oel: eine gar strenge Prüfung des Wasserpinsels, der aber nun, auf die gelungene Nachahmung des größten Schülers der Natur, mit bestem Vertrauen, sich an die Lehrerin selbst wagen kann.

Man fragt doch wohl, mit gutem Fug und Rechte, nach dem Schicksale jedes beträchtlichen Werkes: will gern wissen, wie es aus einer Hand in die andere gegangen? und wo man es aufsuchen soll? wisse also: daß der vortrefliche Ruisdael, durch den sonst hier bekannten Portraitmaler Lafontaine, aus Amsterdam an Herrn Zemisch, von diesem an Hrn. Hofrath Born nach Dresden, und nach dessen Ableben, wieder zurück, in das Cabinet des Herrn Winkler, kam. Was wir noch von dem Monumente in Arkadien zu sagen haben, ist, daß es Bachs letztes Ausstellungsstück war. Er nahm die Idee dazu aus seines Lehrers, Oesers, Munde. Bey seinem Abschiede nach Italien ließ er es seinem Freunde, Herrn Graff, der ihm, nach langer Weigerung, 4 Dukaten dafür aufzwang; und eine gar wenig veränderte Wiederhohlung dieser seiner letzten Arbeit in Dresden, bekam der rühmlichst bekannte Herr von Schachmann. Graff konnte dem inständigen Bitten seines Schülers, Herrn Rieter, nicht widerstehen, ihm die Zeichnung, in der Hofnung, von Bachen, bey seiner

Wie-

Wiederkunft aus Rom, eine andere zu bekommen, für den Ankauf wieder abzutreten. Aber Bachs Tod erhöhete den Werth seiner Werke so, daß R. die Zeichnung in Bern, dem Herrn von Muralt, für zehn Carolinen verkaufte. Dieser dritte Besitzer hatte darauf Gelegenheit sie für 200 Thaler zu veräußern, stund aber noch damit an, bis er sie endlich dem Grafen Reuß von Köstritz, für 300 Thaler überließ. Gewiß verdient die thätige Kunstliebe dieses deutschen Cavaliers bekannter gemacht und manchen reichen Ausländern entgegen gesetzt zu werden, welche man uns immer, sehr unschicklich, zu Mustern anpreißt, da sie doch öfters mehr vom Stolz und Uebermuth, als Kunstkenntniß und Liebe, zum Aufwande ihres Ueberflusses an kostbare Kunstwerke angetrieben werden. Dieses neuere Beyspiel erinnert uns an mehrere der Art; auch daran: daß wir eben nicht Deutschlands Provinzen und Städte nach dergleichen rühmlichen Kunstliebhabern, höhern Standes, ängstlich durchlaufen dürfen, da wir deren genug aus dem Kreise unserer eigenen Bürger nennen können, von welchen wir ein andermal mehrere und ältere, als die bisher bekanntesten Bose, Richter, Böttcher und Winkler anzuführen Gelegenheit nehmen wollen.

Seltenheiten anderer Art, und in ganz verschiedenem Betracht, waren die Porträte von zweyen Malern gleiches Namens, aber verschiedener Abkunft, der Herren Hofmann. Der eine, aus Bayern, hatte mit seinem eigenen Porträte einen neuen Versuch in enkaustischen Farben gemacht:

der

der andere, aus Burgbernberg, das lebensgroße Porträit des Churfürsten nach Graff, in halber Natur copiert. Dieser scheint hier seine Geschicklichkeit, die er schon öfter, auch in Copierung kleiner und großer Compositionen aller Art, besonders an einem Urtheile des Paris nach Rottenhammer, erwiesen, im höhern Maaße verwendet zu haben. Und gern und billig lohnt man ihn mit verdoppeltem Beyfalle, in Erwegung seines traurigen Schicksales: denn er ist taubstumm! Es sind mehrere dergleichen unglückliche im Churfürstlichen Institute erzogene Jünglinge, in der Akademie zur Kunst angeführt, keiner aber so weit gebracht worden, als er. Graffs Original und Hofmanns Copie sind beide hier, diese im Zimmer des Conciliums zu sehen, und jenes in der Rathsstube über dem Stuhle des vorsitzenden Consuls aufgestellt.

„Der Churfürst steht, als gebietender Beschü„tzer seines Volkes, in fast völligem mit purpur„nem Hermelingewande umflossenen Harnisch, die „gestiefelten Füsse geschlossen, die Linke, zu Senk„rechtstellung des hängenden Degens, ans Gefäß „gelegt, die andre gerüstete Hand auf die fürstliche „Hasta gestützt; aber beide bloß, wie das herge„richtete Haupt, dem ein wachsamer in Ernst ge„hüllter liebevoller Seitenblick entflieht."

Hofmann, der Bayer, schickte einen an seinem eigenen Porträte gemachten Versuch in Wachs zu malen, an die Akademie zu Dresden, als einen praktischen Beleg, daß er die dem Gemälde abschriftlich beygefügte Stelle aus dem Vitruvius

 von

von der Enkaustik, vor andern, richtig zu erklären gewußt habe. In der That war dieses wohlgetroffene und brav gemalte Porträt von Oelgemälden schwer zu unterscheiden. Ob es der Mühe werth gewesen, bey den allgemein erkannten Vortheilen der Oelmalerey jene ältere der Vergessenheit zu entreißen, wird der Nachkommenschaft zur Entscheidung überlassen bleiben, weil sich erst in künftiger Zeit ihre gleiche und bessere Dauer, durch die Erfahrung bestätigen wird. Itzt hat das Hofmannische Gemälde die Festigkeit, welche dem Cauischen mangelt, und seine Mischung des Wachses mit Oel widersteht dem Reiben der Hand, und dem warmen Wasser, welches jenes mit Potasche aufgelößte Wachs wegnimmt.

Herr Gottlobs Uebungen nach Landschafts-Gemälden aller Art, auch großen Köpfen nach Koning — Largilliere — Rembrand — Graff und Nogari, sind nicht Werke eines mechanischen Copierpinsels, sondern einer nach Festsetzung in mancherley Manieren strebenden Hand, die er selbst an undankbare Versuche, ohne Mißgriffe zu legen wußte. So rief er die Köpfe der Buchdruckerey-erfinder, Faust, Schäffer und Guttenberg, aus den Conturen ihrer Holzschnitte, ins Leben zurück, in dem er sie, mit lebhaften Oelfarben naturgroß darstellte. Unter seinen Originalporträten von ganzer Figur, sowohl in halber Natur als Lebensgröße, empfahl ihn das wohlgetroffene Porträt seines Sohnes, eines fünfjährigen Knaben, welcher, bey vor ihm liegenden Buche, seiner in der Schule

er-

erhaltenen Aufgabe nachdenkt; vor allen aber die wohl ordonirte lebensgroße ganze Figur des verstorbenen D. Körners, womit die in der Thomaskirche aufgestellte Reihe aller ihm voran gegangenen Superintendenten fortgesetzt, der Kopf aber, aus Graffs Gemälde, wozu der Verstorbene gesessen, genommen ward.

Roms schon so oft benutzten Gegenden und Ruinen, diesen für die Kunst unerschöpflichen Quellen, ist auch Herr Mechau fleißig nachgegangen, und sie, an Ort und Stelle, aus so viel neuen Standpunkten aufzunehmen bemüht gewesen, daß er nun fortfahren kann, sie aus seinen Studien in reizende Gemälde von bequemer Kabinetsgröße überzutragen. Dergleichen sind sein Prospekt, durch einen von der Natur weitgespannten Felsenbogen, auf Baia: die nahe Ansicht des steilen Wasserfalles zu Terni; die Reste des Belisarischen Palastes und das Paulsthor mit der Pyramide des Cestius. Längst wünschten Kunstverständige, und so mancher, der Italien nicht gefühllos bereiste, mit uns: daß doch der so glücklich wählende Herr Mechau alle seine dergleichen in ihrer Schönheit, mit oder auch ohne allen poetischen Anstrich, dargestellten topographischen Gegenstände, durch seine erprobte Geschicklichkeit in Acqua tinta zu arbeiten, gemeinnützig machen wollte! Zwar haben wir schon viel Gutes der Art von diesem Lande. Kann man aber des Guten zu viel haben?

Die Musterung des unüberzählbaren Heeres der Vignettierer, dem Herr Geyser noch immer

muthig vorausgeht, wollen wir andern überlassen, und nur auf drey größere Blätter dieses arbeitsamen Mannes einen Blick thun. Eins ist ein Prospect der Schule-Pforte. Der unbekannte Zeichner G. scheint nicht alle von der Natur ihm angebotenen Vortheile benutzt und sie dem Radierer überlassen zu lassen, der den Gränzen seiner Kunst treu zu bleiben wußte. Mehr Gelegenheit die Kunst der Nadel zu zeigen, gab ihm Abrahams Verabschiedung der unglücklichen Hagar, nach Dietrich, keinem der besten Werke dieses großen Meisters, das man aber doch nicht ganz zum Mittelmäßigen zählen kann. Der Kopf Isaaks scheint ganz das Porträt eines Knaben niedern Standes zu seyn. Aber des Patriarchen greises Haupt, mit breitbärtigter Wange und ernster Miene flößt Ehrerbietung ein. Und dieß ist es auch, wo die Kräfte der Nadel beym Wetteifer mit dem Pinsel sich am wirksamsten zeigten. Das größte und am reichsten staffirte, und zugleich seltsamste Geyserische Blatt, welches es auch wohl immer bleiben dürfte, weil es nicht fürs Publikum bestimmt zu seyn scheint, ist ein fürstliches Banquet in einem aufs prächtigste ausgeschmückten und beleuchteten Saale, worinne die Summe der Figuren an Tafel und der versammleten Zuschauer umher sich weit über 600 beläuft.

Von allen, die bisher den Vorsatz faßten, es mit Aberli aufzunehmen — und zum Theil ihn zur glücklichen Stunde gefaßt zu haben bewiesen — ist Herr Schwarz der erste, der uns in dieser

Manier

Manier ein ganzes Werk, eine malerische Reise durch Sachsen, deren erste 2 fertigen Hefte im größten Folio, 19 Aussichten auf 12 illuminirten Kupfertapfeln enthalten, vorlegt. Er verfolgt seine Absicht bey Fortsetzung seiner Reise durch das Land, wo die Natur ihre Schönheiten so mannigfaltig und reichlich von allen Seiten her, zur Vervollkommnung seines Studiums, anbietet. Schon hatte er ein kleineres Werk, 36 sehr leicht hingeworfene Prospekte von Leipzig in Querformat, als Versuche zu größern, voraus gehen lassen. Seinen spätern Fleiß an 2 Blättern nach Schütz, *) hätten wir ihn lieber auf Werke irgend eines correktern Landschafters verwenden sehen, der nicht so sehr wider die Perspektive verstieß und weniger ins Bunte fiel; darum aber der Radierer nicht minder Nachsicht zu hoffen berechtiget ist, dessen Pflicht es nicht war, die Fehler des Originals zu berichtigen. Er conturnierte die Platten und überzeichnete die Abdrücke so, daß sie wie in Braun getuscht besser gefielen, als wenn er des Oelpinsels hartes Colorit, in eben so vorlauten Tönen, auszudrücken versuchte. Zugleich zeigte er, an 2 großen schicklich und reichstaffirten Originalprospekten vom Erfurter und Leipziger Markte, auch einem, vom weissen Bäre aus, durch den alten Neumarkt hin, auf die Nikolaikirche, seinen löblichen Eifer in Canaletti's Fußtapfen zu treten; und möchten

*) Siehe historische Erklär. p. 85. n. 213—14.

wir ihn um so mehr dazu aufgemuntert sehen, weil bisher Wahl, Geschmack, und Behandlung jedem mißlang, der sich an die Nachahmung jener großen malerischen Manier der vortreflichen Dresdner Prospekte wagte.

Unter Herrn Steins Arbeiten stachen seine carvellirten Porträtprofile hervor. Mr. Carvel trat vor einigen Jahren, mit dieser gar wohl bekannten und zur Uebung für Anfänger sehr nützlichen Manier an etlichen deutschen Höfen auf, wo man sie für seine Erfindung annahm und ihr seinen Namen beylegte; worauf die liebe Mode sie, mit ihrem Stempel der Neuheit umgeprägt, in Umlauf brachte. Außer dem Herrn Stein, der sich weniger als andere an strenge Aehnlichkeit gebunden, sondern mehr auf Veredlung und Ausdruck Bedacht genommen hat, kostete es der Mlle. Stock, den Herren Mechau, Nathe, Wiese, Reinhart, Richter, Gottlob, und mehrern, wenig — und wir müssen sagen: der Mlle. Stock, fast vor allen, die es dem Ausgeber so blanker aber geringhaltiger Münze gar bald an Geschicklichkeit theils gleich theils zuvor thaten, am wenigsten ihn zu übertreffen. Doch fanden noch Vergleiche zwischen ihm und andern so lange statt, bis selbst unser bescheidener Graff sich, mit spielender Hand, aber höchst lehrreich zu dieser Modemanier herab ließ.

Aus genannter Reihe haben sich Herr Reinhart und Nathe, — wir hoffen, nicht auf immer — von uns entfernet. Dagegen wir zwey andere junge Artisten, Herrn Richter und Penzel, beides

beides geschickte Eleven der Dresdner Akademie zu den unsrigen zählen.

Letzterer hat sich bisher durch seine nach Chodowiecky's, auch eigener Zeichnung in dessen Manier, zu Bücherverzierungen radierte Blätter empfohlen, und möchte es wohl der Geschmack unserer Tage seiner Entschließung zu dieser beliebten Arbeit nicht an Beyfall und Belohnung fehlen lassen.

Daß jener vom öfters genannten Zeichner gleiches Namens wohl zu unterscheidende Maler sich nicht aufs Studium des Porträts allein einschränken wollte, beweisen seine ausgestellten Vorübungen nach Guido, Battoni, und andern großen Galleriestücken, neben getreu copierten Köpfen nach Mengs und Graff. Die Wahl der Muster giebt einen vortheilhaften Begriff vom Geschmacke des Studierenden und wir zweifeln nicht, daß Herr Richters anhaltender Fleiß, bey mehrerer Practic, in einem höhern Maße erfüllen wird, was seine Versuche im Großen und seine wohlgetroffenen Porträte nach dem Leben, in Pastell und Oel, so ernstlich versprechen.

Das beträchtlichste Werk in Oel des nun am Meinungischen Hofe sich aufhaltenden Herrn Reinhart, war eine unstaffirte romantische Wildniß, mit rauschendem Gewässer, das aus nahen Felsenklüften fallend niedres Gestein durchströmt. Man sollte meynen, er habe hier Ruisdael, Everdingen und Salvator Rosa mit einander zu vereinen gesucht: aber er sammlete jede kleinere Parthie seiner Dichtung aus der Natur, die er von jeher allein

zum Vorbilde nahm; ohne sich irgend einer Manier ermächtigen zu wollen.

Wie ihm charakteristische Gegenstände gelingen, ist aus einem ganz in Hogarths Geiste radierten Blatte zu sehen. Es zeigt einen ausgebeutelten Junker Lockerfeld, beschämt und verlegen vor zwey Juden, die, mit seiner Verschreibung in der Hand, ihm den Weg vertreten. Würde man nicht diese Begebenheit, auf die Art wie den Rake's Progress, so gern fortgesetzt sehen, als des Herrn Sal. Richters in der Manier des le Prince gezeichneten gemeinen Volksscenen, die er mit der Ankunft und Abreise der Russen in Leipzig bereits beschlossen zu haben scheint!

Herr Rathe, der sich, seit Ostern, der Direktion einer zu Görlitz errichteten Privatzeichenschule unterzog, ist oft in großen Staffelengemälden gleichen, Pinselzeichnungen von einer Gattung der Landschaft zur andern übergegangen und von der unveredelten Natur zur Idille, und von ihr bis zur Allegorie hinauf gestiegen. Daß man prüfen könne, wie glücklich er hierinne war, heben wir eine Elegie aus, die wir um so mehr anzuzeigen verpflichtet sind, da sie das Denkmal einer Zierde des schönen Geschlechts ist, deren schmerzhafter Verlust auf unser Kunstpublikum einen unauslöschbaren Eindruck machte. (*)

„In

*) Friedericke Charlotte Bause, unsers verdienten Bause ältere Tochter, starb am 15ten März, 1785.

„In der Mitte eines stillen Hayns nahte sich „ein edles Mädchen, einsam, dem Grabhügel ih„rer Freundin oder Schwester, bestreut ihn, aus „beiden Händen, mit Blumen, und lehnte daran, „neben dem vollen Körbchen, woraus sie die ge„sammleten Blumen verstreut, eine unverzierte „Tafel mit der Aufschrift: Ruhe sanft, gutes Mäd„chen!"

„Oben über schwebt, im lichten Gewölke, der „Genius des Ruhms und der Ehre, welcher vom „einsamen Schutzgeiste der Entschlafenen an ihre „Verdienste erinnert, einen seiner Kränze auf ihr „Grab fallen läßt."

„Der preisfordernde Götterknabe, sonst nur der „lyrischen Muse Begleiter, naht sich, in ruhiger „Lage, seines Sieges gewiß, mit der verwaisten „Musenharfe, die, vor andern, durch daran auf„gereiht hängende Glocken ausgezeichnet, von bei„derley Meisterspielen der verstummte Zeuge ist; „und giebt dem entscheidenden Ruhme, mit Sen„kung der freyen Hand, den herabdeutenden Fin-

1785, in der Blüthe ihres Lebens; mitten im Genuße verdienter Bewunderung ihrer Talente, dergleichen gar selten, wie hier, sich, mit soviel Schönheit und Tugend, vereint fanden. Sie hatte sich, durch frühes Musikstudium, zum Muster anderer Dilettanten auf dem Klavier ausgebildet, und war, im rührenden und meisterhaften Spiele der Harmonica, die erste ihres Geschlechts in Deutschland.

„gerzeig, als ob er sagen wolle: Hier ruhe der Er„de gebührende Theil, getrennt vom edlern, der, „durch zwiefaches Talent, höherer Belohnung wür„dig ward.“

„Ein theilnehmender Wanderer erwartet, im „Schatten naher Bäume zur Rechten verborgen, „die leise Herankunft eines treuen Paares aus der „Ferne zur Stätte, wo es sich beym Schmerz über „den Verlust eines seiner Lieblinge, der Erhaltung „des andern, dankbar erinnern will.“

„Ein reiner Silberbach, welcher unter jungen „Trauerbirken leise beym Grabe vorüber schlich, er„weitert, mit sichtbarem Geräusch, in der Nähe, „sein Bette. Um ihn eröfnen die dichtbelaubten „hohen Bäume beider Seiten dem Auge einen be„schränkten Blick ins Innere des romantischen „Hayns, wo, beym Auftritte edelster Geschöpfe, „Erscheinungen geistiger Wesen nichts unerwarte„tes sind.“

„Der Genius des Ruhmes und der Ehre ist, „wie ihn Carracci bildete, ein schöner Jüngling, „der, wie Apollo mit Glanz und Lorbeern ums „Haupt geschmückt, goldene Kronen und mehrere „Kränze, von mancherley Laube, zu mancherley „Belohnungen bestimmt, um den Arm aufgesamm„let trägt.“

„Er entscheidet als wahrer Ruhm, bey Be„lohnung der Verewigten, deren Bescheidenheit er „zu schonen gewöhnt war, noch so behutsam, daß „er beide Posaunen für Zeit und Ewigkeit in sei„ner

„ner Hand schweigen läßt und nur, im Stillen, „ihr einen seiner schönsten Kränze ertheilt.“

Einer der wenigen, die bisher, aus Bescheidenheit, die Ausstellungssäle nicht zu betreten wagten, ist der Hofmaler, Herr Apel. Erst seit Jahr und Tag legte er in Oel Landschaften nach Hackert und Wagner vor, auch tanzende und musicirende Kinder niedrer Natur nach Seekaz, mit welchen er vor allen am glücklichsten gewesen war, und zugleich, mit seinen ersten Versuchen im Radieren darnach, verdienten Beyfall fand. Er ist unser bester Staffiermaler und Zimmerverzierer, der nicht glaubt, daß er mehr leisten würde, wenn er mit weniger Mistrauen zu sich selbst arbeitete.

Irren wir nicht, so dachte der Bildhauer, Herr Schlegel, daß Einer, der viele Jahre selbst Lehrer seiner Kunst gewesen, zu eigner Vervollkommnung, sich an unerreichbaren Mustern üben müsse: dachte richtig und wählte, aus den Antiken des ersten Ranges, die Erste, und so entstand seine zwey Fuß hoch modellierte Gruppe des Laokoon: eine äusserst fleißige und richtig verjüngte Nachbildung eines nie zu erreichenden, und darum nie genug zu studierenden Originalwerkes.

Außer dem boßierte er wohlgetroffene Basreliesporträte nach dem Leben, und scheint sich hierinne zu übertreffen, je mehr er dergleichen zu Medaillons an Monumenten in Marmor ausführt. Denn der löbliche Gebrauch, seinen entschlafenen Freunden in Gärten und an Begräbnißstellen, Denkmäler zu errichten erhält sich nicht nur unter uns,

son-

sondern scheint sich auch weiter als je um uns her zu verbreiten. Vieles ist nach Oeserschen Ideen, in Landmarmor gearbeitet, unsern Nachbarn zugeführt worden: vieles, an verschiedene Orte vertheilt, unser blieben. Ueberdieß aber ist, auf den durch viele dergleichen Werke bereicherten Johanneskirchhofe, in allem Betracht, eine unläugbare Geschmacksverbesserung zu sehen. Das, was die Herrn Dauthe und Habersang, zu Reinigung von Sünden wider die Architektur angegeben, ist gar merklich; und gern sieht man daß, außer Herr Schlegeln, unsre übrigen geschickten Bildhauer, die Herren Wagner, Fiedler, Schellenberg, und mehrere, ihre Kunst in Figuren und Ornamenten da zu zeigen Gelegenheit finden, wo, unter der bunten Menge, noch etwas Gutes von Permoser, Heermann, Ebenhecht und Schwarzenberger sich erhalten hat, und wir auch bald zwey Monumente in Marmor, vom Herrn Prof. Dölle, aufgestellt sehen werden. Billig wünscht man dabey, daß das Gute von der Klugheit wider die leidige Veränderungsbegierde in sichern Schutz genommen werden möge!

Mit Freunden der Baukunst freuen wir uns eines beträchtlichen, vermuthlich nicht zum Verkaufe, sondern blos zu Geschenken für fürstliche Bibliotheken bestimmten Werkes, von der Hand eines unserer rühmlichst ausgezeichneten Artisten, das erst in einigen Jahren vollendet zu erwarten ist, aber bereits seinen glänzenden Anfang genommen hat. Es soll zu 24 großen in Royalformat vorra-

dier-

vierten in Farben ausgeführten Prospekten des Jesuitercollegiums zu Polock, einem der prächtigsten Werke der Art, anwachsen, dessen Direktion und Illuminirung sich Herr Siegel unterzogen, und wovon die ersten 2 fertigen Blätter so vortreflich ausgefallen, daß Kraft und Fleiß der in Kupfer abgedruckten und mit dem Tuschpinsel vollendeten Nachahmung das Auge so mancher Kenner schneller an sich zog, als die meisterhafte Vorzeichnung des verdienstvollen Pater Gruber. Aus den wohlgewählten Standpunkten der Prospekte läßt sich die Größe des Umfangs und der Kostbarkeit dieser Gebäude nicht verkennen, die wir, ohne weitere Aeusserung unsrer Meynung über deren Bauart und Geschmack, bewundern.

Bey erster Erwähnung des verdienten Architekt und Handzeichners, Herrn Siegel, müssen wir erinnern: daß er, da vor anderthalb Jahren der Architektur dritter Lehrer, Herr Chryselius, als Stiftsbaumeister, nach Zeitz von uns ging, zu dessen erledigten Amte angestellt ward. Auch er trat, gleich seinem geschickten Vorgänger aus der Schule des Herrn Oberlandbaumeisters Krubsatius in die Reihe unserer Architekten, mit welchen er um so einhelliger für die Erhaltung des gereinigten Geschmackes, besonders in unsern Zimmerverzierungen, wacht, da wir in nicht geringer Gefahr stehen, ihn, durch längst ausgerottete Arabesken und Chineseleyen, wieder verdrängen zu sehen. Seine Ausstellungsstücke waren Grund- und Aufriße zu mancherley Gebäuden, von eigner Erfindung, wor-

unter eine nächtliche Opferscene, in einer von innen angeleuchteten Rotonda, mit Schönaus Staffirung, auffallend vorwürft. Zugleich zeigte er den Wetteifer seiner kräftigen Wasserfarben mit dem glühenden Oelpinsel des Canaletti, bey Copierung seiner Prospekte, besonders an einem der schönsten, von der Dresdner Frauenkirche, durch die Rahmische Gasse, auf Herzog Carls Palais.

Noch haben, unter den Lehrern, die Herren Mechau und Oeser der Sohn, zu badenten Grazien und Nymphen, und Oeser der Vater selbst am meisten, durch viele und vortrefliche Pinselzeichnungen, zum heroischen und romantischen Landschaftstyl den Studierenden die edelsten Muster gegeben, wovon die meisten, ehe sie uns zu Gesichte kamen, den begierigen Händen der Sammler zu Theil wurden. Dort muß man sie, wie die Werke unsers besten Naturalienzeichners, Herrn Capieux, im Naturforscher und in Schröters Litteratur und Beyträgen zur Kenntniß der Naturgeschichte, und dessen Einleitung in die Conchylienkenntniß, aufsuchen.

Uebrigens tragen wir noch aus mehrmal erwähnten Gründen, billig Bedenken, einige vielversprechende Jünglinge nahmhaft zu machen; so wenig auch unsere Erwartung von ihrem blühenden Eifer hintergangen zu werden befürchtet.

Die Ungleichheit des summarischen Verhältnisses der Ausstellungsstücke bey wachsender Menge der Kunststudierenden möchte wohl eine schädliche Folge oft erwähnter unzeitigen Furcht vor der leidi-

gen

gen Kritik seyn, die zu sehr Eindruck auf fleißige Dilettanten und selbst auf so manchen geübten Artisten gemacht hat, als daß unsere frühere *) Bitte an sie, ihn hätte auslöschen können!

Halle. Herr Liebe, Universitäts-Kupferstecher daselbst, ein Zögling und Anverwandter unsers Bause, der durch verschiedene für Buchhändler gestochene Bildnisse schon bekannt ist, hat für seinen eigenen Verlag das Bildniß unsers berühmten Schauspielers Herrn Reinecke, nach einer Zeichnung von Seidelmann, in der Größe der Bausischen Gelehrten-Bildnisse, in Kupfer gestochen. Diejenigen, so Familien-Bildnisse gestochen zu haben wünschen, werden daraus ersehen, daß sie ihm solche, mit aller Zuversicht befriedigt zu werden, anvertrauen können.

Basel. Bey J. J. Thurneysen wird eine Ausgabe der vorzüglichsten englischen Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter erscheinen, welche nach der vorgelegten Probe der Unterstützung des Publikums würdig zu seyn scheint. Folgende Werke sollen zuerst die Preße verlassen:

Gibbon's History of the decline and fall of the Roman Empire.
Bolingbroke's lettres on the study and use of History.
Ferguson's History of the Roman Republic.
Middleton's Life of M. T. Cicero.

Hume's

*) S. unsers 31sten B. 1stes St. p. 134—35.

Hume's Hiſtory of England.
Lyttleton's Hiſtory of England in a ſeries of letters.
The life of Edward Earl of *Clarendon* by himſelf.
Robertſon's Hiſtory of Scotland.
— Hiſtory of Charles V.
— Hiſtory of America.
Burnet's Hiſtory of his own time.
Blair's Lectures on Rhetoric and belles letters.
Bolingbroke's Works.
Shafteſbury's Characteriſtiks.
— Letters.
Hume's Eſſays.
Ferguſon's Eſſay on the Hiſtory of Civil Society.
De Lolme's Conſtitution of England.
Smith's Theory of moral ſentiments.
— Inquiry into the Nature and Cauſes of the Wealth of Nations.
Locke's Eſſay concerning Human Underſtanding.
— letters concerning Toleration.
— ſome thoughts concerning Education.
Junius's Letters.
Shakeſpear's Works, with the corrections and illuſtrations of various commentators and notes by S. *Johnſon* and Steevens.

Alle Monate wird ein Band von etwa 25 Bogen ausgegeben, deſſen Preis 21 Gr. für die Subſcribenten beträgt.

beträgt. Diese sind aber nicht genöthigt die ganze Sammlung zu nehmen, sondern nur ein angefangnes Werk bis zum Schluß fortzusetzen.

Copenhagen. Zur Unterhaltung der dasigen Akademie der bildenden Künste ist seit 1781 jährlich ein Fond von 5000 Thlr. ausgesetzt, wovon sechs Professoren der Malerey und zwey Professoren der Baukunst jährlich jeder 50 Thlr., zwey Professoren für Anatomie, Mythologie und Geschichte, und vier Unterlehrer, jeder 200 Thlr. der Sekretär 300 Thlr. die beiden Modelle, welche königliche Livree tragen, jeder 100 Thlr. der Verwalter und andere ökonomische Beamte 405 Thlr. erhalten. Für reisende Zöglinge, deren immer zwey, und wovon gegenwärtig der eine Medailleur, der andere Kupferstecher ist, sind 800 Thlr. zur beständigen Unterstützung für junge Kupferstecher 800 Thlr. zu Medaillen, wovon die größere goldne zu 50 Thlr., die kleinere zu 36 Thlr. die beiden silbernen aber zu 7 und 5 Thlr. ausgeprägt, jene nur alle zwey Jahr, diese vierteljährig ausgetheilt werden, 250 Thlr. zur Ergänzung der Bücher- Kupfer- und Antiken-Sammlung, die noch nicht sehr vollständig sind, 245 Thlr. ausgesetzt, und die innere Haushaltung, Feurung, Beleuchtung, Mobilien ꝛc. erfodert 1100 Thlr. Die vornehmsten Mitglieder der Akademie sind: Abilgaard, Historienmaler, Juel, Paulsen, Bildnißmaler in Oel, A. W. Müller und Hoyer, Miniaturmaler, Preisler, Kupferstecher, Widewelt, ein Bildhauer, der jetzt an dem Denkmahle Friederich des V. in Marmor, und Stanley,

der an dem, dem Grafen Tott zu errichtenden, in der Kirche zu Soroe, arbeitet.

England.

Ein Brief aus London an den Herausgeber der N. Bibl. über die letzte Gemäldeausstellung der englischen Malerakademie.

Von der dießjährigen Gemäldeausstellung kann ich Ihnen mein Freund wenig Gutes sagen. Es giebt zwey Gesichtspunkte, aus denen sich die jährliche Ausstellung eines Landes betrachten läßt. Wer blos zu sehen wünscht, was 300 englische Künstler gethan haben, wird durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der Style oder Manieren äußerst unterhalten werden und Vergnügen finden in dem Guten und Artigen, das ihm da vorgestellt wird. In dieser Rücksicht habe ich auch dieses Jahr Sommersethaus mit Vergnügen besucht und manche interessante Stunde darinne zugebracht. So bald ich aber die besten Stücke aller Art, die itzt dort hängen, mit gleichartigen Gemälden älterer Künstler vergleiche, so finde ich Schwäche, Mängel und Fehler. Die Frage also ist: ob die gegenwärtige Ausstellung einen richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande der Kunst in England giebt? Und dieß beantworte ich großentheils mit Nein. Eifersucht, Stolz, Eigenliebe, Unzufriedenheit mit dem Präsidenten, die Leichtigkeit, durch eine Privat-Ausstellung zu gewinnen, und mehrere andere

andere Umstände, sind die Ursache, warum viele der besten Künstler sich ganz zurück gezogen haben. So sucht man dießmal vergebens die Namen eines Gainsborough, Füslin, Angel. Kaufmann, Copley, Romney, Wright von Darby, und andere. Die Leichtigkeit, mit welcher die einen ihre Gemälde absetzen und eine gewisse Gleichgültigkeit der andern gegen den Ruhm, den sie durch die Ausstellung erhalten könnten, machen, daß sie zufrieden sind, ihre Hände voll Arbeit zu haben, und ruhig ihr Geld einzuziehen.

Die gegenwärtige Ausstellung hat auch noch einen andern Mangel, denn selbst diejenigen, die an der Spitze der Akademie stehen, scheinen sich dießmal wenig darum bekümmert zu haben. So hat z. E. Hr. West kein einziges Gemälde, sondern blos zwey kleine Skizzen geschickt. Freylich nennt er sie ausgeführte Skizzen, und sie sind das in so ferne, als sie in der That auf einen ziemlich hohen Grad ausgemalt sind: allein sie enthalten den Gedanken eines großen Gemäldes und einer weitläuftigen und complicirten Composition, und die Menge der Figuren und starken schimmernden Farben machen nicht nur eine widrige Wirkung auf das Auge, sondern erregen eine allgemeine Verwirrung, in welcher der Seher sich beides verliert und ermüdet.

Sir Josua Reynolds hat 13 Stücke ausgestellt, aber es sind nicht drey darunter, die den Namen einer Composition verdienen: es sind mehrentheils einzelne, einfache Porträte, blos Brust- oder

Kniestücke, und mich dünkt, daß ich bey vorigen Ausstellungen, sowohl als in wiederholten Besuchen in seinem Hause ungleich Besseres gesehen habe. Doch muß ich das Porträt eines Kindes ausheben, welches in verschiedenen Stellungen so viele einzelne Cherubsköpfe darstellt, und allgemein geschätzt wird. Stubbs sendete vergangenes Jahr einige sehr schöne Stücke; die drey, die er dießmal aufstellt, sind bloße Kleinigkeiten. Loutherbough gab 6 größtentheils ausgeführte Gemälde und in mannichfaltiger Manier; allein mich dünkt, dieser Künstler geht rückwärts, und seine gegenwärtigen Werke sind bey weitem seinen ehemaligen nicht gleich. Viele seiner Scenen sind in Nordwallis und äußerst interessant. Webber, der Begleiter Cookes auf den Reisen um die Welt, fährt fort, Gegenden und Auftritte aus den entlegenen Regionen der Südsee, von Kamtschatka rc. zu liefern, ohne einen großen Fortgang, entweder in der Composition, oder in der Ausführung zu zeigen. Hodges versetzt uns abermals mit einem angenehmen, gefälligen und zugleich männlichen Pinsel in die Städte, Gefilde, Gräber und Denkmäler von Indien. Unter seinen eilf Stücken ist eine Aussicht auf die Stadt Calcutta in Bengal, die Trümmern einer Moskee, und der Berg Tewer im nämlichen Lande, eine Mahometanerin am Grabe ihres Gatten im Mondscheine, die Stadt Benares am Ganges, und das erhabene und prächtige Mausoleum des Taje Mahael zu Agra in Indostan. — Die größten und am meisten Aufmerksamkeit ver-

verdienenden Stücke, obschon nicht die besten sind von Opie, Northeote und Graham. Der erste und letzte bearbeitete, in einer großen Composition, den nämlichen Gegenstand, den Mord des David Riccio. Beide Gemälde sind sehr groß, und haben in Kleidung und Ausdruck natürlich eine gewisse Gleichheit, obschon ihr Plan verschieden ist. Beide erregen Schauder und in beiden ist die Farbengebung und die Haltung des Ganzen stark, vielfarbig, krell, unangenehm. Opie erhält den Vorzug; doch haben die Kenner in beiden Mancherley zu tadeln: eine Umständlichkeit, in die ich hier nicht eintreten kann, und die auch keinesweges Sie interessiren würde. Nur das will ich sagen, daß in beiden die schöne Marie widrig und schauderhaft erscheint, und nichts von dem zärtlichen Mitleide einflößt, das man zugleich für sie fühlen sollte. Die Kleidung ist in beiden National-Schottisch, und der Stoff folglich plaid, d. h. ein gestreiftes, geschmackloses Gemische von allen Farben des Regenbogens. Die Wirkung davon ist widrig, und würde dem Anschauer unerträglich seyn, wenn uns die gegenwärtige Mode nicht ein wenig damit ausgesöhnt hätte, weil itzt unsere Frauenzimmer und Mannspersonen durchaus plaid tragen. Opie's Wat Tyler ist das größte unter den dreyen, und hat, in meinen Augen, viel Gutes, so sehr es auch getadelt wird. Ich glaube, ich schrieb Ihnen schon vergangenen Winter davon, da ich es in seinem Hause sahe. Der ermordete Rebell, der so eben vom Pferde stürzt, dünkt mich vortreflich und

unter den Nebenfiguren ist manche gute; das Detail der Waffen und Kleidung ist mit kritischer Genauigkeit behandelt: aber der zwölf oder vierzehnjährige König ist unerträglich, unbedeutend, und in seinem Gesichte sieht man schlechterdings nichts, als die leere Seele eines hübschen Knaben. Unter den Conversationsstücken ist manches Artige, Nichts das eine besondere Aufmerksamkeit erregen würde, wenn man es in einer Gemäldegallerie sähe, und Manches, das nicht darinne zu dulden wäre. Tom Jones, der in Molly's Bettzimmer den Philosophen Square entdeckt, hielt ich für eine Scene in einem Tollhause, bis ich im Verzeichnisse sahe, was Hr. Dowman meynte.

Im Ganzen bemerke ich in dieser, so wie in einigen der vorigen Ausstellungen, daß man immer mehr und mehr den Styl der italienischen Schule aufgiebt, und daß besonders die antike Kleidung den neuern Europäischen, die weit weniger malerisch sind, weicht. Hier, wo man so sehr Nationalgegenstände liebt, sehe ich ohne Unterlaß neuere Begebenheiten, und die Uniform eines Regiments, der Mantel der Peers, die bürgerliche Tracht der Gemeinen und die mannichfaltigen und seltsamen Moden der Frauenzimmer sind keinesweges der Malerey so günstig, als die Einfalt der griechischen oder römischen Draperie. Die Steifheit unserer Tracht läßt die Außenlinien unseres Körpers unentwickelt, giebt der Stellung Unbestimmtheit, und ich zweifele nicht im geringsten, daß die wahre Wissenschaft des Zeichnens im nämlichen Maaße abneh-

abnehmen wird, in welchem dieser Styl der Malerey zunimmt. — — Unter den Miniaturgemälden ist viel Artiges, viel Gutes. Die Zahl dieser Künstler ist itzt ungeheuer; da ich sie aber blos in den Rang der Porträtmalerey setze, obschon einige die Geschichte versuchen, habe ich hier nichts mit ihnen zu thun.

Die Anzahl der Zeichnungen war dießmal überaus beträchtlich, und viele darunter haben in ihrer Art gewiß mehr Verdienst, als die Gemälde in der ihrigen; aber eine umständliche Nachricht davon zu geben, würde einen Bogen füllen. — — Die Bildhauerarbeiten, die im nämlichen Saale, als die Zeichnungen, aufgestellt sind, waren desto unbeträchtlicher. Ich will also nur Mrs. Damer anführen, weil es so gar ungewöhnlich ist, daß ein Frauenzimmer von Rang und Vermögen die Bildhauerkunst zu ihrer Liebhaberey macht. Von ihr ist hier, in Gips, ein Adler und ein Knabe in Marmor im Charakter des Merkur. Weit mehr gefällt mir von ihr eine Atalante in Gips, die ich in einem Privathause gesehen habe.

Bartolozzi hat eine Subscription zu einem großen Kupferstich zu 30 Zoll breit und 28 und einen halben Zoll hoch, die Vertheidigung von Gibraltar durch Elliot, Howe u. s. w. eröffnet, wovon der Preis 4 Guineen ist.

Hendels Musikfeyer in der Westmünster-Abtey, ist dieses Jahr so sehr besucht worden, als je vorher. Die Anzahl der Stimmen und Instrumente belief

 sich

sich diesesmal auf 800 *). Nach drey Proben und drey Vorstellungen ging ich gestern zur vierten, und die Kirche war ungefähr drey Stunden vorher voll, ehe es anging. Ich bin seit zwey Jahren fünf mal da gewesen, und noch immer ist mir die Sache gleich neu und gleich stark wirkend.

Frankreich.

Neue Schriften.

Recueil des Comedies nouvelles, in 8. A Paris, chez *Prault*, Imprimeur du Roi Quai des Augustins, à l'immortalité. Diese Komödien sind von einer Dame, zwey große Stücken in fünf Aufzügen und in Prosa. Das erste l'Ascendant de la Vertu, oder la Paysanne Philosophe; das zweyte: la fausse Sensibilité. Dann ein Kleines: le Nouvelliste Provincial. Die Fabel ist simpel und natürlich, der Styl leicht, witzig und anmuthig, und der Zweck moralisch. So verschieden die Stücke dem Inhalte nach sind, indem das erste ländliche Sitten, das andere die Sitten der großen Welt schildert, so gut ist der Ton und das Costum getroffen.

Guide des Amateurs & de Voyageurs à Paris, ou Description raisonnée de cette ville, de la Banlieue & de tout ce qu'on y trouve de remarquable, enrichie de vues per-

*) 816.

perspectives des principaux Monumens modernes; par M. *Thiéry*, avec cette Epigraphe: Miratur portus, strepitumque & strata viarum. 2 Vol. in 12. A Paris, chez *Hardouin*. Ein vorzüglich gutes Büchelchen für diejenigen, welche die alten und neuern Denkmäler, und die verschiedenen Kunstwerke, nebst den Stiftungen, Manufakturen, Kabinetten und andere interessante Gegenstände von Paris wollen kennen lernen. Das Werk ist in zwey Theile getheilt, so wie der Lauf der Seine diese Stadt von einander schneidet. Der erste Theil enthält den Westlichen, von Neuilly bis an die Brücke von Charendon, und 7 Kupferblättchen, welche die vornehmsten neuern Monumente vorstellen, wovon einige noch nicht gestochen waren; das zweyte die Beschreibung der Cité und die mittägliche Seite von dem Dorfe Jvri bis Meudon, mit 5 Kupferblättchen. Man findet überall angenehme litterarische und Kunst-Nachrichten eingestreut.

Gravure des Projets d'Edifice, qui ont remportés les grands Prix de l'Académie Royale d'Architecture; 1er *Cahier*, contenant le Plans d'un Museum, sujet de deux grands Prix proposés en 1779 & remportés, le premier par M. *Gisors*, le second par M. de *Lannoy*: 2) le Plan d'un Collége, sujet du Prix proposé en 1780 & remporté par M. *Trouard*. Diese interessante Sammlung, die den Beyfall der Akademie der Architektur hat, muß den Liebhabern sehr angenehm seyn.

Neue Kupferstichwerke.

Junius. Nouvelle du Bien-Aimé, gezeichnet und geätzt von Queverdo und mit dem Grabstichel ausgeführt von Romanet. Preis 3 Livres.

La joyeuse Orgie, ein Blatt von Hemery, nach einer Zeichnung in Wasserfarbe, von Caresme gemalt, 3 Liv.

Le Potau lait & le Verre d'eau, zwey Gegenbilder nach Fragonard, von Ponce gestochen. Preis 3 Liv.

Le President de Tourvel, von Romaine, Girard gestochen.

Vom Muséum de Florence, ou Collection des pierres gravées, médailles, statues & peintures du Cabinet du Grand-Duc de Toscane, mit ihren Erklärungen, von David ist die dritte und vierte Lage erschienen, jede zu 6 Livres und in rother englischer Manier, 9 Liv.

A bas le verrou, ein Blatt von Mlle. David gezeichnet und gestochen.

Von englischen Gärten ist die 18te und 19te Lage erschienen, welche die Gärten des Grafen von Bentheim zu Steinfort darstellen.

Oeuvres de Gesner, avec de très belles Gravures, d'après M. *Lebarbier*, Peintre du Roi, 7te Lieferung. Dieß ist die 2te Lage des 2ten Bandes dieses so wohl ausgeführten Werkes. Man bezahlt 9 Liv. bey der Subscription und 9 beym Empfange jeder Lage, die 6 Blatt in sich faßt.

Der

Der Lagen werden 8 seyn, zwey davon zu 8 Blatt, nämlich die 5te und die 10te, wo man für jede 12 Livres bezahlt. Diese 10 Lieferungen werden die zwey ersten Bände ausmachen. Für den dritten Band, der 10 Blatt enthalten und auf einmal erscheinen wird, werden 15 Liv. bezahlt.

Rendez-vous de chasse de Henri IV., gezeichnet von Borel, und von Guttenberg gestochen.

Von dem Abrégé de l'histoire universelle, en Figures dessinées & gravées par les premiers Artistes de la Capitale, oder Recueil d'Estampes réprésentant les sujets les plûs frappans de l'Histoire, tant sacrée que profane avec les explications qui s'y rapportent, von Vauvillers ist die 5te Lieferung, Nummer 2. von der heil. Geschichte in 8. zu 4 Liv. erschienen.

Le Repos de l'Amour ou l'Amour en Embuscade, zwey Blättchen nach Zeichnungen von Monnet, gestochen von Rosalie Thomas, bunt 1 Liv. 16 Sols. schwarz 1 Liv. 4 Sols.

Vue de la Ville d'Algir, von de Bourville gezeichnet, und der Stich unter der Aufsicht von Pouce. Preis 1 Liv. 4 Sols.

Julius. Von les Actions célèbres des grands Hommes de toutes les Nations, von P. Moithey nach guten Meistern gestochen, und von Hrn. P. Sylvain Marechal erläutert, ist die 3te Lie-

Lieferung, zu 4 Liv. auf schön Papier und zu 6 Liv. Papier d'Annonay, erschienen. Der Inhalt ist Marcus Attilius Regulus; Eleonore, Königin von England und der Tod des Bayard und C. de Cossé.

Von den Portraits des grands hommes, femmes illustres & sujets mémorables de la France die 6te Lieferung, bunt gestochen; enthält das Bildniß Heinrichs von Lothringen, den ersten dieses Namens, Grafen von Harcourt, und ein Blatt, wo seine Sorgfalt für die Verwundeten wegen der Belagerung von Turin vorgestellet wird: dann das Bildniß des Nicolas Catinat, Marschall von Frankreich, das Blatt dazu, der Sieg von Stafard, wo der Prinz Eugen, der sich hinter den Morästen verschanzt, gefangen wurde. Und von der Galerie historique universelle, par M. de *P**** die 8te und 9te Lieferung. Die 16 Personen, die diese enthalten, sind Louis Arioste, Bayard, le Cardinal de Bérulle, Bouchardon, Gustave 1er, Roi de Suede, Isabelle-Claire-Eugénie, infante d'Espagne, Rubens, Hélion de Villeneuve, grand-maître de Malte, Etienne de la Belle, Blanche de Castille, reine de France, Bramante d'Urbin, Louis Carrache, Erasme, Henri VIII, Roi d'Angleterre, Tibere & Turenne.

Von den Figures de Fables de la Fontaine, von Simon und Coiny, nach Zeichnungen von Vivier, die 22ste Lieferung nebst

nebst der zweyten vom Texte aus der Druckerey des Didot.

Von dem Abrégé de l'Histoire universelle en figures, von Vauvilliers die 5te Lieferung.

Von den Costumes civils actuels de tous les Peuples connus, par P. *Sylvain Maréchal* die 45ste Lieferung.

Portrait de Jean-Joseph Fay, dit de Tersac, Curé de la Paroisse de St. Sulpice à Paris, von Decoche' gezeichnet und gestochen, 1 Liv. 4 S.

Portrait de Nicolas Copernic, né à Thoren le 19. Janv. 1472. mort le 24. Mai 1543. nach einem Gemälde aus dem Kabinette des Hrn. de la Lande, von Dandelau; Preis 2 Livres 8 Sous.

Zehn Kupferstiche zu den zehn Gesängen der Henriade des Voltäre, nach Moreau dem Jüngern, nebst dem Bildnisse von Heinrich dem 4ten, von Tardieu, nach einem Gemälde des Portus, dem Herzoge von Harcourt zugehörig: kosten 24 Liv.

Marie-Angélique *Corneille*, descendante du *Grand Corneille*, Meûnière au village de *Tilly*, près Vernon, bunt von Vangelisti, nach Gault, 6 Liv. Wird zum Vortheile der besagten Person, die eine Verwandte des Corneille in eben dem Grade ist, wie seine Cousine für die Voltäre dessen Werke heraus gab, verkauft: die Schwester ihres Großvaters war die Mutter des Hrn. de Fontenelle. Diese hier ward sehr jung zur Waise, und in

der Dunkelheit erzogen und verheirathet. Sie hat viele Kinder. Nachdem sie ihr mühsames Leben auf 71 Jahr gebracht, findet sie sich durch den Verlust, den ihr Mann an Getraide erlitten, sehr arm. Hr. Gault, der sie den vorigen Sommer in ihrer Heimath auf dem Lande fand, ward eben so sehr von ihrem Verstande als von ihren traurigen Umständen gerührt, und er hat sie in der Absicht gezeichnet, um ihr durch den Verkauf des Kupferstichs einige Vortheile zu verschaffen, da die Taufzeugnisse mit den vollständigen Nachrichten, die sie von ihrer Familie giebt, genau übereinstimmen.

La leçon interrompue, von Vidal, nach Lavrince, zu 3 Liv. macht das Gegenbild von Déjeuné Anglois, aus.

Vue Perspective de la Ville de Rouen, von J. F. Hüe gemalt, und Godefroy gestochen, Preis 6 Liv.

Humanité & Bienfaisance du Roi, ein Blatt nach P. L. de Bucourt, von Guyot, zu 3 Liv. ist das 3te, und Clemence de Henri IV. das 4te, von der Suite, die Delrive unter dem Titel: l'Heroisme National heraus giebt.

Von einer Collection des plus beaux Ouvrages de l'Antiquités, statues, bustes, grouppes, bas-reliefs, vases, trophées, ornemens d'Architecture &c. choisis parmi les monumens des Etrusques, des Grecs & des Romains, utiles aux études des Artistes & des Amateurs, von Willemin gestochen, sind zwey Bogen fertig, jede zu 2 Liv.

So

So ist auch von den Choix des plus beaux monumens d'architectures anciens & modernes, en France, dessinées par *Sergent*, gravés en couleur par Campions, die zweyte Lieferung für 6 Liv. zu haben.

L'Aveu difficile, nach Lavrince, von Janinet buntfarbig gestochen, macht das Gegenbild zu la Comparaison aus und kostet 9 Liv.

August. Von der Galerie universelle des hommes, qui se sont illustrés dans l'Empire des Lettres dépuis le siécle de Leon X jusqu' à nos jours; des grands Ministres & d'hommes d'Etât le plus distingués, mit ihren Bildnissen geschmückt, ist die 9te und 10te Lage fertig.

Mme le Brun, Mitglied der Königl. Maler-akademie und Mdme. Maria Cosway, von ihr selbst gemalt und gestochen. Zwey Blätter in englischer Manier, buntfarbig, 6 Liv.

Combat des Horaces, von Avril, nach einem Gemälde von Lebarbier, 16 Livres.

Inauguration de la Statue de Louis XV, nach einem Gemälde von de Macchy, von Hemery gestochen.

Valmont & la Présidente de Tourvel, das 3te Blatt aus den Liaisons dangereuses, nach Lavrince, gestochen von Girard.

Sylvain Marechal giebt eine Histoire de la Grèce heraus, représentée par Figuras, accompagnée d'un Précis historique, wovon die erste Lage erschienen ist. Jede wird aus 4

Blatt bestehen, zu 4 Livres schwarz, bunt 6 Livres.

September. Von der Galerie du Palais royal, gravée d'aprés les tableaux des différentes écoles qui la composent, & une description historique de chaque tableau, in gr. Folio, ist die 6te und 7te Lieferung fertig, von welchen, wie gewöhnlich, jede wieder 6 Blatt enthält: 1) Susanne au bain, nach Jos. Cesari, Josepino genannt, gestochen von Bouillard. 2) La veillée hollandoise, nach Rembrand, von Guttenberg. 3) Milon le Crotoniate, nach Giorgione, von Nicolet. 4) La Circoncision de notre Seigneur, nach Bassano, von Couche. 5) Les quatre ages, nach Valentin, von Romanet. 6) Cephale & Procris, nach Poelemburg, von Dambrün. Die 7te St. Ierome, von Berseneff, nach Zampieri, Dominichino genannt, — Iupiter & Danae, von Le Mire, nach Anib. Carrache. — Pan & Syrinx, von Varin, nach Martin de Vos. — L'Enlévement des Sabines, von Romanet, nach Joseph Porta, Salviati genannt. — La Vieille à la lampe, von Huber, nach Gerhard Dou. — Le Moulin, von Quevauviller, nach Rembrand.

Réformes de S. M. l'Empereur Joseph II. ein großes Blatt, nach de France gestochen, von Guttenberg. Preis 24 Livres.

Neue Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung in Leipzig zur Michaelmeße 1787.

Der Thurm von Samarah. Eine warnende Geschichte für Astrologen, Zeichendeuter, Magier und alle Liebhaber geheimer Wissenschaften. Aus dem Arabischen. 8. 16 Gr.

Der Schriftforscher, Betrachtungen über wichtige biblische Stellen, in Rücksicht auf die erwachsene Jugend. 2ter Band. gr. 8. 20 Gr.

Zwey Lustspiele von A. F. E. Langbein: Liebhaber wie sie sind und wie sie seyn sollten in fünf Akten, und die Todtenerscheinung, in einem Akte. 8. 10 Gr.

Satyrische und scherzhafte Aufsätze, herausgegeben von einem berühmten Journalisten. 8. 14 Gr.

Enthält:

1) Wohlgemeyntes Project zur Verbesserung des Informator-Wesens.
2) Geschichte des philosophischen Verschönerungs-Salzes, seiner sonderbaren Kräfte und Wirkungen.
3) Octavie; eine Erzählung aufs Gerathewohl mit Parenthesen.
4) Warnung an die Recensenten, wegen einer großen Revolution, die sich nächstens in der Gelehrtenrepublik zu ihrem Nachtheil ereignen dürfte.
5) Asmodi, eine pädagogische Erzählung für Frauenzimmer.
6) Ioannes Transrhenanus; oder, abgekürzte Fragmente des kurzen Auszugs aus meiner großen Geschichte der ältern Aeronautik.

Das

Das Kleid aus Lyon, ein Lustspiel in vier Akten von J. F. Jünger. 8. 8 Gr.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Mit Kupfern. 3ten B. 6tes Stück. gr. 8. 8 Gr.

(Sie werden fortgesetzt.)

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. 11ten B. 4tes St. gr. 8. 9 Gr.

(Wird fortgesetzt.)

Unter der Preße sind:

Goldoni. Ueber sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Dem Könige von Frankreich gewidmet. Aus dem Französischen übersetzt. 3 Bände. 8. Mit Churfürstl. Sächs. Privil.

Laura. Briefe einiger Schweizer Frauenzimmer. Von dem Verfasser der Camille. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. 8. Mit Churfürstl. Sächs. Priv.

H. Home Grundsätze der Kritik; aus dem Englischen übersetzt von J. N. Meinhard. Nach der neuesten Originalausgabe berichtigt, mit Zusätzen und Beyspielen aus deutschen Schriftstellern bereichert. 3 Bände. gr. 8.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Fünf und dreyßigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1788.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Inhalt.

I. Versuch über den Geschmack in der Baukunst. S. 180

II. Minona, oder die Angelsachsen. 217

III. Versuch über die Kenntniß des Menschen, (von Wezel.) 1ster und 2ter Theil. 235

IV. Bluhmen auf den Altar der Grazien, von G. Schaz. 262

V. Tarare, Opera en cinq Actes — Poeme de Mr. *Caron de Beaumarchais.* 291

VI. Vermischte Nachrichten. 311

Deutschland.

Tod des Hrn. August Christoph Kirsch. 311 f.

England.

Auszug eines Briefs aus London vom 26sten Nov. 1787. 313

)(Engli-

Englische Litteratur.

The Final Farewell. S. 316
The Idyllia, Epigrams, and Fragmens of Theocritus &c. translated — by the Rev. *Richard Polwhele.* 316 f.
Edward; or the Curate, a Poem by the Rev. *Samuel Hooke.* 317
Poems on various Subjects, by *John Thelwall.* ebend.
Select Odes from the Persian Poet Hafez — by *John Nott.* 317 f.
Observations relative chiefly to Picturesque Beauty — by *William Gilpin.* 2 Vols. 318
The Lounger, a periodical Paper. 319
The Wrongs of Africa, a Poem. 330
Paulina; or the Russian Daughter, by *Robert Merry.* 331
Prose on several Occasions: accompagned with some Pieces in Verse, by *George Colman.* 331 f.
Sean Dana; le Oisian, Orran, Ulanne &c. ancient Poems &c. by *John Smith.* 332
The Temple of Folly, by Theophilus *Swift.* ebend.

Imper-

Imperfect Hints towards a new Edition of Shakspeare &c. S. 332 f.
Six Narrative Poems, by *Eliza Knipe*. 333 f.
Poems consisting chiefly of Original Pieces, by the Rev. *J. Whitehouse*. 334
West-Indian Eclogues. ebend.
An accurate and descriptive Catalogue of the several Paintings in the King of Spain's Palace at Madrid, by *Richard Cumberland*. ebend.
(Twiß) Chess, 334 f.
Französische Litteratur.
Vathec. 335
Choix de petits Romans, imités de l'Allemand — p. N. *de Bonneville*. 337
Theatre des Grecs, p. le P. *Brumoy*. 339
Oeuvres complettes de M. *Marmontel*. 339 f.
Exposition des Peintures &c. de MM. de l'academie Royale &c. 340
Observations critiques sur les Tableaux du Salon de l'année 1787. und Exposition au Salon du Louvre &c, p. *Martini*. ebend.
Supplement à l'ami des Artistes. 341

de S*** Polychreste verticale & horizontale. S. 341
Neue Kupferstiche.
Auszug des Briefs eines Kunstfreundes aus Paris. 343
Italien.
Regio. Ode di *Orazio* volgarizzate. 344
Rom. Elogio di *Pompeo Girolamo Battoni.* 346
Turin. Godofreidos Jerusalem liberatae *Torquato Tassi* latina Versio, auctore D. *Balthasare Frambaglia.* 348

I.

Versuch über den Geschmack in der Baukunst.

Zu einer Zeit, da über den guten Geschmack in der Baukunst so allgemein gesprochen wird, da jeder über die Werke der Baukunst urtheilet, ob sie schön ausgeführet sind oder nicht, und doch Wenige einen richtigen Begriff von dem haben, was man guten Geschmack, was man wahre Schönheit in der Baukunst nennet; zu einer Zeit, da zu befürchten steht, daß wir in diesem wesentlichen Stücke der Kunst wieder zurück gehen werden, weil alles mit Blumen, Arabesken, Feldern, Rosetten und dergleichen Zierrathen überladen und dabey wenig auf Schicklichkeit und Einfalt gesehen wird; da selbst Männer von Kopf sich durch das Artige dieser Zierrathen verleiten lassen, derselben zu gebrauchen und von dem reinen und großen Geschmacke ganz abweichen: zu einer solchen Zeit wird es nicht überflüssig seyn, Betrachtungen über den Geschmack in der Baukunst anzustellen. Sehr wenige Werke der Baukunst aus den neuern Zeiten sind in einem reinen und großen Geschmacke aufgeführet: aber dieser Mangel an Reinigkeit und Schicklichkeit ist nicht erst in

unsern Zeiten entstanden, wie manche vielleicht glauben werden, und es ist unsern Baukünstlern nicht allein zuzurechnen, daß sie hierin fehlen; schon einige Jahrhunderte hindurch hat dieser Irrthum sich erhalten, schon einige Jahrhunderte hindurch hat man den jetzt herrschenden Geschmack für den besten und reinsten angesehen. Dieses Uebel ist zu alt und wird zu sehr geliebt, als daß es sogleich und so leicht ausgerottet werden könnte. Wir müssen daher zurück in die alten Zeiten sehen, in welchen die Baukunst ausgebildet wurde; wir müssen untersuchen, in welchem Geschmack die verschiedenen Nationen gebauet haben, um beurtheilen zu können, welche den besten und reinsten bey den Werken der Baukunst angewandt hat: bey dieser müssen wir stehen bleiben, um uns nach ihr zu bilden und den jetzt herrschenden Geschmack zu reinigen. Vorher aber ist es nöthig, das Wesentliche des guten Geschmacks kennen zu lernen.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden, mit Leichtigkeit das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, ohne von dem leztern verführet zu werden und es für das Erstere zu halten; der Geschmack lehret, die Fehler vermeiden, welche wider die Natur einer Sache und wider ihre Bestimmung laufen. Der Geschmack lehret jedem Kunstwerke eine so gefällige Gestalt geben, daß es einen angenehmen Eindruck auf die Sinne und auf unsere Einbildungskraft macht; der Geschmack beschäftiget sich weder mit dem Nöthigen,

thigen, noch mit dem Nützlichen, sondern allein mit dem Schönen.

Ein Gebäude, wenn es dauerhaft gebauet ist, wenn es Fenster, Thüren, Dach, Zimmer und alle nöthigen Bequemlichkeiten hat, wird die ersten Foderungen der Baukunst genau erfüllen, und alle den Nutzen gewähren, den es gewähren soll. Wenn aber dabey weder auf Ordnung noch auf Schicklichkeit gesehen, wenn dabey weder Ebenmaß noch gutes Verhältniß beobachtet ist, wenn alle wahre Schönheit daran mangelt: so wird es nie auf unsere Einbildungskraft wirken und auf keine Weise ein Werk der Kunst genennet werden können. Mithin muß der Baukünstler ein feines, richtiges Gefühl haben, um das wahre Schöne lebhaft zu empfinden, das Gute und Passende allein zu wählen, das minder Schickliche aber zu verwerfen: er muß Einbildungskraft besitzen, um solche Werke hervor zu bringen, welche die Einbildungskraft des Beobachters beschäftigen und auf dieselbe den gehörigen Eindruck machen können. Ohne dieses Gefühl, ohne diese Einbildungskraft wird er nicht unter die Künstler zu rechnen seyn, und, wenn er nur auf Festigkeit und Bequemlichkeit bedacht ist, das Schöne aber vernachläßiget, sich nicht über den Handwerker erheben.

Der Baukünstler, der ein Mann von Geschmack ist, wird folglich seinem Kunstwerke alles Schöne zu geben wissen, dessen es fähig ist: er wird die Grenzen genau kennen, die er bey der

Anordnung eines Gebäudes, die er bey der Verzierung desselben zu beobachten hat, um sie nicht zu überschreiten; er wird auf die Bestimmung des Gebäudes sehen, und dessen Charakter nicht aus der Acht lassen; er wird besorgt seyn, daß sein Gebäude ein Bild mache, welches, nachdem er eine Kirche, einen Pallast, ein Prachtgebäude, ein Wohnhaus, ein Gefängniß anzulegen hat, durch ein feyerliches, großes, prächtiges, gefälliges, schaudernddes Ansehn die verlangte Wirkung thue. So bald es dem Künstler hier an feinem Gefühl, an richtiger Beurtheilungskraft fehlet, so wird er sehr leicht auf Abwege kommen: er wird bald im schweren Geschmack bauen, wenn alle Theile zu groß, schwerfällig und plump sind, das Gefällige hingegen mangelt; bald in den kleinlichen Geschmack verfallen, wenn er die Theile zu fein macht, die Glieder zu wenig hervor springen läßt; bald einen abentheuerlichen Geschmack anbringen, wenn er mit seinen Gedanken ausschweifet und das Wunderbare zu erreichen suchet; bald in einen überladenen Geschmack gerathen, und alles mit Zierrathen überhäufen. Und dergleichen Verirrungen und Abweichungen von dem rechten Wege giebt es noch mehr.

Eben so können auch ganze Nationen von der Wahrheit abweichen und einen verdorbenen Geschmack annehmen, wenn die obersten und edelsten Classen einer Nation kein richtiges Gefühl des Schönen haben. Die Römer waren zwar die Nachahmer der Griechen, aber sie verließen die

Einfalt und Genauigkeit derselben, bey ihnen verlor der Geschmack von seiner Reinigkeit, und sie fielen ins Ueberhäufte und Unschickliche. Die alten Deutschen brachten in ihre Baukunst, nach dem Geiste der damaligen Zeiten, wo Ritter- und Heldenthaten die ganze Nation belebten, das Wunderbare und Abentheuerliche. Die Italiener stellten die schöne Baukunst wieder her; da aber die Gebäude der Römer aus den späten Zeiten, wo die Kunst schon von ihrer ehemaligen Reinigkeit abwich, ihre Muster waren, so wurde auch ihr Geschmack unrein und fehlerhaft. Die Franzosen lernten in Italien die Kunst; doch verlor sie bey ihnen die Größe, und erhielt mehr Zierlichkeit und Leichtigkeit. Die Chinesen lieben das Spielende und Tändelnde, sie überhäufen alles mit Zierrathen, Schnörkelen und bunten Malereyen.

Wir wollen nun untersuchen, bey welchem Volke der Geschmack in der Baukunst verfeinert und ausgebildet wurde; wir wollen die Zeiten aufsuchen, in welchen der jeßt herrschende unreine Geschmack entstund, und die Ursachen erforschen, warum er sich bis jeßt erhalten hat.

Als die ersten uns bekannten Bewohner der Erde in Indien und weiter hin die Phönizier, die Babylonier, die Assyrer, die Aegypter und andere Völker dieses Zeitalters große Gebäude zu bauen anfingen, war die Baukunst noch in einem sehr rohen Zustande. Orte, wo sie ihre Götter verehren konnten, waren unstreitig die ersten Gebäude. Diese gruben sie in die Felsen ein, oder sie errichte-

ten große Zelte und Hütten für ihre Götter, je nachdem sie selbst in Höhlen, Zelten oder Hütten wohnten. Nach und nach kamen sie in der Kunst zu bauen, und ihren Gebäuden ein gutes Ansehn zu geben, weiter. Von den Aegyptern sind viele und sehr verschiedene Werke der Baukunst übrig geblieben, als die Obelisken, die Pyramiden, das Labyrinth, viele Tempel und Grabmäler, aus welchen wir ihren Geschmack hinlänglich beurtheilen können. Ihre Künstler waren bedacht, den Gebäuden ein großes und geheimnißvolles Ansehn zu geben, und sie erreichten es, indem sie große Massen und Formen auf einander häuften. Hierdurch erregen diese Gebäude bey dem ersten Anblicke Erstaunen; sie machen aber, bey einer nähern Untersuchung, niemals einen angenehmen Eindruck auf das Auge, da die Zusammensetzung der Glieder nicht gut gewählt ist, die einzelnen Theile keine schönen Verhältnisse haben, da alle Formen roh und schwerfällig, und die Verzierungen zu häufig und unschicklich angebracht sind. Die Perser schweiften eben so sehr in übertriebene Verzierungen aus, und trugen eben so wenig zu der Verbesserung des Geschmackes in der Baukunst etwas bey. Die wenigen Ueberbleibsel von den alten Gebäuden der Indier bezeugen zwar, daß sie einen bessern Geschmack als die Aegypter und Perser hatten, indem bey ihnen die Zusammensetzung der Glieder viel angenehmer, die Formen schöner und die Verhältnisse besser gewählt waren: allein ihr Geschmack war noch nicht ausgebildet, und die wenigen bis auf unsere

ſere Zeiten übrig gebliebenen Gebäude dieſer Nation, ſind unterirdiſche in die Felſen gegrabene Tempel, die ſchon darum unſerer Baukunſt nicht zum Muſter dienen können.

Dieſe und andere Völker jener alten Zeiten ſind es alſo nicht, bey welchen wir einen guten und reinen Geſchmack ſuchen müſſen. Noch hatte die Kunſt den Boden nicht geſunden, wo ſie gedeihen und die ſchönſten Früchte tragen konnte. In einem Lande, wo alles ſich vereinte, die Künſte empor zu heben, wo ſie über alles geliebt, wo ſie zu den Bedürfniſſen des Lebens gerechnet wurden, nur in einem ſolchen Lande konnten ſie bis zu dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit geführet werden. Kein Land war hierzu geſchickter und geneigter als Griechenland: Klima, Anlage und Beſchaffenheit des Landes, Charakter und Bildung der Nation, alles ſchien zu der Ausbildung der Künſte beſtimmt zu ſeyn, ſo, daß man dieſes Land die Mutter der ſchönen Künſte, und vorzüglich auch der Baukunſt nennen kann, welche hier alle Schönheit und Würde bekam, die ſie zu einer der ſchönſten Künſte erheben. Einfalt paart ſich hier mit Pracht, Größe und Erhabenheit mit Zierlichkeit.

Die Griechen reinigten nach und nach den Geſchmack, ſie vertilgten die vielen und unnatürlichen Verzierungen, wodurch die Aegypter, Perſer, Phönizier, und andere Völker ihren Gebäuden Schönheit und ein Anſehn von Pracht geben wollten, und führten an ihrer ſtatt Einfalt und ſchöne Verhältniſſe ein. Die erſten Säulen in Grie-

chenland waren von Holz, bald aber wurden sie in Stein nachgeahmt, und man bauete dazumal in einem großen und ernsthaften Styl, welcher hernach die dorische Bauart genannt wurde. Auf mehr Leichtigkeit sahen die Griechen bey der jonischen Bauart, und gaben ihr einen gefälligern Charakter als der dorischen. Pracht und Größe vereinten sie endlich in der korinthischen Bauart. Wie schicklich und passend, mithin wie einfach waren die Verzierungen einer jeden dieser Bauarten! Die Dorische hatte sehr wenig Zierrathen. Das ganze Gebälke zeigte die erste Bauart an: im Frieß sah man die Balkenköpfe, im Kranz die Dielenköpfe, die Metopen allein waren mit Verzierungen besetzt, welche die Thaten der Götter oder Helden vorstellten, denen der Tempel geweiht war; es wurden Schilde und Trophäen hier aufgehängt, dem Gott zu Ehren, durch dessen Hülfe ein Sieg errungen worden war. Bey der jonischen Bauart erforderte die Schicklichkeit, da die Säule höher als die dorische und das Kapitäl geschmückter war, daß auch die übrigen Theile des Gebäudes einige Verzierungen erhielten. Allein sie wurden hier sehr mäßig angebracht; aller Reichthum, alle Pracht wurde für die korinthische Bauart verspart. Die schönen schlanken korinthischen Säulen, die reichverzierten Kapitäler, würden gegen das übrige des Gebäudes sehr unangenehm abgestochen haben, wenn dieses nicht mit einem gleichen Reichthume wäre versehen worden. Hier zeigt sich der Geist der Griechen vorzüglich, die Ueberlegung, welche sie bey ih-

rer Arbeit anwandten, indem sie diesen Reichthum nie in Verschwendung ausarten ließen, allezeit auf einen schönen Contrast bedacht waren, und nicht alle Glieder verzierten, sondern nur die, welche weniger hervorlagen, als den Karnieß, die kleinen Stäbchen unter den Platten, um sie heraus zu heben. Zwischen diesen Gliedern blieben die andern glatt, damit das Auge einen Ruhepunkt haben konnte. Blumen, Blätter, die sich um die Glieder herumschlungen, Eyer, Perlen, Schlangenzungen; die Köpfe der Sparren und die Enden der Dachlatten im Kranze; Ochsen= oder Widderköpfe, Opfergeräthe am Frieß der Tempel, waren die einzigen Zierrathen der jonischen und korinthischen Bauart, und sie wurden sparsam und schicklich angebracht.

Wenn man die Gebäude der Griechen aus den schönsten Zeiten der Kunst, das ist, von dem Jahrhundert des Perikles an bis zu der Regierung Alexanders des Großen betrachtet, den Tempel der Minerva und andere Gebäude zu Athen, aus des Perikles Zeitalter, einige Tempel in Jonien, oder noch ältere, wie die Ruinen der Gebäude zu Pestum in Groß Griechenland, die schönen Tempel zu Segestus und zu Agrigentum in Sicilien: so verfällt man in eine Begeisterung, in ein Entzücken, man denkt sich ganz in jene Zeiten hin und wird unwillig auf unsere Zeiten, wirft unwillig die Frage auf: warum hat man diese Einfalt und Pracht, diese Erhabenheit und Zierlichkeit verlassen? warum ahmt man jetzt den Geschmack

schmack dieser Gebäude nicht nach? Man bewundert zwar diese Gebäude, ihre Schönheit ist zu sichtbar, als daß sie nicht jedem, der nur einigen Wohlgefallen am Schönen besitzt, sogleich in die Augen fallen sollte: allein man läßt es bey diesem Bewundern bewenden; man vernachläßigt die Kenntnisse, die man sich durch das Anschauen und die Beobachtung jener schönen Werke der Baukunst erworben hat und bringt sie nie in Ausübung; man wird von dem herrschenden Geschmacke hingerissen, verläßt die edle Einfalt, die schönen Verhältnisse, und ist zu schwach, davon abzuweichen; man verfällt in übel angebrachte, übertriebene Verzierungen und andere Fehler, die jedem Kenner der griechischen und wahren Kunst, Klagen über den Mangel am Gefühl des Schönen abnöthigen.

Aber woher kommt es, daß ein solcher unreiner Geschmack jetzt der herrschende ist? Sollten nicht Künstler von Kopf diesen Fehler eingesehen und sich bestrebt haben, ihn auszurotten, wenn er wirklich vorhanden wäre? Ich zweifle gar nicht daran, daß nicht Viele, bey Betrachtung über den jetzt herrschenden Geschmack, sich eben auch über denselben beklagen werden, und es giebt noch Künstler, welche bey der Anlegung ihrer Gebäude zeigen, daß sie die Griechen studiert haben, wie der Erbauer des Schloßes zu Wörlitz bey Dessau: doch ist dieser Geschmack schon seit zu langer Zeit gebräuchlich, er ist zu allgemein, als daß er sogleich und ganz abgelegt und von einem andern, obgleich bessern, verdrungen werden sollte.

Schon

Schon zu der Zeit, da die Römer die Baukunſt von den Griechen bekamen, und nicht nur in Rom und andern italieniſchen Städten, ſondern auch in allen ihren eroberten Ländern, ſelbſt in Griechenland, viele Gebäude anlegten, war die Baukunſt ſehr vernachläßigt und der Geſchmack ſehr verunedelt worden. Unter dem Kaiſer Auguſtus wurde in Karien in einem ſchlechten Geſchmack gebaut, obgleich in Rom und in einigen eroberten Provinzen, ein etwas beſſerer Geſchmack in der Kunſt herrſchte. Plutarch rechnet einen guten Baukünſtler in Griechenland unter die Seltenheiten. Vitruv beklaget ſich über die Baukünſtler ſeiner Zeit, und er ſelbſt hat nicht den beſtimmteſten und beſten Geſchmack. Nach den Zeiten des Auguſtus kam die Kunſt immer mehr und mehr in Verfall, indem die Künſtler ihre Gebäude zu verſchönern ſuchten, die edle Einfalt aber dabey verließen und zu dem Nothwendigen und Nützlichen viel Ueberflüßiges hinzuthaten. Durch dieſe neuen Zuſätze wurde die alte Größe und Einfalt verſteckt und vertrieben, die griechiſche Genauigkeit wurde verlaſſen und Nachläßigkeit trat an ihre Stelle. Hier entſtunden die vielen überhäuften und übel angebrachten Verzierungen, die ohne alle Beſtimmung waren, die von der Laune und den willkührlichen Einfällen der Künſtler erzeugt wurden. Die Verkröpfungen, die zerſchnittenen Simſe, die runden, die getheilten Giebel, die Blumengehänge, die erhobenen Arbeiten an den äußern Seiten der Gebäude, die Poſtamente unter den

Säulen,

Säulen, alle diese und noch andere Abweichungen von dem reinen und großen Geschmack kamen zu diesen Zeiten auf. Die deutlichsten Beweise hiervon sind vorzüglich, die Säulen des Trajanus und des Antoninus, die übriggebliebenen Triumphbogen, die vielen Gebäude unter dem Kaiser Hadrian in verschiedenen römischen Provinzen, das Theater des Marcellus, die diocletianischen Bäder, das Colosseum, und aus den spätern Zeiten, die Paulskirche, der sogenannte Tempel des Bacchus zu Rom, die Sophienkirche zu Constantinopel, die Gebäude zu Palmyra und Balbeck, an welchen besonders die Zierrathen auf eine übertriebene und geschmacklose Art angebracht sind.

Hierauf folgte der gänzliche Untergang der Kunst und des guten und reinen Geschmacks in derselben. Viele von den schönsten Gebäuden der Griechen waren von den Römern selbst zerstöret worden. Eben so sehr verwüsteten die Gothen, die Vandalen, und später hin die Araber, die Saracenen in Italien, Spanien, Griechenland, in Asien und in Aegypten die schönsten Städte und Gebäude. Die Gothen, die Vandalen, die Longobarden, und andere Völker, die in Italien einfielen, bauten nach dem damals herrschenden Geschmacke; ihre Bauart war zwar die römische, aber das Edle derselben ging verloren, indem sie ohne Kenntniß und ohne Regeln nachahmten und in einen schwerfälligen und plumpen Styl herabsanken. Auf diese Baukunst folgte bald eine andere, die man

man insgemein die Neu-Gothische nennet, und die jener so genannten Alt-Gothischen ganz entgegen gesetzt ist. Man verließ das Schwerfällige, man führte hohe, große Gebäude auf, die leicht und schwach schienen und doch unbegreiflich fest waren. Hierzu that man noch arabische und maurische Verzierungen, und setzte aus allen diesen Dingen eine neue Baukunst zusammen, die bald in ganz Europa sich ausbreitete. Ueberall wurden nun in diesem Geschmack Gebäude errichtet. Weder schöne Verhältnisse, noch wohlgewählte Formen, weder reine Verzierungen, noch regelmäßige symmetrische Anordnungen wurden ferner beobachtet. Jeder Baumeister folgte dem Spiele seiner Einbildungskraft, und nur abentheuerliche, groteske Einfälle und Grillen wurden ausgeführet. Das Wunderbare trat an die Stelle des Erhabenen, Verwirrung und Unordnung vertrieb Einfalt und Ebenmaß, lange, schmale steife Formen verdrangen die schönen Verhältnisse.

Endlich erwachte im funfzehnden Jahrhundert der menschliche Verstand wieder aus seinem Schlummer; Künste und Wissenschaften lebten wieder auf, und die Baukunst war nicht die letzte unter ihnen. Das Jahrhundert des Cosmus von Medices und des Pabstes Leo des Zehnten hat einige Aehnlichkeit mit dem Jahrhundert des Perikles. Unter diesem wurde die schöne Baukunst ausgebildet, sie stieg in Absicht des großen, reinen und edlen Geschmacks bis zu ihrer größten Höhe: unter jenem

wurde sie aus ihren Trümmern hervor gezogen und bekam neues Leben.

Zu dieser Zeit wurden die Künstler wieder aufgemuntert, über ihre Kunst nachzudenken und sich hervorzuthun. Der Bruneleschi, Bramante, Peruzzi, Palladio, Serlio, Vignola, Scamozzi, Sangallo, Michael Angelo und andere suchten die Ueberbleibsel der alten Kunst, die Bautrümmer der alten Gebäude in Rom auf, untersuchten sie und maßen sie aus. Sie nahmen diese Gebäude zu Mustern an, bildeten darnach ihren Geschmack und bemühten sich, die alte Kunst wieder herzustellen. Sie entdeckten, nach vieler Mühe, die schönen Verhältnisse dieser Gebäude, fanden die Regeln und Grundsätze der alten Baukünstler, wandten diese bey ihren Gebäuden an, und zeichneten sie, zur Lehre der nachfolgenden Künstler, in ihren Schriften auf.

Und dieses ist das Jahrhundert, in welchem ein Geschmack gebildet wurde, der sich, zugleich mit der Kunst, von Italien nach Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland, Pohlen, Dännemark, Schweden und die Niederlande ausbreitete, der in jedem Lande, nach dem Klima des Landes und dem Charakter der Nation, nur einige kleine Abweichungen und Eigenthümlichkeiten erhielt, und der sich bis auf unsere Zeit fortgepflanzet hat. Hier entdecken wir den Ursprung dieses Geschmacks und die Ursachen seiner Entstehung. Palladio, Bramante, Vignola, Serlio, und andere Wiederhersteller der Baukunst,

nah-

nahmen die Ruinen der alten römischen Gebäude zu ihren Mustern, die in solchen Zeiten erbaut worden waren, wo die Kunst von ihrer ehemaligen Reinigkeit und Genauigkeit schon viel verloren hatte. Die Triumphbogen des Septimius Severus, des Constantinus, das Theater des Marcellus, die diocletianischen Bäder, das Colosseum, waren besonders die Gegenstände ihrer Betrachtung. Es gefiel ihnen die gute Anordnung dieser Gebäude, das richtige Verhältniß der einzelnen Theile, die Schönheit der Formen; sie ahmten diese nach, sie brachten aber auch zugleich alle Fehler dieser Gebäude mit in ihre Gebäude und Regeln, weil das Fehlerhafte ihnen nicht auffiel, weil sie noch keine vollkommenen im reinsten Geschmack aufgeführten Werke der Baukunst gesehen und mit jenen Gebäuden verglichen hatten.

Wie sehr ist es zu bedauern, daß diese Künstler entfernt von Griechenland waren, daß sie die griechischen Gebäude aus den schönsten Zeiten der Kunst nicht kannten! Wie ganz anders würden sie die neuere Baukunst gebildet, und, anstatt der römischen mit vielen Flecken verunreinigten Kunst, die griechische große und edle Kunst aus dem Staube erweckt, anstatt den unreinen Geschmack der Römer, den feinen und großen Geschmack der Griechen wieder empor gehaben haben!

Jetzt, da die Ruinen der alten griechischen Gebäude bekannt sind, da Stuart, Revett, Chandler, le Roy, und andere, durch richtige Abbildungen, genaue Ausmessungen und durch

sorgfältige Beschreibungen uns dieselben so deutlich vor die Augen gestellt haben, daß es uns, denen es nicht vergönnt ist, diese vortreflichen Gebäude selbst zu sehen und zu untersuchen, an einer anschauenden Kenntniß derselben nicht fehlen kann: jetzt ist es unsere Pflicht, diese Muster mit Aufmerksamkeit zu beobachten, und zu studiren, nach ihnen unsern Geschmack zu bilden und die Baukunst von den vielen ihr noch anhängenden Fehlern zu reinigen.

Doch wie wenig bemüht man sich diese Fehler zu verbessern, wie wenig Künstler ahmen diesen griechischen Schönheiten nach! Die Meisten bleiben bey dem einmal eingeführten Geschmack und nehmen ihn an, ohne darüber nachzudenken; sie halten ihn für schön, sie arbeiten in demselben, weil er der herrschende ist und den allgemeinen Beyfall hat. Warum vereinet man das Gute der Regeln Palladio's, Vignola's, Goldmanns und anderer, nicht mit dem einfachen und reinen Geschmack, den die Griechen uns lehren? warum verwirft man das Fehlerhafte dieser Künstler nicht? Ist ihr Ansehn so groß, daß man ihnen in allem folgen muß? Vernunft und Beurtheilungskraft sagen uns, daß die Lehren dieser Künstler, daß das Beyspiel derjenigen Denkmahle des Alterthums, von welchen sie ihre Lehren und Regeln abgezogen haben, nicht blindlings zu befolgen, noch nachzuahmen sind. Wenn wir diese Denkmäler aufmerksam betrachten und ohne Vorurtheil untersuchen, welche Grundsätze und Regeln bey ihrem Baue angenommen wor-

den sind, ob die Baumeister derselben auch gehörig über ihre Anordnung, über ihre Verzierung nachgedacht haben; wenn wir diese Denkmahle mit den Gebäuden aus den schönsten Zeiten der griechischen Kunst vergleichen; wie sehr werden uns da ihre Fehler und Abweichungen von einem reinen und edeln Geschmack in die Augen fallen!

Die alten griechischen Gebäude in Groß-Griechenland, Sicilien, zu Athen, aus des Perikles Zeiten, in Jonien, mit welcher Erhabenheit und Würde sind sie ausgeführet! Hier findet man nichts ohne Schicklichkeit und Bestimmung, von allem, was zur Verzierung dabey angebracht ist, entdecket man, warum es diese Stelle einnimmt. Alle Größe, alle Pracht dieser Gebäude wird durch eine einfache Anordnung des Ganzen, durch das schönste Ebenmaß, durch Ordnung aller Theile, durch wohlgewählte Formen, durch schöne Verhältnisse hervor gebracht. Die ganze Anordnung dieser Gebäude zeiget von dem Gefühl des wahren Schönen, welches die Künstler bey der Anlegung derselben leitete.

Die Säulen werden von unten an, wo sie aufstehn, bis oben an das Ende des Schaftes, in einer geraden Linie verjünget. Bisweilen haben sie gar keine Basen, bisweilen sind sie mit einem einfachen Untersatze versehen, aber allemal stehen sie unmittelbar auf dem Fußboden, ohne erst auf einem Unterbaue oder Postamente zu ruhen. Der Unterbalken liegt ununterbrochen auf den Säulen. Der Frieß der dorischen Bauart ist mit Dreyschlitzen

gezieret, welche die Köpfe der Balken vorstellen; bey den andern Bauarten aber wurde er glatt gelassen und nur bisweilen mit Zierrathen besetzt. In dem Kranze der dorischen Ordnung stehen die Dielenköpfe, welche das äußere Ende der Pfosten bedeuten, die das Gebäude decken, und welche sowohl zu der Zierde, als zu der Unterstützung des Kranzes dienten: den Kranz der ionischen Bauart zieren die Zahnschnitte und den Kranz der korinthischen die Sparrenköpfe. Die Säulenstellung ist einfach; allezeit stehen die Säulen, ohne Rücksicht auf Thüren, gleichweit von einander. Eine einzige Ausnahme davon ist am Propyläum zu Athen anzutreffen, wo die mittlere Säulenweite breiter ist, als die auf den Seiten, welches unstreitig deswegen so eingerichtet war, um dieses Gebäude als das Thor und den Haupteingang des Schloßes zu Athen desto mehr auszuzeichnen.

Wir wollen hiermit die römisch-griechische Bauart vergleichen. Hier haben die Säulen die schöne Verjüngung nicht mehr, denn sie werden nach einer etwas gebogenen Linie verjüngt, wodurch sie das schlanke und gefällige Ansehn verlieren. Hier bekommt der Unterbalken, und mit ihm das ganze Gebälke, oft Vorlagen und Verkröpfungen, durch die er das Ansehn der Festigkeit verlieret, und die ganz wider die Natur sind, weil er zerschnitten scheinet. Hier setzte man die Säulen auf Postamente. Hier wich man oft von der schönen einfachen Säulenstellung ab, und machte die Säulenweiten bey den Thüren breiter als auf den Seiten,

ten, ja man fing sogar an die Säulen zu kuppeln und verschiedene Ordnungen über einander zu setzen. Man gerieth auf mehrere Abwege und brachte die Verzierungen überhäuft und unschicklich an, die oft ins grillenhafte und unnatürliche fallen, als erhobene Arbeiten, Blumengehänge, Arabesken, und andere, worüber auch Vitruv, als eine schädliche Gewohnheit seiner Zeit, sich sehr beschwert.

So verschieden ist der alte griechische Geschmack von dem römisch-griechischen, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, welcher von beiden den Vorzug verdient. Wie natürlich und ungezwungen ist die griechische Bauart, wie viel unschickliches findet sich hingegen an der römischen! Wir dürfen nur zwey Gebäude zu Athen zusammen vergleichen, nämlich den zur Zeit des Perikles erbauten Minerven Tempel und den Tempel des Jupiter Olympius, welchen der Kaiser Hadrian ausbauen ließ, und es wird uns der angezeigte Unterschied sogleich auffallen. Wir dürfen nur die alten Tempel zu Pestum, Agrigent, Athen, und die Ruinen von Balbeck und Palmyra gegen einander halten, so wird uns die edle Einfalt der erstern an sich ziehen, und der unreine Geschmack der letztern desto mehr auffallen.

Diese Betrachtungen über das Wesentliche des Geschmacks, diese Untersuchung, welches der beste, reinste und edelste Geschmack ist, beweisen uns, daß der jetzt herrschende sehr viele Fehler hat. Wir werden ihn aber sehr leicht von diesen Fehlern reinigen und alles Ueberflüßige daraus verbannen können,

nen, wenn wir ihn nach dem, was zu dem wahren Schönen gehört, beurtheilen, und ihn nach den Grundsätzen, welche uns die Beobachtung und Untersuchung der Gebäude aus den schönsten Zeiten der Kunst gelehret hat, verbessern.

Ordnung, Schicklichkeit, Ebenmaß, Abwechslung, gute Verhältnisse sind die Stücke, welche die wesentliche und wahre Schönheit ausmachen, ohne welche ein Gebäude nie ein gutes Ansehn, nie eine schöne Gestalt gewinnen wird, ohne welche es nie in einem großen Geschmack ausgeführt werden kann.

Die Ordnung weiß die Theile eines Gebäudes, welche die Nothwendigkeit erfordert, als Fenster, Thüren, so zu stellen, daß sie ein schönes Ganzes ausmachen. Die Thüre muß das Mittel des Gebäudes bezeichnen, die Fenster sollen in einer einfachen Stellung einander folgen, und in gleicher Weite von einander entfernet seyn. Diese Ordnung bringt eine leichte Uebersicht des Ganzen hervor, die in dem Beobachter eben das Vergnügen erweckt, welches eine faßliche, wohlgeordnete Rede dem Zuhörer gewähret. Herrschet aber Verwirrung in einem Gebäude, kann man nicht ohne Schwierigkeit den Plan des Künstlers übersehen, so empfindet der Beobachter nichts als Widerwillen.

Die Wohlgereimtheit oder Schicklichkeit (Evrythmie,) ist die Harmonie in der Baukunst, die zu jedem Gebäude die schicklichsten Theile wählet und sie zu einem schönen Ganzen zusammen setzt. Sie giebt daher jedem Theile eines Gebäudes die

gehörige

gehörige Größe, die gehörige Geſtalt, welche die Beſtimmung des Gebäudes erfodert, damit dieſelben ſowohl unter einander zuſammen paſſen, als auch zu dem Ganzen ſich ſchicken. Sie giebt ferner jedem Gebäude ſeinen eigenthümlichen Charakter, der Kirche ein feyerliches, dem Pallaſte ein erhabenes, dem Zeughaus ein ernſthaftes, dem Gefängniß ein ſchauderndes, dem Wohnhauſe ein gefälliges Anſehn. Eine jede der verſchiedenen Bauarten hat einen eigenen Charakter, der doriſchen iſt männlicher Ernſt, der joniſchen Gefälligkeit und gemäßigte Zierlichkeit, der korinthiſchen Pracht und Reichthum eigen, und dieſer Charakter muß bey dem Gebrauche dieſer Bauarten gehörig beobachtet werden.

Nach dem Ebenmaße (Symmetrie) wird die eine Seite des Gebäudes, die eine Seite jedes Theiles, der andern, durch gleiche Theile, gleiche Formen, gleiche Verhältniſſe, einerley Verzierung, völlig gleich gemacht, und alle ähnliche Theile bekommen einerley Höhe. Was für einen unangenehmen widrigen Eindruck würde ein Gebäude machen, wo man der einen Seite mehr oder weniger Fenſter geben wollte als der andern, wo ſie auf der einen Seite anders geſtellt wären, oder ein anderes Verhältniß hätten, als auf der andern, oder wenn ſie in einem Stockwerke nicht gleiche Höhe hätten. Dieſes Ebenmaß iſt nur da nothwendig, wo man es mit einem Blick überſehen kann, denn wo dieſes nicht iſt, als bey der innern Eintheilung des

Gebäudes, da ist das Ebenmaß nicht allein unnöthig, sondern oft auch unangenehm.

Die Abwechslung unterbricht die Einförmigkeit, welche ermüdet und Langeweile hervorbringt. Es müssen in dem einen Stockwerke die Fenster andere Verhältnisse, andere Verzierungen bekommen, als in dem; andern bey sehr langen Gebäuden kann man einige Vorlagen anbringen, oder das Mittel verzieren und auszeichnen. So kann auf mancherley Weise eine schöne Abwechslung entstehen, wodurch der Beobachter immer eine Veränderung und ein neues Vergnügen empfinden wird. Nur muß man hier sehr behutsam seyn, nicht in den entgegengesetzten Fehler der Verwirrung zu verfallen, und nie weiter gehen, als es die Ordnung, das Ebenmaß und die Schicklichkeit erlauben.

Die guten Verhältnisse tragen sehr viel zu der Schönheit eines Gebäudes bey; sie machen, daß alle Theile leicht und angenehm in das Auge fallen, und geben dem Ganzen ein wohlübereinstimmendes Ansehn. Wenn gleich Ordnung, Ebenmaß, Schicklichkeit dabey beobachtet sind, die guten Verhältnisse aber fehlen, so wird ein solches Gebäude eine schlechte Wirkung thun. In diesem Stücke sind die Baukünstler oft nachlässig und wenden weder auf die guten Verhältnisse der Theile unter sich, noch auch des Ganzen, die gehörige Aufmerksamkeit. Was für ein schlechtes Verhältniß haben oft die Fenster und Thüren, die bald zu niedrig, bald zu hoch angegeben sind; wie mager werden bisweilen die Schäffte gemacht, welches, ohne dieses, noch

einen Mangel an Feſtigkeit verurſacht; wie wenig wird auf ein ſchönes Verhältniß zwiſchen der Höhe und Breite eines einzelnen Stockwerkes oder des ganzen Gebäudes geſehen! Durch die Ausmeſſung der alten guten Gebäude, durch viele Verſuche und Erfahrung haben die großen Meiſter in der Kunſt die ſchönſten Verhältniſſe in der Baukunſt entdecket, ſie beſtimmt angegeben und vorgeſchrieben, und minder geſchickte Künſtler müſſen ſich genau an dieſe Regeln halten, um nicht auf Abwege zu gerathen; allein ein denkender Künſtler wird und kann nicht allezeit dieſen Vorſchriften folgen und genau dabey bleiben. Dieſer muß bey der Anlage ſeines Gebäudes alle Umſtände genau beobachten und ſelbſt unterſuchen, welches die beſten Verhältniſſe ſind, die er dabey anzuwenden hat; er muß ſie nach den Bedürfniſſen der Feſtigkeit und nach der Natur eines jeden Theiles einzurichten wiſſen; er muß den Charakter und die Beſtimmung ſeines Gebäudes überdenken, und darnach die beſten Verhältniſſe wählen; er muß den Stand des Gebäudes beobachten, ob es eine niedrige oder hohe Lage hat, und bey jeder andere Verhältniſſe brauchen; er muß auf den Ort aufmerkſam ſeyn, aus welchem das Ganze überſehen werden kann, und nach dieſem die Verhältniſſe beſtimmen.

Künſtler, die über ihre Kunſt und bey ihrer Arbeit nachdenken, werden ſelten in Fehler wider die weſentliche Schönheit verfallen: da hingegen diejenigen, welche die Kunſt wie ein Handwerk treiben, beſtändig und auf eine unerträgliche Art dawi-

der sündigen. Sie haben weder von der Ordnung und dem Ebenmaße, noch von guten Verhältnissen einen richtigen Begriff; sie stellen die Theile eines Gebäudes so, wie es nach dessen innern Einrichtung ihnen am leichtesten und bequemsten ist, ohne auf Ordnung zu sehen; sie setzen nach ihrer Willkühr ein Fenster hier, das andere dort hin; sie bringen den Eingang an die eine Ecke des Gebäudes; sie machen die Theile des Gebäudes ohne alles Verhältniß, so, daß sie zu dem Ganzen auf keine Weise passen.

Ein Gebäude, welches die erwähnten Eigenschaften der wesentlichen Schönheit besitzt, kann mit allem Rechte ein Werk der Kunst genennt werden. Es wird schön seyn, gefallen, und den gehörigen Eindruck auf die Einbildungskraft machen, wenn es auch ohne allen Schmuck ist. Allein um die Annehmlichkeiten eines Gebäudes zu vermehren, werden noch Verzierungen hinzugefügt, und diese machen die willkührliche Schönheit eines Gebäudes aus. Bey dieser muß der Künstler die edle Einfalt immer vor Augen haben, um die Verzierungen überall sparsam, schicklich und bestimmt anzubringen.

Die Simplicität oder edle Einfalt ist eine reine, deutliche, natürliche Anordnung aller Glieder und Verzierungen, die sich zu der Absicht des Gebäudes schicken, ohne daß die Kunst daran hervorleuchtet. Diese Einfalt verlangt aber nicht, daß man gar keine Verzierungen gebrauche, und die Wände glatt und ohne allen Schmuck lasse; denn

hier-

hieraus würde Armſeligkeit und Leere entſtehen, die einen eben ſo unangenehmen Eindruck auf das Auge macht, als der übertriebene Reichthum.

Die Verzierungen ſollen die Annehmlichkeit eines Gebäudes vermehren; ſie müſſen daher nicht überhäufet, ſondern ſparſam gebraucht werden, weil ſie ſonſt alle Ordnung, alles ſchöne Verhältniß verſtecken. Wenn die Schäfte zu den Fenſter-Oeffnungen in einem guten Verhältniſſe ſtehen, die Gewände der Fenſter aber mit vielen Verzierungen überhäufet, und ſehr breit gemacht werden, ſo ſcheinen die Schäfte dem Auge ſchmäler, die Fenſter hingegen breiter, als ſie in der That ſind, und alles ſchöne Verhältniß geht verloren. Eine Thüre, ein Fenſter wird in das Schwere fallen, wenn ihre Gewände zu breit ſind, oder mager und zu hoch ſcheinen, wenn ſie an dem obern Theil zu ſehr verzieret ſind, ob ſchon die Oeffnungen das ſchönſte Verhältniß haben. Die Ueberhäufung der Verzierungen bringt Verwirrung hervor. Wenn Fenſter, Schäfte, Thüren, und alle übrigen Theile mit Zierrathen beſetzt ſind, ſo zeichnet ſich kein Theil von dem andern aus. Das Auge muß gewiſſe Stellen haben, wo es ruhen kann, um die Theile zu unterſcheiden, weil es ſonſt dieſe Theile weder deutlich erkennen, noch ihre Schönheit bemerken kann.

Es müſſen auch die Verzierungen ſchicklich angebracht ſeyn. Der Künſtler muß die Abſicht des Gebäudes bedenken, die Bauart, nach welcher es errichtet iſt, den Charakter deſſelben, und hier-

nach

nach seine Verzierungen einrichten. Die dorische Bauart leidet wenig Zierrathen, die korinthische hingegen liebt den Reichthum. Ein Prachtgebäude kann viel Schmuck haben, eine Kirche aber erfodert ein feyerliches Ansehn, und bedarf daher keiner Verzierungen.

Endlich sollen die Verzierungen bestimmt seyn, es soll allezeit die Ursache leicht in die Augen fallen, warum sie sich an diesem oder jenem Ort befinden. Bald können sie einen Anschein von mehrerer Festigkeit geben, als die Mauerbänder, die Kragsteine, die Kämpfer, die Schlußsteine, bald schickliche Nebenbegriffe erwecken, wie die Verdachungen und Giebel über den Fenstern und Thüren, die Trophäen, die Blumengehänge. Sie sollen auch allezeit aus der Natur der Dinge genommen und ungezwungen mit einander verbunden seyn. Man kann sich der Blätter, der Kräuter und Früchte, der Perlen und Eyer, und dergleichen wirklich vorhandenen Dinge auf verschiedene Art zu den Verzierungen bedienen, man kann sie einzeln anbringen oder sie mit einander verbinden. Und diese Verbindung wird ungezwungen ausfallen, wenn sie der Natur dieser Verzierungen nicht widerspricht, wenn sie nicht anders erfunden und ausgeführet ist, als die gebrauchten Verzierungen ihrer Natur nach zusammen gestellet und verbunden werden können. Im Gegentheile ist sie gezwungen und unnatürlich. Wie tadelhaft sind daher die grillenhaften und abentheuerlichen Einfälle mancher Baumeister, die Arabesken und Grotesken, die ein Künstler von Ge-

ſchmack nie oder doch äußerſt ſelten und nur an ſolchen Orten gebrauchen wird, wo es der Einbildungskraft des Künſtlers erlaubt iſt, ein wenig auszuſchweifen, als in Wohnzimmern und kleinen Sälen, niemals aber in Kirchen oder an andern Orten, wo die Ehrfurcht und das feyerliche Anſehn derſelben eine ſolche Ausſchweifung verbietet.

Bey dieſer willkührlichen Schönheit wird von unſern Baukünſtlern am meiſten wider den guten Geſchmack geſündiget, hier weicht der herrſchende Geſchmack ſehr von der Reinigkeit ab, welche die Griechen uns lehren. Selbſt Künſtler von Kopf denken nicht immer an Beſtimmtheit, Schicklichkeit und Einfalt, ſie folgen nur ihren Einfällen und verfehlen dadurch die Abſicht der Verzierungen, welche, bey einem ſolchen Gebrauche, anſtatt die Annehmlichkeiten eines Gebäudes zu vermehren, Widerwillen erregen und oft ins Lächerliche fallen werden.

Laſſet uns einige ſolche Misbräuche, die ſich bey der Anwendung der Verzierungen in die Baukunſt eingeſchlichen haben, aufſuchen, um ins künftige aufmerkſamer und behutſamer dabey zu werden.

Die Säulen, die bey den Griechen ein weſentlicher Theil der Gebäude und unentbehrlich waren, dienen bey uns nur zur Verzierung, da wir keine Porticus, Fora, und keine offene, ſondern verſchloſſene Gebäude haben, die von Mauern umfaßt werden.

Bey diesen Gebäuden der Griechen unterstützten die Säulen das Dach und wurden in einer einfachen Reihe, in gleicher Entfernung und Zwischenweite aufgestellt. Alle Verzierungen, welche man dabey gebrauchte, waren natürlich und einfach. So allein konnten sie große Wirkung thun, und einen großen, feyerlichen und prächtigen Eindruck auf die Einbildungskraft des Beobachters machen. Allein, wie sehr sind die Künstler in den nachfolgenden Zeiten von dieser edlen Einfalt abgewichen! Sie haben bey dem Gebrauche, den sie von den Säulen machen, den großen Geschmack der Griechen verlassen, und sind in das Kleine und Spielende verfallen. Unsere Künstler ahmen ihnen hierin nach und folgen ihrem Beyspiele.

Warum verjünget man die Säulen nicht mehr nach einer geraden Linie, von unten an bis oben unter den Knauf, wie die Griechen thaten? Jetzt gebraucht man zu dieser Verjüngung eine krumme etwas gebogene Linie, die von der Base an, bis auf ein Drittel hinauf, gerade in die Höhe geht, und erst bey der Endigung dieses Drittels allmählig abnimmt. Hierdurch aber wird den Säulen, das schlanke, gefällige Ansehn benommen, und ihnen ein schwerfälliges gegeben. Die gewundenen Säulen verdienen gar keiner Erwähnung, da sie von der wahren Schönheit und Einfalt so sehr entfernt sind.

Zu was nützen die Postamente unter den Säulen? Zu was brauchen die Säulen einen Unterbau, da sie schon durch das Schaftgesimse einen festen

Fuß

Fuß haben? Sie benehmen den Säulen die schönen Verhältnisse, das feste und große Ansehn, und geben ihnen ein mageres und schwankendes, denn eine Säule auf einem Postamente scheint schmächtiger zu seyn, als sie in der That ist. Sie dienen zu nichts, und sie verursachen, daß kleine dünne Säulchen dahin gestellt werden müssen, wo der Raum große und ansehnliche erlaubt hätte. Erfodert es ja bisweilen die Nothwendigkeit, etwas unter die Säulen zu setzen, als bey einem ungleichen Boden, oder wenn zwischen den Säulenweiten eine Brüstung nöthig ist, so gebrauche man einen einfachen ohne alle Glieder verzierten Untersatz, oder einen gemeinschaftlichen Fuß, der ununterbrochen, ohne Verkröpfungen, unter allen Säulen hinweg und an dem Gebäude fortläuft.

Wie unnatürlich und überflüßig sind die Wand-Säulen, und wozu werden halbe Säulen an eine Mauer gesetzt, die doch schon selbst das Dach zu tragen bestimmt ist? Sie gewähren allezeit einen sehr unangenehmen Anblick, indem sie aus der Mauer gewachsen zu seyn scheinen, sie verlieren alle Annehmlichkeit, da das Auge ihre schönen Umrisse nicht scharf und rein erkennen und nicht deutlich bemerken kann.

Wie sehr ist die jetzt gewöhnliche Uebereinander-Stellung der Säulen dem großen Geschmacke und der edeln Einfalt der Griechen zuwider! Je höher die Säulen sind, desto mehr Wirkung thun sie, einen desto größern und erhabenern Eindruck machen sie. Dieser Eindruck wird geschwächt, wenn verschiede-

ne

ne Säulenordnungen über einander stehen: die Säulen müssen kleiner werden, jemehr man über einander setzet, und das Ganze bekommt ein kleinliches und spielendes Ansehn. Man will zwar durch diese Uebereinander-Setzung die verschiedenen Stockwerke anzeigen, und braucht für jedes Stockwerk eine andere Art von Säulen. Allein bekommt ein solches Werk nicht das Ansehn, als ob verschiedene Gebäude über einander stünden? Will man, um diesen Anschein zu vermeiden, nach Laugiers Vorschlag, den Frieß und Kranz bey den untersten Säulen weglassen, und nur den Unterbalken anbringen, bey den obersten Säulen aber erst das ganze Gebälke brauchen: so muß ein solches Gebäude eine wunderbare und magere Gestalt bekommen, da so wenig Raum zwischen dem Kapitäl der untern und dem Schaftgesimse oder dem Untersatz der obern Säule ist, daß die Säulen einander fast zu berühren scheinen. Uebrigens würde auch eine Säulenstellung mit dem bloßen Unterbalken ein schlechtes Ansehn gewinnen, da der Frieß und der Kranz nothwendig dazu gehört, wenn sie ein schönes Ganzes ausmachen soll. Warum braucht man bey etlichen Stockwerken nicht nur eine einige Säulenordnung? Ich sehe hier nichts, was wider den guten Geschmack streitet. Man kann aber auch bey hohen Gebäuden sich durch einen Unterbau helfen, in diesem das erste oder Erdgeschoß legen und auf dasselbe eine Säulenstellung anbringen, welche durch zwey Geschoße hindurch geht. Diese Uebereinander-Sellung der Säulen scheinet

scheinet noch überdieses etwas Widersinniges zu haben. Jede Säulenordnung hat einen eigenen Charakter; bringt man nun verschiedene Ordnungen an einem Gebäude an, so wird jedes Stockwerk einen andern Charakter bekommen. Warum soll aber die obere Hälfte eines Gebäudes weniger Festigkeit, weniger Ernst haben als die untere? Oder, warum giebt man dieser nicht eben das angenehme und fröhliche Ansehn als jener? Das ganze Gebäude muß einerley Charakter haben: im Gegentheil wird es eine bunte Gestalt bekommen, man wird es ihm nicht ansehn können, was es für eine Bestimmung hat.

Wie paßt zu jener Einfalt der griechischen Kunst die ungleiche Säulenstellung und die Kuppelung der Säulen? Das große Ansehn einer Säulenstellung geht ganz verloren, wenn die Säulen nicht in gleichen Weiten von einander stehen, und Ueberfluß ist es und Ueberhäufung, die Säulen zu kuppeln. Denn wozu stehen zwey Stützen da, wo die Festigkeit nur eine verlangt? Und was ist hier schön und gefällig, wenn die Kapitäler und die Schaftgesimse einander berühren!

Wie widersinnig ist es, zwischen Säulen und Pilastern andere kleine Säulen oder Pilaster anzubringen! Und doch findet man häufig die Gewände der Fenster, der Thüren mit kleinen Säulen geziert. Was für einen unangenehmen Anblick verursacht diese Bauart! Die kleinen Säulen oder Pi-

laster selbst haben ein schlechtes Ansehn, sie verderben aber auch die Wirkung der großen Säulen, zwischen welchen sie stehen. Eben so geschmacklos ist es, Säulen oder Pilaster zu der Verzierung der Fenster- oder Thür-Gewände zu gebrauchen, wenn auch an dem Gebäude keine Säulenstellung im Großen angebracht ist. Diese Säulchen bekommen ein tändelndes Ansehn, weil sie kein Verhältniß zu dem Ganzen haben.

Nicht weniger werden die Säulenordnungen gemißbraucht, wenn man sie bey der Verzierung der Zimmer anwendet. Da die Säulen nur als große Massen eine gute Wirkung thun, so sollte man sie nie in dem Innern der Gebäude brauchen, ausgenommen in Vorhäusern, und allenfalls in hohen großen Sälen, am allerwenigsten aber in Wohnzimmern, denn hier artet diese Verzierung in eine unerträgliche Spielerey aus, die sich mit dem guten Geschmacke auf keine Weise verträgt.

Man sey daher bey dem Gebrauche der Säulen sehr behutsam, man denke allezeit über ihre erste Bestimmung nach, und bringe sie sehr selten und nur im Großen an. Will man ein Gebäude in einem großen Style anlegen, will man demselben Erhabenheit, Würde und ein feyerliches Ansehn geben, dann errichte man es nach einer der drey griechischen Bauarten und bediene sich der Säulen. Soll aber ein Gebäude in einem leichten und gefälligen Style gebaut werden, so bringe man keine Säulen dabey

an, denn sie werden den Eindruck, welchen ein solches Gebäude machen soll, nur verhindern, und ihm einen andern Charakter beylegen, als es nach seiner Bestimmung haben soll. Die griechische Baukunst sey uns bey dem Gebrauche der Säulen das einige Muster, und man bediene sich der Säulen nie anders, als wie die griechischen Künstler sie brauchten, da sie allein auf diese Art Wirkung thun, und da man, wenn man von diesem Muster abweicht, leicht in das Unschickliche und Spielende gerathen kann.

Aber auch bey den übrigen Verzierungen verfallen unsere Künstler in häufige und mannichfaltige Fehler; sie folgen nur ihren Einfällen und Grillen und denken nie an die edle Einfalt. Wie unschicklich werden Bildsäulen, Blumengehänge, Laubwerk, Attribute, erhobene Arbeit, Arabesken, Rosetten und dergleichen bey den äußern Theilen eines Gebäudes gebraucht! Man sieht hier sehr oft über oder unter den Fenstern Blumengehänge, Rosetten, erhobene Arbeit, an den Schäften Attribute, und der Künstler denkt seinem Gebäude ein recht schönes Ansehn zu geben, wenn er dergleichen Zierrathen dabey anbringt. Aber was nutzen sie hier? vermehren sie wirklich die Annehmlichkeit der Baukunst? Nein, sie gewähren nur dem Unverständigen ein Vergnügen, der an schönen Blumen, Kränzen und dergleichen einen Wohlgefallen findet, der sie als eine Hauptsache an dem Gebäude lobt und schätzet, und das wahre Schöne desselben wenig achtet und

 sieht.

sieht. Der geschmackvolle Beobachter aber bedauert den Künstler, der seinem Gebäude durch solche Tändeleyen ein angenehmes Ansehn verschaffen wollte. Alle diese Zierrathen verhindern den Eindruck, den ein Gebäude machen soll und sie ziehen das Auge von dem Ganzen ab; denn es bemerket nur sie und nicht die wesentlichen Schönheiten des Gebäudes.

Diese Verzierungen gehören nur für das Innere der Gebäude, in die Säle, Zimmer und andere Behältnisse. Aber auch hier muß man die Schicklichkeit nicht aus den Augen setzen, und bey jedem Gebäude, bey jedem Behältnisse, desselben Charakter beobachten. Eine Kirche, ein großer Saal kann reicher verziert werden als ein Wohnzimmer; denn jene müssen ein großes und prächtiges Ansehn haben, dieses aber erfordert ein launiges und angenehmes Ansehn. Die Paradezimmer müssen mehr Schmuck bekommen als das Treppenhaus oder das Vorhaus, denn jene dienen zur Pracht und zum Putz, diese aber verlangen ein ernsthaftes Ansehn. Wenn Kirchen, Vorhäuser oder Säle mit Säulen verzieret werden, so muß nach dem Charakter der Ordnung auch die Verzierung eingerichtet seyn, und bey den dorischen und jonischen Säulen weniger Pracht und Reichthum herrschen, als bey den korinthischen. Die Wohnzimmer erfordern Abwechslung, es würde Langeweile und einen unangenehmen Eindruck machen, wenn alle Zimmer auf eine gleiche Art verziert wären. Hier ist es dem Baukünstler einiger-

germaßen erlaubt mit seinen Gedanken auszuschweifen, mit seinen Einfällen zu spielen und etwas Wunderbares anzubringen; hier kann er Arabesken und Grotesken, Medaillons und erhobene Arbeiten gebrauchen.

Doch es muß auch hier mit Ueberlegung verfahren werden, um nichts zu übertreiben, nichts zu überhäufen. Eine Kirche oder ein Saal mit korinthischen Säulen verzieret, verlanget Pracht und Reichthum; wenn ich aber hier die Verzierungen überall, an allen Gliedern, in allen Feldern und Vertiefungen anbringe und wenig glatte Flächen übrig lasse, wo das Auge ruhen kann, wenn ich den Grund oder gar die Zierrathen selbst, mit zu vielen und zu verschiedenen bunten Farben ausmale; so wird dieses die Einfalt stören und einen widrigen Eindruck verursachen. In einen gleichen Fehler kann ich bey der Verzierung der Zimmer verfallen, wenn die Wände mit zu vielen Blumen, Arabesken und dergleichen besetzet und diese noch dazu zu bunt gemalt sind.

Wie oft werden die Verzierungen unbestimmt und unnatürlich angebracht! Die Künstler überlegen die Natur und Bestimmung der Theile nicht, die sie als Verzierungen gebrauchen, sie stellen solche an einen Ort, wo sie nichts bedeuten, wo sie ohne Ursache stehen, oder geben ihnen eine wunderbare und unnatürliche Gestalt. Die vielen Ver-

kröpfungen, die runden und abgebrochenen Giebel, die durchschnittenen Simse oder Mauerbänder sind hiervon Beweise. Wie unnatürlich sind die Verkröpfungen bey dem Unterbalken! Er scheinet zerschnitten zu seyn und keine Festigkeit mehr zu gewähren. Die Giebel sind die vordere Ansicht des Daches, welches aus den Sparren besteht, die sich oben in einem stumpfen Winkel vereinigen. Wie widersinnig ist es, diese Giebel rund zu machen, oder sie auf verschiedene Art auszuschweifen, als ob die Sparren gebogen wären, oder gar die Sparren, da wo sie zusammenstoßen, abzubrechen und in eine Schnecke sich endigen zu lassen! Was sollen die Kragsteine da, wo nichts zu tragen ist, und die Schlußsteine an einem Orte, wo kein Gewölbe ist?

So viele Fehler und Mißbräuche haben sich in die schöne Baukunst eingeschlichen! So sehr haben die Künstler den großen und reinen Geschmack der Griechen verlassen! Lasset uns die Kunst von diesen Fehlern befreyen, lasset uns Muth genug haben, von dem herrschenden Geschmack abzuweichen! Ein richtiges Gefühl für das wahre Schöne soll uns leiten, und die griechische Kunst, der griechische Geschmack soll uns ein Muster seyn, um darnach unser Gefühl, unsere Einbildungskraft auszubilden und unsern Geschmack zu verfeinern.

Will nun der Künstler, daß sein Gebäude mit Recht unter die Werke der Kunst gehöre, so verfahre

fahre er bey der Anlegung und Anordnung deſſelben mit gehörigem Nachdenken. Auf Ordnung, ſchöne Verhältniſſe, Wohlgereimtheit, auf Ebenmaß, auf gehörige Abwechslung wende er vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit und verſäume nie die edle Einfalt. Er bemühe ſich, daß ſein Gebäude den gehörigen Eindruck mache und gebe ihm einen beſtimmten und ſchicklichen Charakter. Vorzüglich ſehe er darauf, daß es eine ſtarke auffallende Wirkung thue und ein maleriſches Anſehn bekomme. Dieſes wird er leicht hervorbringen können, wenn er, bey der Beobachtung aller Stücke der weſentlichen Schönheit, die Glieder ſo weit als möglich vorſpringen läßt. Ein ſolcher Vorſprung verurſacht ſtarke und lebhafte Schatten, welche auf die tiefer liegenden Theile des Gebäudes fallen, und dieſe Abwechslung von Licht und Schatten thut große Wirkung, und macht das Gebäude zu einem Bilde. Die Fenſter und Thürgewände werden anſtändig verzieret; bey dem unterſten Stockwerke kann eine Zacke und über demſelben ein Mauerband das Gebäude umgeben, und das ganze Gebäude ein weit vorſpringender Simß krönen; breiten Gebäuden gebe man in der Mitte oder an den Seiten Vorlagen, oder zeichne das Mittel beſonders aus; alle Theile mache man groß und anſehnlich, um das Ganze auf einmal überſehen zu können; man ſorge mehr für die Schönheit der ganzen Maſſe, als für die Schönheit der kleinern Theile, weil jene mehr ins Auge fällt. Sind hingegen die Glieder zu mager, die Theile kleinlich, die Gewände

der Fenster und Thüren platt und ohne alle Verzierungen: so heben sie sich nicht heraus und machen keine Schatten, alles scheinet eben und platt zu seyn und das Ganze thut nicht die geringste Wirkung.

Die Italiener haben unter den Neuern am besten verstanden dem Gebäude ein malerisches Ansehn zu geben, die Franzosen aber werden nie ein schönes Bild aus ihren Gebäuden machen können, da sie die magern und platten Glieder lieben und mehr auf die Schönheit der kleinern Theile sehen, womit sie ein Gebäude besetzen, als Streifen, Tafeln und dergleichen, für die Schönheit des Ganzen aber weniger Sorge tragen.

St—z.

II. Mi-

II.

Minona, oder die Angelsachsen. (Beschluß der im 1sten Stücke des 34sten Bandes S. 121 angefangenen, und im zweyten Stücke desselben Bandes S. 279 fortgesetzten Recension.)

Der umständliche, zergliedernde Auszug, den wir unsern Lesern von der Minona gegeben haben, wird hoffentlich hinreichend genug seyn, unser oben gefälltes Urtheil zu bestätigen. Unsere Leser haben gesehen, wie schläfrig bisweilen und wie übereilt ein andermal der Gang des Ganzen, wie Handlungsleer es überhaupt ist, wie übel verbunden, und wie zum Theil ganz überflüßig mehrere lange Auftritte sind. Wir behaupteten, selbst Aezia, diese thätigste Person des ganzen Stücks, die man am meisten vor Augen, und deren Charakter der Dichter noch am sorgfältigsten entwickelt hat, wäre eine bloße Nebenperson, die destomehr Tadel verdiene, da sie nicht den mindesten Einfluß in den Lauf der Handlung habe; und ist es nicht so? Was geschieht blos deswegen, weil sie die Hand im Spiele hat, und was wäre nicht geschehen, auch wenn sie ganz davon geblieben wäre? Ohne sie hätte Edelstan erfahren, daß Minona, seine großmüthige Retterin, sich in Gefahr befinde; ohne sie wäre er ihr

zu Hülfe geeilt; ohne sie hätte er Minonen von dem schmählichen Tode, der über ihrem Haupte schwebte, errettet: und diese drey Umstände sind gerade die Haupt- und einzigen Stützen des ganzen Stücks. Was soll sie also diese Aezia? Wozu führte sie der Dichter auf? Warum stellt er sie uns so oft, und öfter noch, als die Hauptpersonen unter das Auge? Etwa um des Contrastes willen, den ihr Charakter mit dem Charakter der Minona macht? Das wohl nicht. Wenigstens entdeckt man nicht die mindeste Spur, daß der Dichter diesen Contrast absichtlich angebracht habe, um ihn zu einer Triebfeder der Handlung und Katastrophe zu nutzen. Veranlaßt er nur den geringsten Kampf in der Seele Edelstans, welcher von beiden er den Vorzug geben soll, der lebhaften, feurigen, muthwilligen Aezia, oder der sanften, empfindungsvollen, schwärmerischen Minona? Ja, wirklich, einen Augenblick; aber man höre, wie Edelstan sich dabey benimmt. Er ist eben bey Aezien, als der Barde Ryno ihm die Nachricht von Minonen bringt. Er will sich mit dem Barden entfernen, Aezia hält ihn aber zurück.

„Jetzt willst du gehen," sagt sie zu ihm, „da „eben meine Neugierde aufs höchste gestiegen ist — „da du weißt, Edelstan, da du weißt —" (eine Thräne verbergend.)

Edelstan (vor sich.) Wie mir die Wahrheit „dieses Tons, der sprechende Blick dieses Auges „durch Mark und Bein dringt! Da du weißt! „Da du weißt! Ja wohl weiß ich, und wehe „mir,

„mir, wenn ich zu viel wüßte, wenn meine schlüpf„rige Unbesonnenheit . . .“ (Das heißt doch wohl: Es sollte mir leid thun, wenn du, gutes Mädchen, eine Sache, die ich immer nur als Scherz betrieb, für Ernst aufgenommen hättest; wenn du dich wirklich in mich verliebt haben solltest, und nun auch auf Gegenliebe von meiner Seite rechnetest. Du gefällst mir; ich habe mit dir gespielt, wie ich wohl auch mit andern Mädchen spiele; aber — — Nicht wahr? so etwas müssen diese Worte ungefähr sagen sollen, und nun —) [Zu Aezien.] „Du „willsts, Milly, sieh, Milly (ihre Hand ergrei„fend) lies mein Herz in meinen Augen! Milly, „ich verlaß dich nicht!“ . .

Er verspricht, sie nicht zu verlassen, und verläßt sie noch an demselben Tage! Verläßt und vergißt sie, und denkt nicht eher wieder an sie, bis sie in der sechsten Scene des letzten Akts, wo sie in ihrer Verkleidung erscheint, niedergemetzelt wird, und die zärtliche Parentation erhält: „Arme Aezia, wir hätten auch dich lieben können!“ Ist dieser Edelstan nicht, entweder der schwächste Mensch unter der Sonne, oder ein Betrüger, ein Heuchler, (wofür ihn doch gewiß der Dichter nicht wird gelten lassen wollen) oder — es giebt auch noch ein drittes! — er liebt, wie ein wahrer Angelsachse des fünften Jahrhunderts; ein schönes Weib ist ihm ein schönes Weib, eine gefällt ihm so gut wie die andere, und die schönste, denkt er mit Wielands Paris, ist gerade die, die man eben hat. Das wäre nun zwar recht gut, aber der rohe Angel-

gelsachse müßte sich nicht ausdrücken, wie ein guarinischer Schäfer: Lies mein Herz in meinen Augen! Man sieht, hier ist Incongruenz gegen Incongruenz.

Allein, auf die Frage zurück zu kommen: warum stellte der Dichter in seinem Gemälde eine bloße Nebenperson in den Vordergrund? — Vielleicht bemerkte er selbst die Magerkeit und Naktheit seines Stoffs. Vielleicht glaubte er, eine Person, wie er Aezien schildert, sey das wirksamste Mittel, etwas mehr Interesse in das Stück zu bringen. Wir sagen vielleicht, denn geradezu möchten wir den Dichter nicht beschuldigen, daß er das beabsichtigt, und doch zugleich übersehen habe, welch ein unzweckmäßiges Mittel er wähle. Wie leicht hätte es ihm in die Augen fallen müssen, daß diese nichts weniger als ganz uninteressante Nebenperson, die in so geringer, oder vielmehr in gar keiner Verbindung mit der Haupthandlung steht, nothwendig das schwache Interesse, das man an den Hauptpersonen nimmt, theilen und also noch mehr schwächen müsse. Und wirklich ist das auch der Fall! Minona wird von Aezien ganz verdunkelt. Das Theater will Handlung und wirksame Kräfte. Alles, was sich blos sehen läßt, ohne sich thätig zu zeigen, erkältet die Scene. Minona ist das Bild der leidenden Tugend, die wir freylich niemals gern unterdrückt, die wir immer lieber den Händen der Verfolgung entrissen sehen: allein, es ist nicht genug, daß die Personen uns der Situationen wegen, in denen sie sich befinden, interessiren, die Situa-

tionen

tionen müſſen uns auch der Perſonen wegen intereſſiren, und wenn dieſes geſchehen, wenn das wahre theatraliſche Intereſſe hervor gebracht werden ſoll, ſo müſſen wir die Perſonen hinreichend kennen lernen, und um ſie kennen zu lernen, müſſen wir ſie handeln ſehen.

Alles dieſes iſt ſo klar, und läßt ſich ſo leicht und ungezwungen aus den erſten Principien der dramatiſchen Kunſt herleiten, daß wir nicht nöthig finden, uns länger hierbey zu verweilen; beſonders, da wir noch einiges über dieſen und jenen andern Punkt zu erinnern haben.

Das Süjet der Minona iſt ein romantiſches Süjet, und überhaupt haben dieſe Gegenſtände ſeit einiger Zeit ſich der tragiſchen Bühne bemächtigt, und ein großes Theil zum Verderbniß des tragiſchen Geſchmacks der Deutſchen beygetragen. Statt, daß die Dichter bey ihren Arbeiten ſich die goldene Regel: Je natürlicher, deſto beſſer zur Richtſchnur vorſetzen ſollten, arbeiten ſie gerade auf die entgegengeſetzte Seite los, ſo daß man ſich einbilden ſollte, ſie müßten glauben: Je unnatürlicher, deſto beſſer. Wenn dieſe Gattung einem ſo vortreflichen Kopfe, wie der Hr. v. G. iſt, nicht gelingt, und nicht gelingen kann, ſo läßt ſich ſchon zum voraus ſchließen, wie es um die Verſuche der gewöhnlichen Köpfe beſchaffen ſeyn müſſe. Die Minona wird vielleicht durch eine allzugroße Simplicität und Mangel an Handlung froſtig: dafür aber wiſſen jene Herren bald Rath. Sie häufen einen unerwarteten Vorfall auf den andern, und drängen

drängen die Begebenheiten ganzer Jahre in den Zeitraum weniger Stunden. Alles wird hervor geſucht, was man für dienlich hält, dem empfindſamen Zuſchauer ein kaltes Schrecken nach dem andern über den Leib zu gießen: alle irrdiſche, überirrdiſche und unterirrdiſche Mächte werden aufgeboten, den Helden wechſelsweiſe in einem Nu in den Abgrund zu ſtürzen und aus dem Abgrunde zu heben. Nichts wird verſäumt, was auf die Sehenerven und das Trommelfell der geneigten Verſammlung wirken kann: Zweykämpfe, Schlachten, brennende Dörfer, Sturm, Blitz und Donner, Flintenſchüſſe und Glockenläuten, alle Naturerſcheinungen werden nachgeahmt, Mond und Sternenſchein u. ſ. w. mit Einem Worte, man thut alles, das deutſche Trauerſpiel ſo pompreich und Augenbeluſtigend, und zugleich für den Verſtand und das Herz ſo leer, ſo kalt, ſo unintereſſant zu machen, als nur irgend eine italieniſche Oper ſeyn kann. Und damit ja der Aehnlichkeit der Wirkung nichts abgehe, ſo giebt man den handelnden Perſonen dieſer Wunderſpiele den Begebenheiten angemeſſene Charaktere und Leidenſchaften, und eine Sprache, die eben ſo fremd, wild und übernatürlich, als jene beiden, und eben ſo unverſtändlich iſt, als eine mit tauſend Trillern und allem muſikaliſchen Flitterſtaat überladene italieniſche Arie. Was alles das für nachtheiligen Einfluß nicht allein auf den theatraliſchen Geſchmack, ſondern auf den Geſchmack überhaupt haben mußte, und wirklich auch gehabt hat, liegt am Tage. Der Geſchmack an

unge-

ungeschmückter Darstellung der ungeschmückten Natur ist fast ganz verloren gegangen, und der Dichter, der seinem Publico gefallen will, sieht sich beynahe gezwungen, den wahren Zweck der dramatischen Dichtkunst aus den Augen zu setzen, seine Personen auf Stelzen gehen zu lassen, und selbst auf Stelzen zu gehen. Unsere neueste Poesie hat etwas so wildes, rauhes, riesenmäßiges! Man ist mehr darauf bedacht, zu überraschen und zu betäuben, als zu gefallen und zu rühren. Die Imagination derjenigen von unsern meisten neuern Dichtern, die überhaupt noch Imagination haben, gleicht einem zügellosen Rosse, das der Leitung der Vernunft entronnen ist; es tummelt sich zwecklos auf Höhen und in Thälern herum, bis es ermüdet und erschöpft in den Schlamm sinkt. Und was noch schlimmer ist, auch unsere Prosa hat dieser falsche barbarische Geschmack angesteckt. Da ist kein der Poesie eigenthümliches Wort, keine kühne Inversion, keine verwegene Figur, kein üppiger Numerus, den unsere Prosaisten — wir reden von dem größten Theile — nicht gierig aufraften und ihren geist- und gedankenleeren Styl damit aufzuputzen suchten. *) Wie reich sie sich dünken

*) Eben haben wir eine der neuesten Schriften zur Hand liegen, in welcher ein Aufsatz von einem bekannten schwülstigen Schriftsteller, in der aufgedunsensten Prosa, voll abgeschmackter Figuren und Hyperbeln, von einem bekannten angesehenen Schrift-

dünken in diesem Bettelstaate, weil der Pöbel der Leser sie bewundernd angafft, und mit Ehrerbietung auf die Purpurlappen blickt, die die elendeste Blöße bedecken müssen! Sie lachen, wenn man ihnen beweisen will, wie viel schwerer, zugleich aber auch verdienstlicher es sey, Vernunft und Wahrheit in ein einfaches aber anpaßendes und dauerhaftes Gewand zu kleiden, als ewig nur glänzende, goldene Bilderchen in die Luft zu malen, und — doch wir kommen zu weit von unserm Wege ab. So unvermeidlich es oft ist, sich ähnlichen Ausbrüchen des Mismuths zu überlassen, wenn man ganze Schaaren der hoffnungsvollsten jungen Männer auf diese verführerischen Abwege gerathen sieht, ohne Hoffnung, daß sie so bald, oder vielleicht gar jemals den richtigen Pfad wieder finden sollten; so unwirksam sind sie gleichwohl diese Ausbrüche des Mismuths. Es ist verlorne Zeit und Mühe, den Trunkenen gute Lehren geben zu wollen: man muß warten, bis sie den Rausch ausgeschlafen haben. Wir bitten unsere Leser, uns diese kleine Aufwal-

lung

Schriftsteller, als ein vortreflicher Aufsatz, als ein wahres Kleinod angepriesen wird. Hier ist eine kleine Probe daraus: „Ich verstumme, sehe „noch einmal in die weit aufgerissene Kluft, wo „der trübe Strom der Zeit braußt, gestorbene „Jahrhunderte, wie Aeser von Wallfischen fort„wälzt, und hier! da klopfts in meinem Inner„sten, u. s. w.“

lung zu vergeben; und wenden uns zu einem Gegenſtande, der mit der Minona in näherer Verbindung ſteht.

Die tragiſchen Dichter aller Nationen wählten von jeher die Helden ihrer Stücke gern aus der wahren, oder doch aus der fabelhaften Geſchichte, und gern Perſonen, deren Namen und Charaktere allgemein bekannt waren. Dieſer Gebrauch hat ſo viel für ſich, und erleichtert dem Dichter in mancher Rückſicht die Arbeit ſo ſehr, daß man ihn billig nicht abkommen laſſen ſollte. So wie der Fabeldichter, nach Leſſings ſehr richtiger Bemerkung, die Thiere wegen der allgemein bekannten Beſtandtheile ihrer Charaktere zu den handelnden Perſonen ſeines kleinen Dramas wählt, und ſich dadurch manchen Umſchweif erſparen und ſeinen Weg manchen Schritt näher am Ziele antreten kann; ſo wählt auch der dramatiſche Dichter bekannte Namen aus der Geſchichte, die den Antheil der Zuſchauer zum voraus erwecken, und deren Charaktere wenigſtens den Hauptzügen nach bekannt ſind. Aus ähnlichen Gründen wählt er ſeine Perſonen einmal lieber aus der alten, ein andermal lieber aus der neuern Geſchichte, einmal lieber aus der Geſchichte dieſes, ein andermal lieber aus der Geſchichte jenes Volkes. Allein, da es ihm einzig um die lebhafte Schilderung der Leidenſchaften zu thun iſt, ſo nimmt er ſo wenig als möglich Rückſicht auf die beſondern Sitten der Nation, die ihm ſeinen Helden gab. Er läßt Fürſten und Könige, Griechen und Römer u. ſ. w. auftreten, aber ſeine

Schilderungen treffen nicht den König noch den Privatmann, nicht den Ausländer u. ſ. w. ſondern den Menſchen, ſeine Leidenſchaften und Gefühle. Dahin muß er die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, und von allen äußerlichen, zufälligen Dingen ablenken. Man hat den Shakſpeare getadelt, daß er ſeine Römer und Griechen, ſeine Franzoſen und Italiener ſämtlich zu Engländern macht, und ſie ganz ſo denken und ſich ausdrücken läßt, wie Engländer — und doch beweiſt nichts mehr, als eben das in den Augen des von Vorurtheilen uneingenommenen Kunſtrichters, wie ſehr er wahren Zweck des Trauerſpiels erkannte. Fremde Sitten haben immer etwas ſo auffallendes, daß ſie die Neugierde der Zuſchauer rege machen, und ihre Aufmerkſamkeit von dem Hauptgegenſtande ablocken. Erlaubt ſich der Dichter gar Anſpielungen auf Sitten, Gebräuche und beſondere Umſtände, die dem größten Theile der Perſonen, für die er dichtet, unverſtändlich ſind, ſo verdient er doppelten Tadel. Wir haben unſere Leſer, auch diejenigen, die die Minona nicht ſelbſt geleſen haben, durch den ausführlichen Auszug in den Stand geſetzt, das Stück in dieſer Rückſicht ſelbſt zu beurtheilen, und finden es alſo nicht für nöthig, die weitern Anwendungen dieſer Betrachtungen auf das Stück ſelbſt zu machen.

„Wahrheit des Coſtume, (ſagt der Dichter der „Minona,) auf der einen Seite, und auf der an„dern Bedürfniß des Dramatiſten, ſich an die con„venzionellen Begriffe ſeines Werks und ſeiner

„Spra-

„Sprache anzuschließen, erzeugen ein gemein„schaftliches Dritte, Costum des Theaters. Ich „muß mich hier ausdrücklich erklären, daß ich nur „dieses Dritte, als Grundregel des Dichters aner„kenne, und bitte sehr, daß man den Personen „des Drama nicht etwa für Anachronismus des „Ausdrucks anrechne, was vielleicht gerade auf „Wahrheit des Ausdrucks calculirt war. Uebri„gens hat schon Lessing über das Costum der Grie„chen einige hieher gehörige vortrefliche Bemer„kungen (im 97sten Blatte der Dramaturgie) auf „die ich mich der Kürze halber beziehe."

Vorausgesetzt, daß das, was Hr. v. Gerstenberg über das Costum des Theaters sagt, seine Richtigkeit habe, so begreifen wir doch nicht, wie er sich deshalb auf Lessing, als einen Gewährsmann berufen konnte. Lessing weiß nichts von einem solchen Costum des Theaters, wie Hr. von Gerstenberg es schildert; im Gegentheil, wenn er Recht hat, so ist dieses Costum sehr verwerflich. In dem angeführten Stücke der Dramaturgie setzt er die Vortheile aus einander, die der komische Dichter aus einheimischen Sitten ziehe. Sie erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bey dem Zuschauer die Illusion. „Und warum," fährt er fort, „sollte nun der tragische Dichter sich dieses „wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er „hat Ursache, sich die Arbeit, so viel als möglich, „zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke „zu verschwenden, sondern sie ganz für den Haupt„zweck zu sparen. Auch ihm kömmt auf die Illu-

„sion des Zuschauers alles an. — Man wird
„vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie
„der Sitten nicht groß bedürfe; daß sie ihrer ganz
„und gar entübrigt seyn könne. Aber sonach
„braucht sie auch keine fremden Sitten; und von
„dem Wenigen, was sie von Sitten haben und
„zeigen will, wird es doch immer besser seyn, wenn
„es von einheimischen Sitten hergenommen ist, als
„von fremden. Die Griechen wenigstens haben
„nie andere, als ihre eigenen Sitten, nicht blos in
„der Komödie, sondern auch in der Tragödie, zum
„Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern,
„aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie
„etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen grie-
„chischen Sitten leihen, als die Wirkungen der
„Bühne durch unverständliche barbarische Sitten
„entkräften wollen. Auf das Costume, welches
„unsern tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen
„wird, hielten sie wenig oder Nichts. Der Be-
„weis hievon können vornämlich die Perserinnen
„des Aeschylus seyn; und die Ursache, warum sie
„sich so wenig an das Costume binden zu dürfen
„glaubten, ist aus der Absicht der Tragödie leicht
„zu folgern."

Sehr klar, sehr einleuchtend sollten wir meynen; aber da ist auch nicht ein Wort, das Hr. v. Gerstenberg zum Behuf seines Theatercostume anführen könnte. Lessing erzählt, die tragischen Dichter der Griechen hätten in ihren Stücken durchaus die griechischen Sitten beybehalten, und behauptet, die Ursache hiervon lasse sich leicht aus

der Absicht der Tragödie folgern. Das erste bedarf keines weitern Beweises; ist nun aber auch das zweyte der Wahrheit gemäß, so fällt das, was Hr. von Gerstenberg über die Nothwendigkeit eines so genannten Theatercostum sagt, von selbst über den Haufen.

Die Tragödie schildert nicht, wie die Komödie, die Aussenseite der Menschen, ihre Sitten und Charaktere, wie sie durch Gewohnheiten, Gebräuche und individuelle Verfassungen ihres Landes u. s. w. modificirt werden, sondern Leidenschaften und Gefühle, die der ganzen Menschheit zukommen, und sich allenthalben auf dieselbe Art äussern. Wenn der Dichter uns diese Leidenschaften treu und lebendig schildert, wenn er uns die Triebfedern derselben und die geheimen Winkel des menschlichen Herzens enthüllt, so hat er alles gethan, was seine Absicht erfordert. Die Leser und Zuschauer sind viel zu sehr und mit zu wichtigen Dingen beschäftigt, als daß sie ihre Aufmerksamkeit auf außerwesentliche blos conventionelle Dinge wenden und die Beobachtung fremder Sitten und Gebräuche, die überdieß den Meisten ganz oder doch größtentheils unbekannt sind, verlangen sollten. Wenn der Dichter uns im Griechen und Römer auf eine interessante Art den Menschen zu schildern weiß, so vergessen wir über dem Menschen den Griechen und Römer, und es befremdet uns nicht im geringsten, wenn sie nicht allein nicht die Sitten ihres Landes und Zeitalters, sondern wohl gar die Sitten unseres Landes zeigen, und unsere Sprache und Denkart annehmen.

Noch ein anderer Grund, die einheimischen Sitten den fremden ganz vorzuziehen, liegt im Zwecke des Trauerspiels. Es soll Furcht und Mitleid erregen; nun aber wächst unser Mitleid für jedes empfindende Geschöpf in eben dem Maaße, als wir einen Grad von Aehnlichkeit und Verwandschaft mehr zwischen ihm und uns, zwischen seiner und unserer Art zu denken, zu empfinden, ja selbst sich auszudrücken wahrnehmen. Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche verbrüdert ganze Völkerschaften, da hingegen die Geschichte uns unzählige Beyspiele liefert, daß siegreiche Nationen sich die größten Grausamkeiten erlaubt haben, weil sie sich durch den großen Abstand der Sprache, Sitten und Gebräuche berechtigt hielten, das unterdrückte Volk für eine ganz fremde, mit ihnen nicht in der geringsten Verbindung stehende Menschenrace zu betrachten, der sie kaum die allgemeinen Rechte der Menschheit zuzugestehen verbunden wären.

Doch zugegeben auch, was sich nicht zugeben läßt, daß es vollkommen gleichgültig sey, in der Tragödie fremde oder einheimische Sitten aufzuführen, so kann es doch unmöglich so vollkommen gleichgültig seyn, daß es nun auch erlaubt wäre, die Sitten verschiedener Zeitalter und Nationen durcheinander zu mischen, und daraus eigene Sitten für das Theater, oder wie Hr. v. Gerstenberg sich ausdrückt, ein Costume des Theaters zu bilden. Denn, so eine wesentliche Eigenschaft jedes dramatischen Werkes die Einheit der Handlung ist, eben so wesentlich ist auch die Einheit der Sitten und

der

der Manier des Ausdrucks. Die Vermiſchung der Sitten und Sprache verſchiedener Länder iſt ein Gegenſtand des Spottes für das Luſtſpiel, aber im Trauerſpiel kein Mittel die Illuſion zu befördern. Wenn der Dichter der Minona z. B. ſeine Sappho als eine Precieuſe ridicule des achtzehnten Jahrhunderts ſprechen läßt, ſo iſt das ſchon an und für ſich gegen den Zweck ſeines Werkes, das ein tragiſches Gedicht ſeyn, und alſo nichts mit der Schilderung der Sitten zu thun haben ſoll. Das weſentliche, zur Sache gehörige in den Gedanken der Sappho ließe ſich mit leichter Mühe in Ausdrücken und in einer Sprache ſagen, welche die allen Zeiten und Völkern verſtändliche allgemeine Sprache zur Bezeichnung der Gedanken, Leidenſchaften und Empfindungen, das heißt, die eigentliche Sprache der Tragödie iſt. Doppelt fehlerhaft aber iſt jener Jargon, wenn er mit gelehrten Anſpielungen und Ausdrücken vermiſcht wird, die ſich nicht im geringſten dazu ſchicken, ganze Jahrhunderte weit aus einander liegen, und unter tauſend Leſern und Zuſchauern kaum Einem verſtändlich ſeyn können. Der Zuſchauer, der im Plautus und Lucian nicht beleſen iſt, weiß nicht, was das Mädchen mit Ihrem pſipſus und ihrem Tragelaph, auch Pitykampte genannt haben will; er wird, und mit Recht, ungeduldig. Bey einem Werke, das beſtimmt iſt, im Cabinette geleſen zu werden, iſt es dem Verfaſſer zu verzeihen, wenn er Anſpielungen und Gelehrſamkeit anbringt, die vielleicht manchem ſeiner Leſer fremd iſt. Er kann, wenn

er will, sich selbst in einer Note erklären, oder denken: wem darum zu thun ist, mich zu verstehen, der gehe hin und frage oder erhohle sich in andern Büchern Rathes; allein bey dramatischen Werken, wo alle Wirkung von dem augenblicklichen Eindruck abhängt, ist jeder Ausdruck, jeder Gedanke, der nicht im Augenblick gefaßt werden kann, verwerflich. Es ist nicht einmal genug, daß die Sache, auf die angespielt wird, uns nicht ganz fremd ist, sie muß uns sehr geläufig seyn, wenn die Allusion nicht auffallen, und die Illusion stören soll.

Nun mit wenig Worten alle Fälle zusammen gefaßt! Die Tragödie kann entweder die Sitten ganz entbehren — so braucht sie auch keine fremde Sitten. Oder sie bedarf der Sitten, doch so, daß sie mit einheimischen Sitten ausreicht: oder sie erfodert die strengste Beobachtung des Costums zur Illusion. Alle diese drey Fälle schließen das Theatercostum nach der Definition unsers Dichters aus. Und was für ein Fall läßt sich sonst denken, in welchem die Nothwendigkeit desselben eintreten könnte?

Ist es Hauptpflicht des tragischen Dichters, sich an die conventionellen Begriffe seines Volks und seiner Sprache, so genau als möglich, anzuschließen, so fällt die Beobachtung fremder Sitten von selbst weg, denn alles, was er in Rücksicht hierauf thäte, würde ihm zu Erreichung jenes Endzwecks hinderlich seyn. Ist Wahrheit des Costume der Hauptzweck des Dichters, so muß er die Eigenheiten der Vorstellungen und Sprache seines Volks

ganz

ganz aus den Augen ſetzen. Es iſt alſo nur noch der dritte Fall übrig, daß keines von beyden die Hauptſache, ſondern beyde gleich weſentliche Erfoderniſſe wären. Das aber können wir wenigſtens uns durchaus nicht denken. In jedem einzelnen denkbaren Falle wird der Dichter, wenn er eine ausländiſche Perſon auftreten läßt, entweder die Wahrheit des Coſtume mit Hintanſetzung der Sitten und Sprache ſeines Landes beobachten, oder ſich mit Hintanſetzung des Coſtume an die Begriffe und Eigenheiten der Sprache ſeines Landes anſchlieſſen müſſen. Es fragt ſich alſo nunmehr, wobey gewinnt er am meiſten? Dadurch, daß er ſich an die Sprache und Begriffe ſeiner Nation anſchließt und ſo das wirkſamſte Mittel wählt, ihre Empfindungen und Leidenſchaften rege zu machen, gewinnt er Alles: denn dieſe Erweckungen der Empfindungen und Leidenſchaften iſt ſein einziger Zweck. Dadurch aber, daß er das Coſtume beobachtet, das in der genauen Beobachtung beſonderer Sitten und Gebräuche beſteht, gewinnt er Nichts: denn Schilderung der Sitten iſt nicht einmal Nebenzweck, geſchweige Hauptzweck des tragiſchen Dichters.

Gegen den Gebrauch des Wunderbaren auf dem Theater iſt ſo viel und mit ſo guten überzeugenden Gründen erinnert worden, daß wir uns ſehr wundern, wie ein Dichter, wie Hr. v. Gerſtenberg, der ſelbſt ein ſchätzbarer Kunſtrichter iſt, ſich ſolche Scenen, wie die Geſänge der Geiſter um Minona in der Höhle, oder gar wie die Lieder der Geiſter der Druiden am Ende des Stücks ſind, erlau-

ben konnte. Sie beleidigen nicht allein deshalb, weil Wunder ſich ins Spiel miſchen, ſondern auch, weil die Art der Wunder ganz unſerm Volksglauben entgegen iſt. Geiſter, die am lichten Tage zu Schaaren herauf oder herab ſteigen, unſichtbar bleiben und im hellen Chore Lieder anſtimmen, die niemand verſteht, ſind Maſchinen, die alle Wirkung verfehlen, da niemand ſich überreden kann, ſie für das zu nehmen, was ſie vorſtellen ſollen. Welchem Zuſchauer könnte man's verdenken, wenn er ſich einbildete, dieſe lykophrontiſchen Geſänge kämen aus dem Munde eines Chors froſtiger Barden, die klug genug wären, ſich verſteckt zu halten? Eben ſo unnatürlich und geradezu als ein bloßes kaltes Theaterſpiel muß jedem Zuſchauer das unterirrdiſche Feuer dünken, das die Opferſtätte Bramas verſchlingt. Hiervon gilt es vollkommen, was Horaz ſagt: *Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.*

Wir waren anfangs willens, auch noch in das Detail der Sprache und des Dialogs zu gehen, und die Richtigkeit einzelner Gedanken und Ausdrücke zu prüfen, allein wir ſehen, daß wir über ein einzelnes dramatiſches Gedicht ſchon zu weitläuftig worden ſind, und daß es Zeit iſt, dieſe Kritik abzubrechen. Wir haben getadelt, was uns tadelhaft dünkte, allein nichts weniger, als aus Tadelſucht, noch weniger aus eitelm Beſtreben, den wohlverdienten Ruhm des vortreflichen Dichters, von dem unſere Nation mehr als Ein Geiſteswerk erhalten hat, auf das ſie mit

Recht

Recht stolz seyn kann, zu verkleinern. Unsere einzige Absicht hierbey war, das Publikum gegen alles ohne Beweis hingeworfene Zeitungslob, und junge Dichter gegen ihre eigenen Kräfte dadurch mistrauisch zu machen, daß man ihnen sehen läßt, was für eine mühsame und mit unzähligen Schwierigkeiten verknüpfte Sache die Verfertigung eines dramatischen Gedichtes seyn müsse, wenn selbst ein Mann von so großen Einsichten und so großen Talenten, als der Dichter der Minona ist, auf so mannichfaltige Art dabey anstoßen und straucheln konnte.

III.

Versuch über die Kenntniß des Menschen.
(Von Wezel.)

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist:
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weißt.
Haller.

Erster Theil. 1784. 269 Seiten. Zweyter Theil. 1785. 336 Seiten in 8.

Wir besitzen — dem Sohne der Maja, dem Schutzgott gelehrter Speculationen sey es gedankt! — eine so ungeheure Menge kritischer Journale und

und Zeitungen von allerley Einrichtung und Gehalt, die ſich um die Wette beeifern, die Nachrichten von den litterariſchen Neuigkeiten jeder Meße zuerſt in das Publikum zu bringen. Deſto eher können wir es entübrigt ſeyn, unſere Bibliothek zu einem bloßen gelehrten Neuigkeitscomptoir und zu einer Niederlage von flüchtigen Anzeigen zu machen, die nach wenig Wochen, mit der Neuheit zugleich alles Intereſſe, und faſt allen Nutzen verlieren. Aus demſelben Grunde haben wir gleich vom Anfange unſers Inſtituts auf unbedingte Vollſtändigkeit Verzicht gethan. Das Verdienſt der Vollſtändigkeit giebt vielleicht manchem wiſſenſchaftlichen Journale keinen geringen Werth, allein bey einer kritiſchen Schrift, die ſich mit Produkten aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt, wo unter zwanzig neuen Artikeln oft kaum ein einziger auszeichnend gut, die übrigen neunzehn aber entweder höchſt mittelmäßig, oder gar ſchlecht ſind, wäre das Beſtreben nach Vollſtändigkeit ein ſehr thörichtes Beſtreben. Wir wählen daher am liebſten nur ſolche Schriften zum Gegenſtand unſerer Betrachtungen, die entweder vorzüglich reich an gewiſſen feinern Schönheiten ſind, an denen ein großer Theil des leſenden Publikums noch immer nicht anfangen will, wahren Antheil zu nehmen, oder ſolche Schriften, wo Fehler und Schönheiten im bunten Gemiſch durch einander liegen, und wo zu beſorgen iſt, daß die Fehler durch die Schönheiten, mit denen ſie verbunden ſind, eine Art von Rechtmäßigkeit und Sanction bekommen, den noch

unge=

ungebildeten Geſchmack verderben, oder wohl gar zu Muſtern der Nachahmung genommen werden möchten. Unſer Jahrzehend iſt ausnehmend fruchtbar an Erſcheinungen am poetiſchen und philoſophiſchen Himmel, die einen verführeriſchen Schimmer von Größe, Pracht und Erhabenheit haben. Einzelne ſchöne Ideen und Bilder, die wie Sterne durch die dunkle Nacht leuchten, haben für die Augen der Menge etwas ſo blendendes, majeſtätiſches und imponirendes, daß ſie nun gleich das Ganze für bewundernswürdig und untadelhaft annehmen. Bey einer nähern Unterſuchung würde ſich vielleicht finden, daß jener angeſtaunte Glanz oft wenig mehr, als der Ausfluß von Sternſchnuppen, Irrwiſchen und ähnlichen Meteoren, von kurzer Dauer iſt, oder doch nur durch das wohlthätige Dunkel um ihn her und durch den Kontraſt mit demſelben ſo blendend wird, und den Schein einer größern Intenſion und Extenſion gewinnt. Mit ſolchen Unterſuchungen aber hat es gewöhnlich gute Wege. Das Publikum läßt ſich nur gar zu gern in ſeinen Urtheilen vorgreiſen, und oft iſt eine neue Schrift, bevor ſie noch das Licht der Welt wirklich erblickt hatte, in zwanzig öffentlichen Blättern, als ein Meiſterſtück angekündigt worden. Will nun der unpartheyiſche, prüfende Kunſtrichter nicht, daß ſeine einzelne Stimme von dem Trompeten- und Paukenſchall verſchlungen werden ſoll, ſo muß er den erſten Taumel vorüber laſſen, und nicht ſelten gelingt es ihm dann, nach einigen Monaten oder Vierteljahren, ſich ein kleines Häufchen zu ſammeln,

meln, das sich die Mühe nicht verdrießen läßt, ein Kunstwerk, das bey seiner ersten Erscheinung allenthalben für tadelfrey ausgeschrieen wurde, noch einmal mit ihm zu untersuchen, und auf seinen wahren Werth zu setzen. Doch, das ist nicht der einzige Grund, warum wir unser Urtheil über manche Bücher oft etwas lange zurückhalten. So leicht das Publikum sich für alles, was dem eben herrschenden Zeitgeschmack schmeichelt, enthusiasmiren läßt, so schwer hält es von der andern Seite, ehe gewisse Bücher, vorzüglich solche, die sich mehr durch Gründlichkeit der Behandlung und angemessenen ruhigen Vortrag, als durch sonderbare, riesenmäßige Ideen und einen modischen, kecken Styl auszeichnen, Eingang finden. Manche vortrefliche Schrift hat oft Jahre lang in den Buchläden gelegen, ehe die Aufmerksamkeit des Publikums darauf rege gemacht worden: bey manchen hat das gerechteste Lob der angesehensten Kunstrichter das Publiknm nicht aus seiner Gleichgültigkeit wecken können, oder wenigstens sind sie eben so geschwinde wieder vergessen, als bekannt worden. Wir versuchen es, durch einen Auszug aus gegenwärtigem schon vor zwey Jahren erschienenen Werke, das Andenken desselben zu erneuern, und in die Hände vieler Leser, deren es so sehr würdig ist, zu bringen.

Was Seneca bey einer gewissen Gelegenheit von den Schicksalen der Menschen sagt, läßt sich auch vollkommen auf die Schicksale der Bücher anwenden. Einige, sagt er, sind berühmt, andere

sollten

sollten es seyn. Bey vielen ist das unverdiente Glück, das sie machen, eben so unbegreiflich, als bey andern die unverdiente Dunkelheit, aus der sie sich nicht erheben können. Haben wir etwann schon einen Ueberfluß an philosophischen Werken, in welchen die in tausend theils seltenen, theils unlesbaren Schriften zerstreute Ideen und Beobachtungen über eine Materie mit Beurtheilungskraft und Geschmack gesammlet, zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden, mit eigenen feinen und scharfsinnigen Bemerkungen durchwebt, und in einem dem Gegenstand angemessenen edlen, angenehmen und faßlichen Style vorgetragen wären, daß wir Ursache hätten, ein Buch wie dieser Wezelsche Versuch über die Kenntniß des Menschen, nach dem wir obiges Bild gezeichnet haben, mit kalter Gleichgültigkeit aufzunehmen? Wezel hat sich schon längst durch andere Schriften als einen angenehmen geistreichen Schriftsteller und Menschenkenner bekannt gemacht: hier zeigt er sich zugleich als einen gründlichen, erfahrnen Denker; und wirklich muß sich auch alles das bey einem philosophischen Schriftsteller vereinigen, wenn die erhabenste aller Wissenschaften nicht ewig blos auf unfruchtbare Speculationen eingeschränkt, nicht blos das Eigenthum einiger wenigen Personen bleiben, sondern, wenigstens mit ihren nützlichsten und faßlichsten Lehren, Eingang in der Welt finden und der menschlichen Gesellschaft durch Verbreitung wichtiger Kenntnisse und Aufklärung reellen Nutzen stiften soll.

Der Verf. hatte anfangs zu gegenwärtigem Werke den Plan so weitläuftig angelegt, daß es die ganze speculative Philosophie umfaßt haben würde: allein bey der Ausarbeitung zeigte sich, daß der Artikel vom Menschen so viel Raum einnahm, als für das ganze System bestimmt war. Er hat sich also vor der Hand entschlossen nur diesen angefangenen Theil zu vollenden. Der erste Band untersucht den Mechanismus des Menschen, in so fern er auf die Seelenwirkungen Einfluß hat; der zweyte betrift die **Empfindungen**; der dritte ist den **Ideen** bestimmt; der vierte soll das **Wollen** und **Thun** des Menschen aus einander setzen, eine Uebersicht des ganzen menschlichen Triebwerks und Betrachtungen über gewisse anomalische Zustände, (Träume, Narrheit, Schwärmerey) enthalten; der fünfte wird mit **problematischen** Untersuchungen über solche Gegenstände aus der menschlichen Natur, die wir nicht wissen können, und mit der Geschichte der Hypothesen, die man über diesen Theil der Philosophie ersonnen hat, das ganze Werk beschließen.

Es ist sehr gegründet, was der Verf. im Vorberichte sagt, daß die Zertheilung der Hauptgegenstände der menschlichen Erkenntniß in so viel möglich kleine Theile dem Unterricht und selbst zu Erweiterungen der einzelnen Wissenschaften sehr gute Dienste geleistet hat; die menschliche Erkenntniß gewinnt auf diese Art allerdings im Einzelnen, aber sie verliert im Ganzen. Man gewöhnt sich allmählich die Gegenstände selbst so abgesondert zu

betrach-

betrachten, als die Wissenschaften, die man davon gemacht hat. Der Verf. berührt kürzlich einige Hauptnachtheile, die mit dieser Methode verbunden sind. Er hätte noch hinzusetzen können, daß die übertriebene Sucht zu unfruchtbaren Speculationen, die eine lange Zeit vorzüglich in der Philosophie der Deutschen geherrscht, und sie ihrer Hauptbestimmung, dem Menschen, die Welt und sich selbst durch Erfahrungen und Beobachtungen kennen zu lehren, den bürgerlichen Tugenden immer neue Stütze zu geben, Irrthümer auch aus dem gemeinen Leben zu verbannen und allgemeine Aufklärung zu verbreiten, untreu gemacht hat, aus derselben Quelle geflossen ist. — Ferner zeigt der Verf. den Vortheil und Schaden, den diese Methode in der Lehre vom Menschen überhaupt gestiftet hat. So sehr unsere Einsichten dadurch gewonnen haben, daß man den Menschen in zwey große Hälften zerschnitt, den körperlichen Theil dem Anatomiker und Physiologen überließ, und den geistigen dem Philosophen zu seinem Antheile gab, so schädlich ward diese Theilung doch, als man endlich ganz zu vergessen anfing, daß beydes Theile Eines Ganzen sind, und folglich in der genauesten Verbindung mit einander stehen müssen. Der Philosoph verlor sich so sehr in seinen Abstractionen, daß er die Geistigkeit der Seele bis zu einem Grade erhöhte, der die Möglichkeit einer physischen Gemeinschaft zwischen ihr und dem Körper ganz aufhob; auf der andern Seite ging der Physiolog, in den Folgerungen, die er aus anatomischen, chymi-

schen und physikalischen Entdeckungen zog, und mit den Analogien, die er daher entlehnte, so weit über seine Grenzen hinaus, daß er uns ein geistiges Wesen fast unnöthig machte; wenn er auch das Herz nicht hatte, es uns abzusprechen: er betrachtete den Philosophen als einen Fremden, und nicht als seinen Mitarbeiter, der ihm und dem er helfen sollte. Dieses zerrissene Band wieder zusammen zu knüpfen war der Zweck einer Wissenschaft, der man den Namen Anthropologie gab. Auch gegenwärtiges Werk hat denselben Hauptzweck, ob es gleich mehr als eine gewöhnliche Anthropologie umfaßt. Der Verf. betrachtet den ganzen Menschen als ein Wesen, das zur Wahrnehmung der Wirkungen, die in ihm geschehen, und zum willkührlichen Gebrauch einiger von seinen Organen und Kräften fähig ist. Er zerlegt daher die Federn des menschlichen Triebwerks, untersucht sie einzeln, die Wirkung einer jeden und ihren Zusammenhang mit den übrigen, zeigt ihr Spiel stückweise, und setzt dann die Maschine zusammen, um dem Leser eine Uebersicht des Ganzen zu geben, wie alle seine Theile zusammen wirken, wenn es im Gange ist. Man sieht also, daß dieses Buch eigentlich in die Grenzen keiner unter den bekannten Wissenschaften paßt, welche Theile vom Menschen zum Gegenstande haben.

Ehe wir uns zu dem Auszuge des Buches selbst wenden, müssen wir noch folgendes Urtheil über den gewöhnlichen Vortrag der deutschen Philosophen auszeichnen, das uns sehr gegründet scheint, und von den Personen, die es betrifft, wohl beherzigt

zu werden verdiente. „Sich aus Hallers lateini„scher und Unzers deutscher Physiologie zu unter„richten, sagt der Verf. ist eine Arbeit, die beynah „eine Martyrerkrone verdient, und wenn ich dage„gen Tissots Werk von den Nerven oder eine „Schrift von Bonnet las, die beyde den Deutschen „viel zu verdanken haben; so mußte ich es allemal „bedauern, daß unsere Herren Landsleute uns den „Weg zum Unterrichte so sauer machen. Unsere „physiologischen und philosophischen Schriften sind „wahre Goldgruben, aber es ist auch Berg„mannsarbeit, aus diesen Schachten das Gold „auszugraben."

Erster Theil. Einleitung. Diese Einleitung enthält Betrachtungen über den Unterschied zwischen dem Volkssystem und der speculativen Philosophie, über die Gegenstände und Methode der letzten. Alles, was der Verf. über die Entstehungsart, die Ausbildung, die Verschiedenheiten, und den wechselseitigen Einfluß dieser beyden Systeme auf einander sagt, scheint uns sehr unterrichtend und vollkommen der Wahrheit gemäß, da es sich auf unumstößliche Thatsachen gründet. Eben so bündig ist die Uebersicht der ganzen speculativen Philosophie, und die Betrachtungen über die Quellen und Schranken der menschlichen Erkenntniß. Das Amt des Philosophen besteht unserm Verf. nach, darin, daß er die Phänomene der Dinge beobachtet, sammelt, classificirt, ihre Ursachen und Gesetze aufsucht, die Beschaffenheit und Wirkungsart der Dinge muthmaßt, und Vor-

stellungsarten davon ausdenkt, die man gewöhnlich Hypothesen nennt. Seine Mittel dabey sind Erfahrungen und Betrachtungen, allgemeine Grundsätze, Schlüße aus beiden und aus der Analogie.

Der Mensch. Grundriß der menschlichen Maschine. Vorläufige Betrachtungen über die Organe und einzelnen Theile des menschlichen Körpers, ihren Zweck und gegenseitigen Einfluß. Die Nerven, denkt sich der Verf. zwar auch hohl, aber die flüßige Materie, die darin angenommen wird, nennt er, um des Mißverstandes willen, keinen Saft: er stellt sie sich der Luft ähnlich vor in Ansehung ihrer Flüßigkeit und Wirkungsart, und sucht alle Aehnlichkeit mit der Flüßigkeit des Blutes und der übrigen Säfte aus seiner Idee zu verbannen. Auch die Ausdrücke für ihre Wirkungen und Veränderungen nimmt er beständig von der Luft her, und schreibt ihr Elasticität, Gleichgewicht, Zusammenpressung, Ausdehnung, Zitterung und Schwingungen zu, doch ohne dabey eine Gleichheit mit diesem Elemente voraus zu setzen, die ihm eher zwischen ihr und der elektrischen Materie statt zu finden scheint.

I. Phänomene im Menschen, nebst ihren Ursachen und Gesetzen. Die Wirkungen im Menschen theilt der Verf. in folgende vier Klassen, 1) in avtomatische oder mechanische, d. i. in solche, die ohne unser Zuthun, ohne und oft wider unsern Willen geschehen; 2) in sinnliche Wirkungen oder Empfindungen; 3) in Ideen oder Vorstellungen, und 4) in das Wollen und Thun. Die allgemeinen

Ursa-

Urſachen dieſer Wirkungen ſind theils die äußerlichen Dinge, theils das Spiel des Mechanismus, theils die Seele. Zum Beweis des Satzes, daß es nicht allein unwillkührliche Bewegungen der Seelenorgane gebe, ſondern daß die Menſchen oft auch körperliche Handlungen, gegen ihren Willen, aus einer aufgedrungenen Empfindung verübt, die ihren Grund in einer zufälligen Veränderung des Mechanismus hat, bringt der Verf. einige artige Beyſpiele aus eigener Erfahrung vor. Er erzählte einmal bey einer Illumination einem Manne, der nicht weit von dreißigen war, und dem es weder an Kopf noch Verſtand fehlte, daß eine Geſellſchaft muthwilliger Studenten bey einer ähnlichen Gelegenheit ſich das Vergnügen gemacht hätte, im Vorbeygehn mit den ſpaniſchen Röhren die Lampen ſo künſtlich zu zerſtoßen, daß es unmöglich geweſen wäre, den Urheber des Muthwillens zu bemerken. Eh er ſich verſah, hörte er hinter ſich eine zerbrechende Lampe klirren: er ſetzte ihn darüber zu Rede, daß er die Augen der ganzen Geſellſchaft auf ſie zöge, da ſie Beyde allein gingen, er verſicherte aber, daß es ihm unmöglich geweſen wäre, es nicht zu verſuchen, ob man nicht Lampen einſtoßen könne, ohne bemerkt zu werden.

Das allgemeinſte Geſetz, nach dem die Wirkungen im Menſchen geſchehen, iſt das Geſetz der allgemeinen Verknüpfung, die Regel aller Phänomene, die wir im Menſchen wahrnehmen, und der Grund aller Verſchiedenheiten, wodurch wir in unſerer Art zu denken, zu empfinden und zu han-

deln, so sehr von einander abgehen. Der Psycholog muß sich daher hauptsächlich damit beschäftigen, daß er die mannichfaltigen möglichen Verknüpfungen, die zwischen den Wirkungen im Menschen statt finden, darlegt, aus einander setzt und ihren Einfluß auf den Charakter zeigt; doch nur im Allgemeinen: die individuellen Verknüpfungen, die den persönlichen Charakter ausmachen, stellt der Dichter dar: ihre Mannichfaltigkeit ist so groß, wie die Zahl der Menschen und der Zufälle, die auf ihn wirken.

Einige dieser Verknüpfungen sind natürlich: sie gründen sich auf die natürliche Beschaffenheit unserer Organe und Kräfte, auf das ursprüngliche Verhältniß der letzten gegen einander u. s. w. Andere sind zufällig, und werden durch Nachahmung, Erziehung, Umgang u. s. w. erzeugt. Manche sind mittelbar, manche unmittelbar: bey jenen veranlassen die verknüpften Wirkungen einander selbst, bey diesen aber nur durch die Dazwischenkunst einer, oder etlicher andern. Der physische Grund dieser Verknüpfungen läßt sich nicht ausmachen: alles, was man hierüber vorgebracht hat, ist Muthmaßung, Hypothese, Träumerey. Nichts läßt sich mit Gewißheit bestimmen, als die Bedingungen, unter denen eine solche Verknüpfung statt findet. Diese Bedingungen sind 1) die Sympathie der Nerven und der Organe, oder eine große Leichtigkeit, mit welcher zwey oder mehr Nerven und Organe auf einander wirken und sich wechselsweise ihre Zustände mittheilen. Dieser Zusam-

sammenhang findet nicht allein zwischen den Nerven, sondern auch zwischen den Organen unserer Ideen statt. So wie im Körper der Magen der Mittelpunkt dieser Sympathie ist, so scheinen es in der Seele die Organe der sinnlichen Ideen, oder mit Einem Wort die Imagination zu seyn. Nächst der Empfindung sympathisirt die Imagination am meisten mit dem Gedächtnisse: bey dem niedrigsten Grade der Ueberspannung vermischen sie sich sogleich, und ihre gänzliche Verwirrung ist der Anfang der Narrheit. Schon bey einer anhaltenden lebhaften Arbeit des Geistes bemerkt man zuweilen eine solche Vermischung: es kommt uns alsdann vor, als wenn wir die Gedanken, die sich uns mit ungemeiner Helligkeit darstellen, schon irgendwo gelesen oder gehört hätten.

„Ich besinne mich," sagt der Verf. „daß ich „in meinen jüngern Jahren zuweilen Stellen in „meinen Schriften ausstrich, weil mir sogar das „Buch und die Seite einfiel, wo ich sie gelesen ha„ben wollte: wenn ich nach einiger Zeit das Ge„schriebene wieder las, hatte ich jene Illusion nicht „mehr. Darum betrügt das Gedächtniß keinen „Menschen so sehr als Dichter, und man muß mit der „Natur des menschlichen Denkens sehr wenig be„kannt seyn, wenn man sich wundert, wie Vol„taire oft die bekanntesten Namen vermischen, oder „die bekanntesten Dinge unrichtig erzählen konn„te: er hat uns in seiner Geschichte sehr oft die „Erfindungen seiner Imagination für Wahrheit „erzählt und fest geglaubt, daß er es da oder

„dort gelesen, von diesem oder jenem gehört habe.“ Diese Erklärung ist sehr sinnreich, aber darum ist Voltaire noch nicht entschuldigt. Wer heißt dem Dichter den Historiker machen und Dinge der Untersuchung und Lectüre wie Materialien der Dichtkunst behandeln? — 2) Die natürliche Verwandtschaft zwischen den Wirkungen. 3) Das zufällige Zusammentreffen einiger oder vieler Wirkungen, und ihre öftere Wiederholung zusammen. 4) Die Aehnlichkeit und Gleichheit. 5) Die Verschiedenheit und der Gegensatz.

Nachdem also der Verf. die Wirkungen im Menschen classificirt, die allgemeinen Ursachen derselben und das allgemeinste Gesetz, nach dem sie vor sich gehen, angegeben hat, so geht er zur nähern Untersuchung der besondern Gattungen und zuerst zu den automatischen Wirkungen über. Die verschiedenen Phänomene im Menschen, die unter diese Klasse gehören, machen das vegetative, thierische und geistige Leben desselben aus. Die vornehmsten sind: die Bewegungen des Magens, die Ausleerung der Reste, das Athemholen, die Bewegung des Bluts, die Absonderung der Lebensgeister, u. s. w. Alle haben sie mehr oder weniger Einfluß auf die Denkkraft, und es ist ausgemacht, daß das Etwas im Kopfe, das wir zum Denken brauchen, mit der Vegetation und den Nerven auf das innigste verbunden ist. Aus Erfahrungen und Beobachtungen, die der Verf. während eines Fiebers über sich selbst anzustellen Gelegenheit

genheit

genheit hatte, ſucht er zu beweiſen, daß in unſerm Gehirne unbekannte Werkzeuge ſeyn müſſen, die durch ihren eigenen Mechanismus, wenn er von der Seele oder den Nerven in Bewegung geſetzt wird, Wirkungen hervorbringen, die in der Seele zu Vorſtellungen werden, wenn ſie zu ihr gelangen: er nennt ſie Seelenorgane. Er folgert ferner daher, daß ſie vom Gehirn und der Seele verſchieden ſind, daß ſie aber mit beyden auf das genaueſte zuſammenhängen; daß ſie ſich an den innern Enden der Nerven anſchließen, unmittelbar von ihnen afficirt werden und ſie unmittelbar afficiren, daß ihre Lebhaftigkeit und Schwäche vom Zuſtande der Nerven abhängt, und daß ſie folglich mit dieſen ermatten, oder auch ſchon alsdann, wenn die zudringende Bewegung aus den Nerven zu ſtark wird; daß ſie endlich ohne allen Zweifel ihre Nahrung aus den Nerven erhalten und in ſo fern von der Vegetation abhängen.

Alle angeführten Wirkungen, nebſt denen, die davon abhangen, werden durch die feſten und flüßigen Theile des Körpers hervorgebracht, die einer großen Veränderlichkeit unterworfen ſind. Unter die beſondern Urſachen, die dieſe Wirkungen modificiren, gehören 1) das Temperament. Der Verf. hält es für das beſte, keine Eintheilung der Temperamente zu machen, da wir unſere ſichtbaren Beſtandtheile ſo wenig, und die innern gar nicht beſtimmen können. Sein Vorſchlag, wie vielleicht mit der Zeit eine gehörige Eintheilung ausfindig zu machen wäre, ſcheint uns ſehr

ausführbar, und es wäre wohl zu wünschen, daß die Aerzte sich diese Sache mehr angelegen seyn ließen. 2) Die Organisation. 3) Die Disposition. Da aber diese Dinge sich in uns befinden, so müssen sie unter dem Einflusse der drey allgemeinen Ursachen stehen, denen schon oben alles zugeschrieben worden, was im Menschen vorgeht: sie hängen also von äußerlichen Dingen, vom Spiel des Mechanismus und von der Seele ab.

Unter den äußerlichen Dingen ist die Luft das erste. Ihre mannichfaltigen Beschaffenheiten und Eigenschaften haben großen Einfluß auf Organisation u. s. w. eben so wie Nahrung, Kleidung, Reinlichkeit, Beschäftigung und Lebensart. Der Verf. geht alle diese Punkte einzeln und ausführlich durch, und bringt das Nöthigste und Zuverläßigste hierüber bey. Noch hängt aber die Verschiedenheit des Temperaments und der Organisation auch von der innern Wirkung unserer festen und flüßigen Theile auf einander ab. Was solche körperliche Revolutionen in uns hervor bringt, bleibt uns unerforschlich, der Verf. nennt sie deshalb ein zufälliges Spiel des Mechanismus. Die wichtigste und unergründlichste Revolution des Mechanismus geschieht im Augenblicke der Zeugung, wenn der Lebensfunke sich in den Theilen entzündet, woraus ein organisirtes Wesen hervor gebracht werden soll. Andere Revolutionen sind die Ausbildung des Kindes im Mutterleibe, die Geburt, der Ausbruch der Zähne, die Pubertät u. s. w. Die

dritte allgemeine Ursache, der man Einfluß auf die mechanischen Wirkungen im Menschen zuschreibt, ist die Seele. Sie kann fortdauernde Beschaffenheiten in unsern festen und flüßigen Theilen veranlaßen. u. s. w. — So hängen Räder und Federn in der Maschine des Menschen zusammen: äußerliche Dinge, innere Revolutionen des Mechanismus, Seele modificiren unser Temperament, unsere Organisation, unsere vorüber gehenden Dispositionen: Temperament, Organisation, Disposition modificiren die avtomatischen Wirkungen in uns, von der Verdauung und dem Athemhohlen an, bis zu den Gehirnbewegungen des Mathematikers, des Dichters, des Philosophen. Verknüpfungen zwischen den avtomatischen Wirkungen und ihre besondern Gesetze.

Im zweyten Theile kömmt der Verf. zu der zweyten Klasse der Wirkungen, die im Menschen vorgehen, den **sinnlichen Wirkungen** oder **Empfindungen.** Er erläutert durch glücklich gewählte Beyspiele den Unterschied zwischen avtomatischen Wirkungen, Ideen und Empfindungen, und bestimmt die Hauptgattungen und besondern Arten der sinnlichen Empfindungen. Entsteht die Empfindung durch einen Eindruck auf das äußere Ende der Nerven, so ist es eine äußere Empfindung; erfolgt sie nach einem Reiz an dem innern Ende, so ist es eine innere. Eintheilung der Empfindungen in einfache, gemischte, zusammengesetzte, Affekte und Leidenschaften.

Aeußere

Aeußere Empfindungen. Sensationen: sehen, hören u. s. w. Körperliche Gefühle: Hunger, Durst, Schläfrigkeit u. s. w.

Innere Empfindungen. Unbehaglichkeit, Unlust, Schmerz. Behaglichkeit, Lust, Vergnügen, Freude. Traurigkeit, Aerger, Resignation, Indignation, Zorn, Schrecken, Entsetzen, Grausen, Furcht, Scheu, Angst, Muth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit, Schaam, Reue, Gewissensbisse. Gefallen, Mißfallen. Begierde, Verlangen, Sehnsucht, Verabscheuung, Widerwille, Haß. Neigung, Abneigung, Neid, Schadenfreude. Das übrige, was hieher gehört, folgt im dritten Theile.

Der zweyte Theil ist vorzüglich reich an neuen Bemerkungen, feinen Beobachtungen, und vorzüglich glücklich gewählten Beyspielen zu Erläuterung dessen, was der Verf. behauptet; um aber nicht allzu weitläuftig zu werden, müssen wir uns begnügen, nur einiges zur Probe anzuführen.

Mit Recht beklagt der Verf. den Verlust vieler guten und nachdrücklichen Wörter, die einen schlimmen, verächtlichen oder schmutzigen Nebenbegriff bekommen, und dadurch für den Philosophen unbrauchbar worden sind. So hat z. B. das theologische System mit manchem Worte, das ursprünglich keinen unedlen Begriff bezeichnete, Nebenbegriffe verbunden, durch die sie mit der Länge der Zeit ihren Adel einbüßten. Die ἡδοναὶ und ἐπιθυμίαι stehen im neuen Testamente in keinem guten Rufe, und also auch die Lüste, die Wollust, die

die Begierde; und weil die Theologen immer nur über Worte, aber nicht über Sachen räsonnirten, und auch viele Philosophen diesem Beyspiele folgten, so entstanden nicht allein sehr possirliche Begriffe, Untersuchungen u. s. w. sondern es wurden uns auch so viele Wörter unbrauchbar gemacht. Der Verlust des einzigen Wortes Wollust ist unersetzlich. Die ganze Sprache hat kein anderes, das völlig ἡδονη oder voluptas im wahren griechischen oder römischen Sinne wäre. In dieser Rücksicht, setzen wir hinzu, hat der philosophische Vortrag wirklich von seiner Bestimmtheit verloren, seitdem man die Wissenschaft selbst nicht mehr blos in lateinischer Sprache behandelt, oder die Kunstwörter aus den alten Sprachen entlehnt. Jedes Wort einer lebenden Sprache, das nicht blos in Büchern gebräuchlich, sondern auch ins gemeine Leben übergegangen, ist jeden Augenblick in Gefahr, einen Nebenbegriff, eine ausgedehntere oder engere, oder wohl gar eine von der ursprünglichen ganz verschiedene Bedeutung zu erhalten, in Verachtung zu gerathen, und dem Philosophen den passendsten, oft einzig schicklichen Ausdruck zu Bezeichnung einer Idee zu rauben.

Der Verf. sucht es wahrscheinlich zu machen, daß bey allen sinnlichen Erinnerungen und Vorstellungen, Rückwirkungen auf die Organe erfolgen und führt zu diesem Behuf folgendes Beyspiel aus eigner Erfahrung an, das wir auch noch in einer andern Absicht auszeichnen. „Wenn ich eine „Melodie in Gedanken singe, oder bey dramatischen „Ar-

„Arbeiten erdichtete Personen dialogiren lasse, so „habe ich dabey eine wirkliche Empfindung von der „Verschiedenheit ihres Tons und ihrer Stimme, „doch nicht, als wenn sie von außen in die Ohren „schallte, und bleibe ich bey derselben Arbeit zu lan„ge hinter einander, so wird diese Empfindung von „den Stimmen der Redenden so stark, daß sie „mich belästigt. Ein einziges mal in meinem Le„ben gelangte sie bey einer Arbeit, die mich sehr „an sich fesselte, zu der Stärke einer wirklichen „Sensation, die aus einem äußern Schall ent„steht, doch ohne das Bewußtseyn zu verlieren, „daß sie nicht von außen kam. — — Je stärker „meine Personen in den Ohren dialogirten, desto „anschaulicher wurde meine Vorstellung von der „Scene, die ich bearbeitete.“ Wir wünschten, daß unsere jungen dramatischen Dichter diese Stelle lesen und beherzigen möchten. Wie viele von ihnen vermögen wohl während der Arbeit die Illusion so weit bey sich selbst zu treiben, und doch ist das unumgänglich nöthig, wenn in der Folge der Zuschauer nicht eben so kalt bleiben soll, als der Dichter selbst geblieben war. Daß sie doch nie die Feder eher ergriffen, als bis sie sich in der hierzu nöthigen Stimmung fühlten, und sollten sie darüber auch niemals die Feder ergreifen! Es versteht sich, daß dieß nur von der Ausführung, nicht beym Entwurf des Ganzen und der Verfertigung des Planes gilt. Hierzu wird, so wie zur Verbesserung nach vollendeter Arbeit, durchaus die kälteste Besonnenheit erfordert, die von den gesammelten Schätzen

der

der Imagination und Beobachtung den weisesten, überlegtesten Gebrauch machen muß. Gewöhnlich aber pflegen unsere jungen Dichter die Sache umzukehren, und ein gewisser Jemand, der vor kurzem sich zum Gesetzgeber des theatralischen Dichters aufwarf, hatte die unbegreifliche Blödsinnigkeit, zu behaupten, „daß vorzüglich der Plan in der Hitze „der Begeisterung entworfen werden müsse."

Aus einer Menge feiner und fruchtbarer Bemerkungen, deren zweckmäßige Anwendung vorzüglich den dramatischen Dichtern gute Dienste leisten und ihren Werken einen höhern Grad von Wahrheit geben würde, als sie gewöhnlich haben, wählen wir nur folgende aus. „Bey jedem Menschen, (sagt der Verf.) „regen sich die Gefühle der Lebhaftigkeit, „Thätigkeit und Kraft vorzüglich an dem Theile, „womit er am meisten geschäftig ist, und wohin „sich also der Fluß der Säfte und Lebensgeister am „meisten gelenkt hat; bey jedem äußern sie sich nur „auf die Art, wie er thätig zu seyn gewohnt ist. „Ein Mann, der sein Leben mit Denken hinbringt, „wird in dem Augenblicke, wo er Kraft in sich „fühlt, sich nicht raufen oder balgen, aber vielleicht „eine gelehrte Streitigkeit anfangen, eine beliebte „Meynung widerlegen, ein Vorurtheil bekämpfen: „er fühlt seine Lebhaftigkeit, seine Mattigkeit, seine „Stärke oder Schwäche im Kopfe und beurtheilt „sie nach seinem Ideenlaufe, der Violinist, der „Billiardspieler in Fingern und Armen, der Bote „in den Füssen. Der letzte sagt niemals, „es ist „„mir, als ob ich jetzt die schwersten Probleme auf-

„lösen

„„lösen wollte,“ sondern er fühlt sich so stark, daß „er in Einem Tage hundert Meilen laufen möchte: „der Billiardspieler traut sich zu, den schwersten „Ball zu machen. Die Menschen sind sehr genau „in ihren Ausdrücken, wenn sie von ihren Gefüh„len reden: wenn der Geiger sagt, „heute sind mir „„die Finger so leicht, daß ich die schwersten Sa„„chen ohne Anstand spielen wollte,“ so kann man „versichert seyn, daß sein Gefühl auch nur in den „Fingern und Armen ist, das heißt, daß ein me„chanischer zufälliger Reiz es an diesem Orte her„vorbrachte.“

S. 114. „Marivaux fand einmal einen jun„gen gesunden Menschen, der ihn um ein Almosen „bat, an der Straße sitzen, und fragte ihn: warum „er nicht lieber arbeitete? Der Bursch antwortete „mit schläfrigem, gedehnten Tone: „weil ich zu „„faul bin.“ Diese Anekdote gehört unter die Züge, die mit wenig Worten den ganzen Charakter und die ganze Individualität eines Menschen glücklicher und kräftiger ausdrücken, als lange Beschreibungen. Auch sind sie im gemeinen Leben so selten nicht: es fehlt nur an Augen, die sehen, und an Ohren, die hören.

S. 136. „Die innern Empfindungen, die „man gewöhnlich das Herz nennt, sind der Gegen„stand des Philosophen, des Dichters, des Ma„lers, des Bildhauers und Redners. Der Philo„soph betrachtet sie im allgemeinen, beobachtet, „zergliedert, classificirt, vergleicht sie, erforscht „ihre Wirkungen auf das Denken, Wollen und

„Thun

„Thun des Menschen und auf die Werkzeuge der
„Bewegung, des Lebens und der Vegetation, und
„sucht ihre Verknüpfungen und Vermischungen mit
„einander auf. Der Dichter stellt sie dar, wie sie
„sich bey einem bestimmten Charakter in Gedanken,
„Worten und Handlungen äußern, und wie ein solcher
„Charakter von ihnen afficirt wird. Bildhauer und
„Maler stellen sie dar, wie sie sich in Einem gewis-
„sen Augenblicke durch Miene, Geberde und Stel-
„lung ausdrücken: der letzte hat dieses vor jenem
„voraus, daß er bey heftigen Affekten auch die
„Veränderungen der Gesichtsfarbe ausdrücken kann,
„hingegen der Bildhauer übertrift ihn am Ausdru-
„cke der Veränderungen in den festen Theilen, in
„Muskeln, Sehnen, Adern, Gelenken. Der
„Redner, wie die Griechischen und Römischen es
„waren, hat die Erregung der Affekten zum End-
„zweck, in so fern sie die Ueberzeugung befördern. Alle
„müssen vom Philosophen lernen, oder sich selbst
„durch eigene Beobachtung eine philosophische
„Kenntniß von diesem Theile des Menschen erwer-
„ben, wenn sie etwas vorzügliches leisten wollen.
„Der erzählende und dramatische Dichter hat im-
„mer die doppelte Absicht vor Augen, Charakter
„und Leidenschaften, der Natur gemäß, stark,
„schön und mit Geschmack darzustellen, und zu
„gleicher Zeit seine Gemälde so zu ordnen, daß sie
„das Interesse des Lesers nie ermüden lassen: das
„erste kann er gar nicht ohne philosophische, phy-
„siologische und anatomische Kenntniß des Men-
„schen, und das andere eben so wenig, wenn ihm

„der Gang der menschlichen Empfindungen, ihre „Verknüpfungen, ihre Verwandtschaft, ihre Ver„mischungen unbekannt sind.“ Was werden unsere übermüthigen Imaginationshelden, die, im stolzen Vertrauen auf die Kraft ihres Genies, alles, was Regel, Kunst und Wissenschaft heißt, so verächtlich über die Achsel ansehen, zu dieser Behauptung unsers Verf. sagen? Was werden sie dagegen vorzubringen haben? Zwar, sie wissen sich die Mühe leicht zu machen, sie hören die Gründe lieber gar nicht an: wenigstens behauptet ein Mann, der sie recht genau zu kennen scheint, sie läsen gewöhnlich nichts als — ihre eignen Werke. Recensent stimmt den Behauptungen des Verf. vollkommen bey, und die Erfahrung bestätigt sein Räsonnement. So viel wir Nachrichten von den größten und berühmtesten Dichtern aller Nationen haben, so waren sie fast sämmtlich gelehrte Männer, und zum Theil selbst große Gelehrte. Shakspeare ist fast das einzige Originalgenie, dem man keine eigentliche Gelehrsamkeit zuschreiben kann; und doch hat er gewiß eine für seine Zeiten nicht gemeine Belesenheit besessen. Ueberhaupt beweist diese Ausnahme nichts gegen die Regel. Wem man es erlauben sollte, sich auf das Beyspiel dieses Mannes zu berufen, der müßte wenigstens etwas geliefert haben, das den Werken dieses unsterblichen Geistes an Werth gleich käme. Und wodurch will man beweisen, daß Shakspeare nicht über den Menschen, die Welt und selbst über die Regeln der dramatischen Poesie im eigentlichsten Verstande speculirt

habe?

habe? Hat Lessing recht, so ist er mit den wesentlichen Foderungen des Aristoteles an den dramatischen Dichter seltner im Widerspruch, als selbst die correctesten französischen Dichter. Wenn seine Werke das werden sollten, was sie geworden sind, so mußte er nothwendig alle die Kenntnisse besitzen, die der Verf. von dem dramatischen Dichter verlangt. Es wurde ihm nur leichter, sich diese Kenntnisse zu erwerben, und er brauchte sie gerade nicht aus Büchern zu schöpfen. Sein mächtiges Genie und sein scharfer, alles umfassender Blick half ihm das in einem Augenblicke abstrahiren, was Leute von geringern Geisteskräften nur durch langes Nachdenken, durch große anhaltende Aufmerksamkeit und langwieriges Studium von Menschen und Büchern heraus bringen.

S. 281. Wirft der Verf. die Frage auf, wie Personen, die das Schreckliche, Traurige, Rührende in der Natur fliehen, sich gleichwohl in der Nachahmung des Dichters und Schauspielers daran ergötzen? und antwortet hierauf: „Es ist „nichts weniger als wahr, daß Leute, die das „Schreckliche und Traurige in der Natur fliehen, „schreckliche und traurige Bücher oder Schauspiele „lieben: wen melancholische Bilder und rührende „Empfindungen vergnügen, der sucht sie überall, „in der Natur sowohl, als im Schauspielhause, „und in der Lectüre, und flieht er vielleicht Ge„genstände und Vorfälle des menschlichen Lebens, „die ihn am stärksten darein versetzen können, so „geschieht es aus Furcht, von ihnen zu sehr hinge-

„rissen zu werden, oder widrige Nebenumstände
„dabey zu finden. Das Schreckliche und folglich
„auch das Grausame, Unmenschliche, Blutige
„gefällt auf dem Theater und in Büchern nur zu
„solchen Zeiten, wenn die Menschen einen Hang
„zur Wildheit haben: ich weiß keine Sache, die
„mir nicht auch in der Natur gefiele, wenn
„sie mir in der Nachahmung gefällt; finde ich aber
„an einem Gemälde, an der Schilderung oder Be-
„schreibung eines mißfallenden Gegenstandes Gefal-
„len, so ist es nicht der Gegenstand, sondern die
„Kunst der Darstellung, die es mir einflößt, und
„natürlicher Weise theilt sich immer auch der miß-
„fallenden Sache soviel davon mit, daß sie erträg-
„lich wird, oder ganz aufhört zu mißfallen. Das
„größere Vergnügen der Kunst schwächt oder löscht
„den widrigen Eindruck der Sache ganz aus: wer
„daher jenes schwach fühlt, wird kein Gefallen an
„dem meisterhaften Gemälde finden, das einen
„Bucklichen, einen Kranken, einen Menschen mit
„blutenden Wunden darstellt: seine Einbildung
„realisirt ihm gewissermaßen diese Gegenstände, und
„er fühlt blos ihre natürlichen Eindrücke, ohne
„daß ihnen das Gefallen an der Kunst die Wage
„hält: daher verlangen viele Personen in der Dicht-
„kunst nur gefallende Gegenstände." Wir glau-
ben, daß sich manches nicht ohne Grund hiegegen
einwenden lasse, allein wir können uns jetzt nicht
weitläuftiger hierüber ausbreiten. Jemand mach-
te gegen die Behauptung des Verf. „daß Perso-
nen, die das Schreckliche und Furchtbare liebten,

es allenthalben und auch in der Lectüre und im Theater ſuchten," den Einwand, daß er mehrere Perſonen kenne, die zu allen öffentlichen Hinrichtungen und andern ähnlichen blutigen und empörenden Auftritten mit dem größten Eifer eilten, doch das Trauerſpiel nicht liebten, ſondern ihm das Luſtſpiel weit vorzögen. Die Beobachtung mag ihre Richtigkeit haben, und wir kennen ſelbſt ſolche Perſonen, allein wir glauben, daß dieſe Erſcheinung ſich erklären laſſe, ohne daß ſie gegen das Syſtem des Verf. etwas beweiſt. Höchſt wahrſcheinlich hatten dieſe Perſonen keine leicht bewegliche Phantaſie: die Illuſion konnte nicht ſo viel über ſie gewinnen, daß ſie ſich hätten täuſchen laſſen, und die tragiſchen Auftritte für wirkliche Vorfälle annehmen ſollen: ſie fühlten es jeden Augenblick zu lebhaft, daß ſie doch nur ein bretternes Gerüſte und verkleidete Schauſpieler vor ſich ſähen. Der Mangel an Täuſchung und Rührung verurſachte ihnen natürlich Langeweile, und der Verdruß über ein ſo unwirkſames Blendwerk machte ihnen das ganze Schauſpiel zuwider.

Gern zeichneten wir nun noch einiges aus dem Abſchnitt — über Gefallen und Mißfallen aus, der uns einer der ausgeführteſten und lehrreichſten für den Dichter und Künſtler zu ſeyn ſcheint; allein es iſt Zeit abzubrechen. Wir ſchließen unſere Recenſion mit dem Wunſche, daß die Umſtände es dem Verfaſſer erlauben mögen, ſein ſchätzbares Werk bald zu vollenden. Daß der ganze Zuſchnitt und die Manier deſſelben viel originelles habe, iſt

schon von andern Kunstrichtern erkannt worden. Seine Philosophie folgt unabläßig den sichern Spuren der Erfahrung, sein Beobachtungsgeist ist immer thätig, sein Vortrag bestimmt, deutlich und unterhaltend; und so können wir hoffen, eine philosophische Schrift zu erhalten, deren Hauptgegenstand der Mensch selbst ist, und die für den Weltweisen von Profession, für den Mann von andern Geschäften, der blos in seinen Erholungsstunden sich über diese wichtige Materie zu belehren sucht, und so gar für Frauenzimmer eine verständliche, unterrichtende und angenehme Lectüre seyn muß.

IV.

Bluhmen auf den Altar der Grazien, von G. Schaz. Leipzig, 1787. 272 Seiten in 8. Mit lateinischen Lettern.

Unter den vielen Kränzen, die den drey liebenswürdigen Schwestern jährlich in allen Winkeln Deutschlands dargebracht werden, ziehen nur wenige unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Bluhmen, aus denen sie bestehn, sind meistentheils so blaß und verschossen, oder duften so widrig, daß man sie nur solchen gutmüthigen Geschöpfen, wie die Grazien sind, anbieten darf, ja vielleicht selbst diese seltner heimsuchen

ſuchen würde, woſern die Hüter ihres Heiligthums etwas ſtrenger und für die Ehre ihrer Göttinnen beſorgter wären. Um ſo viel überraſchender iſt es, wenn auf den oft entweihten Altären zuweilen noch ein Opfer erſcheint, das der Annahme nicht unwerth iſt. Trügt uns unſer Gefühl und das Ideal, das wir uns von Gedichten, die den Grazien gefallen ſollen, aus der Götziſchen Sammlung entworfen haben, nicht ganz, ſo gehört der junge Dichter, der ihnen in den vor uns liegenden Poeſien die Erſtlinge ſeiner Muſe widmet, nicht unter die zudringlichen, oder allzu vorlauten Opferer. Er hat ſich hauptſächlich in drey verſchiedenen Dichtungsarten verſucht, und wir dürfen ſagen, in keiner wider den Willen Apolls. Bald bemerkt man mit Vergnügen den Scharfſinn, der unter der Hülle der Fabel itzt wichtige Wahrheiten ſagt, itzt trefliche Maximen, Beyträge zur Philoſophie des Lebens, empfiehlt, bald bewundert man den launigten Spott, dem kein Mittel, Lächerlichkeiten in das gehörige Licht zu ſtellen, entgeht, bald, und uns dünkte, am öfterſten, den ſchlauen Geiſt und die franzöſiſche Delikateſſe, die das Madrigal und das galante Gedicht in ſo vorzüglichem Grade fodern, jene Gewandheit im Ausdrucke, die zur Verbindlichkeit wird, ohne es ſeyn zu wollen, jene ſeltene Kunſt, zu loben, ohne den Weihrauch der Schmeicheley mit voller Hand zu verſtreuen; überall jenen geläuterten, feinen Geſchmack, der ſich allein im Umgange mit der feinern Welt erzeugt: weniger vielleicht das Talent poetiſcher Darſtellung und

den Zauber der Versification. In der That würden wir in Verlegenheit seyn, wenn wir bestimmen sollten, zu welcher unter diesen Gattungen unser Dichter die meiste Anlage verriethe. Doch wir müssen von jeder insbesondere reden. So viele hervorstechende Schönheiten sollen uns übrigens nicht hindern, manche Fehler, die wir bey genauerer Prüfung zu finden glaubten, freymüthig und offenherzig zu rügen. Einen Dichter, der so wenig von sich eingenommen zu seyn scheint, (S. Vorrede S. 7.) kann ungesuchter Tadel so wenig beleidigen, daß er ihm vielmehr ein Beweis von der Hochachtung des Kunstrichters seyn muß. Zuerst von den eingestreuten Fabeln.

Sie sind, ein Paar ausgenommen, sämmtlich in Prosa abgefaßt, gehören, bis auf zwey oder drey, dem Verf. als eigne Erfindung zu und tragen vergleichungsweise die Merkmale der bessernden Kritik am unverkennbarsten. Wenn es von irgend einer Dichtungsart gilt, daß man ihr die unendliche Mühe und Sorgfalt, die sie kostet, nicht anmerkt, und daß nur der Kenner ihren Werth zu beurtheilen im Stande ist, so gilt es gewiß von der Fabel in Lessings Manier. Freylich scheint ein großer Theil seiner Nachahmer dieß nicht einmal geahndet zu haben, freylich scheinen nur Wenigen die Fragen eingefallen zu seyn, die einer unsrer neuesten und treflichsten Theoristen, oder vielmehr die Natur und das Wesen der Fabel dem Dichter an sich ergehen zu lassen empfiehlt: aber wie weit sind auch die Meisten hinter ihrem großen Vorbilde zu-

rück geblieben! Wie wenig Intereſſe hat nicht oft die Wahrheit der Fabel, und wie ſchielend und undeutlich finden wir ſie gewöhnlich in dem gegebnen Beyſpiele vorgeſtellt! Wie vieles Fremde muß hinweggeräumt, wie vieles Ueppige abgeſchnitten werden, wenn die Einheit der Fabel beſtehen und Alles zur Beförderung eines einzigen Zweckes abzielen ſoll! Und dann, welche Verunſtaltungen, welche Auswüchſe von Seiten der Sprache! Unbeſorgt, was und wie viel die Fabel vertrage, hat man Verſchönerungen angebracht, die zu nichts weiter dienen, als den Geſichtspunkt zu verrücken, und Zierrathen eingemiſcht, die auf Nebenbetrachtungen leiten, ſtatt den Hauptgedanken anſchaulich zu erhalten. Oder falls man ſich auch vor dieſem Abwege hütete — wie viele unter den neuern Fabuliſten können ſich rühmen, daß ihr Ausdruck nirgends weder zu koſtbar und dichteriſch, noch zu niedrig und platt ſey? Falſcher Witz, ſchimmernde Antitheſen, verwickelte Wortfügungen ſind in dieſer Dichtungsart einheimiſch und vertreten die Stelle der Präciſion, Kürze und Deutlichkeit. Wir glauben nicht zu weit zu gehn, wenn wir die meiſten Fabeln unſers Dichters von dieſen Fehlern frey ſprechen. Unſre Leſer mögen aus nachſtehenden Proben urtheilen, in wiefern es ihm gelungen ſey, ſich Leſſings Manier und ſeinen treflichen Vortrag eigen zu machen.

Die Elſter.

Eine geſchwätzige Elſter tadelte mit Frechheit und ſchalem Witze die weiſeſten Gebote des Königs der Vö-

gel. Ein Schwarm blödsinniger Spatzen, der mit Entzücken die lächerliche Beredsamkeit der Elster verschlang, bewunderte ihre Unerschrockenheit und ihren Muth. Verblendete Thoren! rief ihnen die weise Lerche zu: die Verläumderin ist so feig, wie ihr, und würde in der Nähe des Thrones verstummen; jetzt aber weiß sie, daß der Adler zu hoch in den Lüften schwebt, als daß ihre Lästerungen in sein Ohr dringen und seine Rache wecken könnten.

Die beiden Krähen.

Auf der Spitze eines Hügels, der noch eben von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beschienen ward, saß eine Krähe. Die andre saß unten im Busch. Ha, rief jene dieser zu, indem sie auf ihren weitgestreckten Schatten zeigte: Sieh einmal, wie viel größer ich bin, als du! Du größer, als ich? versetzte diese. Und, wenn es wäre, wem hättest du diese lächerliche Größe anders zu danken, als dem Orte, auf dem du dich befindest?

Der Löwe.

1.

Ein jugendlicher feuriger Löwe ließ sich durch die Schmeicheleyen seiner Höflinge bethören, mit seinen Klauen in die goldnen Saiten Apolls zu greifen; und alles um ihn her erschallte von Madrigalen und Sonnetten, in welche die jungen Bäre und Tiger am Hofe ihre zärtlichen Seelen ergossen. Es mangelten dem Löwen Talente zum Dichter: aber er hatte Verstand. Und so konnte es nicht fehlen, daß die Thorheiten seiner Nachahmer ihm nicht bald der Spiegel seiner eignen Schwäche wurden. Er entsagte den Musen.

2.

Und fing an, Prosa zu schreiben. Darf ich noch hinzusetzen, daß der knechtische Geist seines Gefolges ihn auch da nicht unverfolgt ließ? Die jungen Herrn am Hofe gaben sich nun die Miene, die Xenophon und Voltaire ihrer Nation auszustechen. Aber ein guter Kopf wird bald müde, wenn er nicht an seiner Stelle steht. Der Löwe fühlte, daß er zum Regenten und nicht zum Schriftsteller bestimmt sey. Ich habe elende Verse gemacht, dacht' er bey sich; sie haben mir sie nachgemacht: ich habe schlechte Prosa geschrieben; sie haben mir sie nachgeschrieben: nun will ich schweigen, und ich hoffe ja, sie werden mir auch hierin nachahmen. Der Löwe irrte sich. Die Thiere sind geartet, wie — die Menschen. Ein blendendes Muster kann sie bewegen, einen Irrthum mit dem andern zu vertauschen: aber alle Macht des Ansehens ist verloren, wenn es sie die richtige Straße führen will.

Der Adler und der Sperling.

Immer flatterte ein junger Sperling um die Mitte eines hohen Felsens, und suchte mit äußerster Mühe seinen Gipfel zu erreichen. Wozu dieß thörichte Bestreben? rief der Adler, des Spieles müde, von der Höhe herab. — Mir ein Nest neben dem deinigen zu bauen, wie du in den Wolken zu thronen und den Bewohnern niedriger Gebüsche ein Gegenstand der Bewunderung und der Furcht zu seyn. Ein mitleidiges Lächeln bedeckte die Stirne des Adlers, wie die Stirne des Weisen bedeckt, wenn er den Schwarm unserer poetischen Spatze erblickt, die dummdreist, ohne Mistraun in die Größe ihres Geistes, ihre niedre Sphäre verlassen, blos um sich ganz unserm Blick zu entziehn, oder

oder höchstens wie Mücken um den Gipfel des Parnasses zu schwärmen.

Die beiden Elephanten.

Ich habe heut den alten Einsiedler belauscht, der jüngst in dem nahen Palmenhaine sich eine Hütte baute — erzählte ein junger Elephant seinem Vater. Mit gebeugten Knieen und thränender Wange flehte er leise zum Himmel: Wann? — wo werde ich dich endlich einmal finden, Tochter der Weisheit, himmlische Ruhe — — Thörichte Menschen! unterbrach ihn der Vater. Die Uebermüthigen werden nie einsehen lernen, was wir so lange wußten. Ruhe, die Tochter der Weisheit! — Sie würden ablassen, sich zu wundern, daß sie die Tochter nicht finden können, wüßten sie, daß die Mutter noch geboren werden soll.

Nur ungern widerstehen wir der Versuchung, noch einige, nicht minder vortrefliche Fabeln auszuheben. Doch zur Beurtheilung unsers Dichters reichen bereits diese wenigen aus. Vielleicht werden wir ihn uns mehr verbinden, wenn wir ihm unsre Bedenklichkeiten über die eine und die andre mittheilen. An nöthiger Klarheit scheint es uns der Fabel S. 23 zu fehlen. Ein geselliger Staar verläßt, auf Anrathen eines Uhus, in einem Anfalle von böser Laune seine Gespielen, begiebt sich in die Ruinen eines zerfallenen Schlosses, in der Hoffnung hier Zufriedenheit und Ruhe zu finden, und findet Unruhe und Langeweile. Eine Eule löst ihm das Räthsel. „Einsamkeit, sagt sie, lockt nicht durch eigne Reize. Nur im Taumel der Gesellschaft, (aber der Staar hatte sie ja wirklich aus

Mißmuth verlassen,) nur im Geräusche der Welt, (aber dem war er so eben entflohen,) und nicht in der Einsamkeit ist es, wo man die Einsamkeit lieb gewinnt." Man sieht leicht, welchen Umstand der Dichter vergessen hat, denn die Worte, „hier hoffte der Staar die Ruhe, die ihm der Uhu von der gänzlichen Abgeschiedenheit versprochen hatte," weisen nicht darauf hin. Auch ist wohl gänzliche Abgeschiedenheit, ohne einen nähern Zusatz, für Entfernung von der Welt so wenig richtig gesagt, als der ihm dieß ihm unbegreifliche Räthsel löste angenehm für das Ohr ist. Die Fabel S. 123 wäre vielleicht durch eine andre Moral wichtiger und interessanter geworden. Bey einer kleinen Veränderung hätte der Strom sehr bequem das Bild der Großen, die gewöhnlich nur wenige Freunde zählen, und die Quelle das Gegenbild werden können. Ungleich tadelhafter scheint uns jedoch die Fabel S. 252. Abgerechnet, daß der Fabulist allein die moralischen Eigenschaften der Dinge verändern und sich übrigens nur solche Voraussetzungen erlauben darf, die den angenommenen Begriffen nicht widersprechen, daß folglich ein dürrer, todter Baum nicht, als ein lebendes, handelndes Wesen, redend eingeführt werden kann, so dünkt uns auch das Bild und Gegenbild hier in gar keinem Verhältnisse mit einander zu stehn. Wenn der abgestorbene Baum aufhört, Laub und Früchte zu tragen, so ist es physisches Unvermögen; wenn hingegen der Held oder Dichter auf errungenen Lorbern schläft, so liegt die Schuld einzig an seinem

Willen.

Willen. Und gleichwohl sagt der Herr des Gartens zu dem Baum, den er umzuhauen gedenkt: „Meinen Entschluß zu ändern, sind deine Sophistereyen noch lange nicht poetisch genug. Zwar meine Brüder denken eben so. Oft sind sie thätig, blos um sich die Ruhe desto süßer zu machen.“ Indeß könnte die Anwendung unter einer andern Voraussetzung, ohne daß das Beyspiel geändert würde, bestehn. Außerdem scheint uns, was der Fuchs S. 240 über die Königswahl bemerkt, mehr witzig, als wahr.

Wir gehen zu den eigentlichen Epigrammen in dieser Sammlung über. Unstreitig trennen sich die Kunstrichter nirgends mehr, als in der Beurtheilung epigrammatischer Versuche, und in der That lassen sich auch für keine Dichtungsart kritische Regeln zur Prüfung ihres Werthes und Unwerthes weniger festsetzen, als für diese. So viel kömmt hier darauf an, was ein Jeder für strenge oder minder strenge Begriffe von Urbanität und Artigkeit hegt, und welche Freyheiten er in- oder ausserhalb den Grenzen des Wohlstands findet, so viel hängt insbesondere von dem ersten Eindrucke des Epigramms, folglich von dem schnellen Gefühle, bald der Einfalt und Naivetät, bald der anscheinenden Mißhelligkeit, bald der Vergleichung disparater Ideen, bald der Schönheit der Einkleidung, so viel endlich von der Kenntniß der Lokalität und Veranlassungen ab. Kann es befremden, wenn dem einen ein Sinngedicht nichts sagend und leer, dem andern bedeutend und wichtig, diesem etwas

eindringend und stark, dem andern derb und beleidigend, dem der Vortrag launigt und witzig, jenem nachläßig und gemein vorkömmt? Vielleicht lag in einer dieser Ursachen, oder in allen zusammen der Grund, wann uns nachfolgende Epigrammen der Aufnahme nicht ganz würdig schienen. S. 49.

An Till.

Till, dein Töchterchen Neäre
Reizt mich ungemein.
Wohl möcht' ich ihr Gatte seyn,
Wenn ich nicht ihr Vater wäre.

Wir wissen nicht, ob es sich der Mühe verlohnte, den Gedanken zu reimen. Nicht viel glücklicher ist ein andrer Einfall auf Till, S. 216. Ist es der nämliche, so hat der Verf. Ursache, sich vor dem gefährlichen Manne zu hüten.

Stax heißt den Reichen klug: mich wunderts nicht;
Er ist so reich, wie du.
Stax heißt den Klugen dumm: mich wunderts nicht;
Er ist so klug, wie du.

Folgendes S. 212 scheint uns durch den gedehnten Vortrag viel von seiner Kraft zu verlieren.

Billet des Arztes an Chloen

Laß, liebes Weibchen, laß vom Gram dich nicht besiegen:
Dein Mann, der alte Mann! liegt in den letzten Zügen:

Und

Und ich, ich komme nicht; als Arzt, ihn aus den Ketten
Des Todes zu erretten:
Ich komm' und weiß, daß es dich nicht verdrießt,
Als Tröster erst, wann er gestorben ist.

Ueberhaupt ist es dem Verf. nicht immer gelungen, alle müßige Zeilen wegzuschneiden, und doch ist man in jeder andern Dichtungsart hierin nachsichtiger, als in der epigrammatischen. Bey viele davon findet man S. 57 Z. 9. und S. 96 Z. 4. Zuweilen hat er sich auch nicht ganz richtig ausgedrückt und dadurch die Wirkung des Epigramms aufgehalten oder geschwächt. Folgendes, auf einen witzelnden Arzt (S. 126) ist nicht frey von diesem Vorwurf.

Unter S—s Bildniß.

Ob dieser Arzt für seine Müh
Viel Dank verdient, ist noch die Frage.
Durch seine Kunst vermehrt er unsre Tage,
Durch seinen Witz verkürzt er sie.

Die Tage verkürzen wird nicht immer in schlimmem Sinne genommen. Auch ist vermehrt, für verlängert, im Gegensatz mit verkürzt, nicht ganz tadellos. Statt des letztern sollte verringert stehen. Vielleicht also: Sein ew'ger Witz verringert sie. — Weit vollkommener sind nachstehende Epigrammen.

Widerruf.

Jüngst macht' ich Daphnens Reiz bekannt;
Ich sang von ihrer schönen Hand,

Und — hiermit war mein Lied am Ende.
Heut sah ich sie genauer an:
Wie unrecht hab' ich ihr gethan!
Sie hat — sie hat zwo schöne Hände.

Lehre.

Vernunft sey dein Gedicht, der Witz
Nur Folie zu diesem Diamant.
Er ohne sie gleicht nachgeahmtem Blitz,
Auf den kein Donner folgt — aus eines Knaben Hand.

Die Verwandlungen.

Was einst auf Hain und Flur,
Wenn er erst lang' umsonst um Gegenliebe bat,
Ein Gott im Zorn an jungen Schönen that,
Thut jetzt bey uns gleich die Natur.
Oft sind die Mädchen, schön durch sie allein,
Holz oder Stein.

Mit Fleiß haben wir lauter Stücke gewählt, die ganz des Verf. Eigenthum sind. Wie glücklich er Originale nachgeahmt hat, davon mag folgendes aus dem Panard genommenes Epigramm S. 37 zum Beweise dienen.

Orpheus und Eurydice.

Als Orpheus um Eurydicen
Sich bis ins Reich der Schatten wagte,
Erzürnte Pluto sich und sagte:
„Zur Strafe laßt sie mit ihm gehn.“
Bald aber, durch die Zauberlieder
Des Thraciers gerührt, bereut'
Er seines Urtheils Grausamkeit,
Und nahm sie ihm aus Mitleid wieder.

Unserm Gefühle nach weit vollkommener, als die Götzische Nachahmung, (Th. 2. S. 237) die mehr die Gewalt der orphischen Lieder zu beschreiben, als der Ausdruck eines witzigen Gedankens zu seyn scheint.

Noch sind die schätzbarsten Stücke dieser Sammlung, wir meynen die freundschaftlichen und empfindungsvollen, zurück. Sie bestehen aus Episteln, Erzählungen, Romanzen, scherzhaften und zärtlichen Tändeleyen, Madrigalen, und kürzern und längern Liedern, und empfehlen sich größtentheils durch neue Wendungen, Süßigkeit des Ausdrucks, Reinheit der Sprache und eine gewisse unverkennbare Anmuth und Wärme, die gewöhnlich das Antheil eines feinen Geschmacks und leicht zu rührenden Herzens ist. Allein — wir glauben dieß Bekenntniß der Wahrheit schuldig zu seyn — alle diese mannichfaltigen Vorzüge sind nicht vermögend, unläugbare Mängel und Nachläßigkeiten zu decken, und sollen uns nicht abhalten, hier freymüthig zu gestehen, daß wir verschiedene Stücke ganz verworfen, und bey andern die Lust zum Verbessern nicht, wie die Lust zum Dichten, würden erwartet haben: denn, irren wir nicht, so stellt sich diese meistentheils ungerufen, diese selten oder gar nicht freywillig und ohne Selbstüberwindung ein. In der That sind manche Lieder mehr nicht, als eine artige Reimerey, die Hülle eines Alltagsgedanken, der durch die Versification weder neuer noch besser wird. Was sagt z. B. gleich S. 30 das Lied an Lila.

Wo

Wo flieh' ich hin? Folgt er mir nicht
Auf jedem Pfade nach?
Vom Morgen bis zum Abendlicht,
Zum Walde, Thal und Bach?

Sprich, wer entrinnet Amors Hand,
Der alles fassenden,
Nun alle Götter, schrecklichs Band!
An seiner Seite gehn.

Mit allen Göttern hat er sich
Verbunden, mich zu fahn:
Sieh, jetzt ergreift er, kettet mich
Dem Siegeswagen an.

Und meine Wange fächelt nicht
Der kühle Westwind mehr.
Er weht — es glüht mein Angesicht! —
Er weht von Paphos her.

Im Wasser schlürf' ich nun, im Wein,
Die martervolle Lust,
Mit langen, süßen Zügen ein:
Schwer athmet meine Brust.

Zwar schenket, ist der Tag verweint,
Er mir im Traume Ruh:
Doch ach! was mir im Traum erscheint,
Ist mehr, als er, — bist du.

Komm, Lila, lindre meinen Schmerz,
Du kannst es nur allein.
Komm, süßes Mädchen, laß dein Herz
Der Liebe Ruhbett seyn.

Hundertmal schon haben die Dichter auf dieselbe Weise ihre Schönen um Linderung heißer Liebespein angefleht, hundertmal schon die Symptomen der Liebe auf die nämliche Art geschildert; wozu also diese Wiederholung? Und dann, welche Flecken im Ausdrucke, welche Unrichtigkeiten in Gedanken! Freylich ist es nicht schwer zu errathen, wer unter dem Er in der ersten Zeile gemeint ist, aber unangenehm bleibt es immer, es in der fünften erst gewiß zu erfahren. Zum Walde, Thal und Bach ist bereits in den Worten Folgt er mir nicht auf jedem Pfade nach? gesagt, und steht blos um des Reims willen. Nun alle Götter, schrecklichs Band! (schrecklicher Bund!) an seiner Seite gehn. Zu viel Anstalten, um einen armen Dichter zu fahn. Was die beyden folgenden Zeilen erzeugt hat, wird man ohne unser Erinnern sehn. Die vierte Strophe ist gut, aber dafür folgt eine desto kraftlosere: und die sechste! Fürwahr eine subtile Distinction. Entweder ist der Amor, der den Dichter bey Tage quält, Lilas Bild, oder er ist ein wahres Unding, ein Nichts. Doch wir wetten, daß der Verf. selbst unter dem Gotte nichts anders, als das spröde Mädchen verstand, und sich durch das Blendende des Gedankens verführen ließ. Besser ist die Aufforderung zur Liebe an Chloris S. 113. Doch hat uns weder das kühnlichere Thun der Rose, und verhöhnen für verschmähen, noch verschiedene prosaische Zeilen, z. B. So entrinnet mit dem Tag, Chloris, was uns freuen mag, ganz gefallen. Aber wie konnte einem Liede, wie das an

Elisen

Elisen S. 156 ein Platz gegönnt werden? Ohne die ersten leeren Strophen zu kritisiren, wollen wir blos auf den Schluß aufmerksam machen. Der Dichter sagt von seiner Elise, die er nach einer langen Trennung bald wieder zu sehn hoft,

Im Geist schon nah' ich mich, umarme
Und küsse dich:
Du fesselst traulich mir die Arme
sehr undeutlich und schielend!
Und küssest mich.

Wir lesen uns aus unsern Blicken
Die Liebe dann,
Und sehen ewig, voll Entzücken,
Uns ewig an.

Wer sollte sich, nach solchen lebhaften Ahndungen, träumen lassen, der Dichter werde Amorn bitten, Elisen Zärtlichkeit einzuflößen? Gleichwohl heißt es:

Dann, Amor, komm' als Turteltaube,
Und lausch (e) versteckt
Im Winkel jener dunkeln Laube,
Die uns bedeckt:

Und girre schmelzendes Verlangen
Ihr in die Brust!
Sie müsse feurig mich umfangen,
Im Rausch der Lust!

Seufzt sie wollüstig, hasch' in Eile
Die Seufzerchen,

Die schneller noch, als deine Pfeile,
Zum Herzen gehn!

Wie? ein Mädchen, von dem die liebevollste Aufnahme zu erwarten ist, soll Amor noch begeistern? Wir halten das für sehr überflüßig. Und dann, wenn sie wollüstig seufzt, ihre Seufzer aufhaschen? Wozu denn? zu welchem Gebrauche? Sein eignes Herz kann der Dichter unmöglich sichern wollen, und daß sie Amor aufbewahren soll, um sich an ihnen zu letzen, oder sie anstatt der Pfeile zu brauchen — das eine kömmt uns so seltsam vor, wie das andere. Dieß also und ähnliche Stücke, nebst einigen Oden im römischen Sylbenmaaße, dessen Bürde den leichten und geschmeidigen Geist des Dichters offenbar zu sehr niederdrückt, mußten unsers Bedünkens ganz wegfallen. Zum Glück sind ihrer nur sehr wenige; größer dürfte vielleicht die Zahl derer seyn, die durch einzelne Flecken beleidigen. Es hat uns in Wahrheit leid gethan, in den vortreflichsten Tändeleyen oft so ganz unvermuthet auf müßige Beywörter, falsche Reime, leere Zeilen, und fremdartige Gedanken zu stoßen. Zwar geben wir gern zu, daß sich eine hochfliegende Ode nicht selten leichter zur Welt bringen läßt, als ein niedliches Madrigal, oder eine andre poetische Kleinigkeit dieser Art: aber entschuldigen Schwierigkeiten den Dichter und ist ihre Ueberwindung nicht gerade sein höchster Triumph? Doch wir müssen unsern Tadel rechtfertigen. Hier fällt uns gleich ein Beweis in die Hände.

An

An Herrn J.
Am 1. Jenner.

Wie kann ich, Freund, die süße Schmeicheley,
Daß ich dir ähnlich sey,
Wie kann ich schöner sie verdienen,
Als daß ich heut mit ungezwungnen Mienen
Und frey gesteh', worin
Ich dir unähnlich bin?
Ich zwang die Musen mir zu singen,
Du aber ließest dich, Freund, von den Musen
zwingen.

Welch ein niedliches Compliment! wird jeder gefühlvolle Kenner ausrufen; schade nur, daß die ungezwungnen Mienen sich in die schönen Verse so gewaltsam hinein gezwängt haben. Ein ähnlicher Vorwurf fällt auf die übrigens glückliche Nachahmung eines, wo wir nicht irren, französischen Originals S. 243.

Der gute Rath.
An Damon.

Hier ein Veilchen, dort ein Veilchen!
Von der Rose bis zum Veilchen
Geht der Schmetterling nach Mäulchen,
Küßt er alle Bluhmen rings herum.
Leicht läßt jede sich besiegen,
Gern sieht sie ihn weiter fliegen:
Denn der Flattrer ist verschwiegen,
Und zum Glück ja stumm.

Soll dein stolzer Plan gelingen,
Willst du jedes Herz bezwingen:
Ahme nach den Schmetterlingen;

Sey bescheiden und so stumm, wie sie!
Laut laß keinen Sieg dich freuen!
Wisse, Damon, es verzeihen
Mädchen einem Ungetreuen,
Einem Schwäzer nie.

Gern ist nicht der richtige Ausdruck. Man verlangt hier sorgenlos oder ruhig. Bescheiden ist der Schmetterling, selbst nach dem Gemälde unsers Dichters, gerade gar nicht. Laut sich eine Sache freuen lassen ist undeutsch und zulezt noch der unangenehmste Doppelsinn an der wichtigsten Stelle. Vielleicht drückt folgende Aenderung den Sinn richtiger aus:

Sichrer ists, sich still zu freuen.
Damon, einem Ungetreuen
Wird ein Mädchen leicht verzeihen,
Einem Schwäzer nie.

Mehr als Ein Flecken entstellt die schöne Erfindung, S. 167. Träume werden nicht von der Stirne gewischt. Verfolgen und solchen reimen sich nicht. Alle Grazien, alle Musen flohn ist ein unrhythmischer Vers, und Leiden, was ihr wißt, ziemlich matt. Ueberhaupt sollte das Ganze kürzer und lieber in muntern Jamben, als trägen Trochäen, geschrieben seyn. In dem anakreontischen Liedchen S. 191 hat uns die Trennung des Vorwortes vom Verbum, und die des Beywortes vom Substantiv beleidigt. Kleinigkeiten dieser Art müssen, um zu gefallen, ganz vorzüglich gut versificirt seyn. Auch Herze für Herz sagt

man

man nicht. Manche Härten sind überhaupt so leicht zu empfinden und zu verbessern, daß es ein Wunder ist, wie sie dem sonst so feinen Ohre des Dichters entschlüpft sind, z. B. S. 160. Wiß', Jüngling, der läßt sich nicht spotten. Warum nicht: Läßt, wiß' es Jüngling, sich nicht spotten. S. 166. Schränkt sich der Stolz von deinem Selim ein. Lieber: Schränkt deines Selims Stolz sich ein. Mit Fleiß enthalten wir uns einer weitläuftigern Rüge, weil wir überzeugt sind, daß der Dichter ihrer in kurzem nicht mehr bedürfen wird, vielleicht itzt schon nicht mehr bedarf. Nur über den Werth einiger Stücke sey es uns erlaubt, im Allgemeinen unser Urtheil zu sagen. Hannchen, eine Romanze S. 142 ist eine Versündigung an dem schönen Geschlechte, die durch die vielen, in diesen Gedichten eingestreuten Huldigungen kaum wieder gut gemacht wird. Wenigstens beleidigt die Allgemeinheit im letzten Verse. Aus gleicher Ursache mißfiel uns auch der Schluß der Romanze Aktäon, S. 81. An Molly, Glycerens Lieblingskatze S. 11 ist von dem Vorwurfe der Uebertreibung kaum frey zu sprechen. Der Dornenstrauch kann unmöglich der Leib der Rose genannt werden. Gleichwohl ist die ganze Erzählung, oder Fabel S. 228 auf diesen Umstand gegründet. Endlich die Elegie auf den Tod eines Kanarienvogels S. 103 schließt sich mit einer artigen Wendung, aber der Dichter hat sie durch fünf, noch dazu nicht ganz harmonische Strophen ein wenig theuer erkauft. Und nun zur Vergütung

gütung der Langenweile, die unsre Kritik vielleicht manchen Lesern gemacht hat, auch ein Paar meisterhafte Stücke aus dieser Sammlung.

Eben fällt uns die vortrefliche Epistel an Herrn J. als er eine ausländische Akademie besuchte, S. 65 in die Hände. Ihre Länge hindert uns, sie ganz abzuschreiben. Folgende Stelle mag Ton und Manier andeuten.

Und ist der Ort, der dich in seinen Thoren
Bald fesseln wird, drum eine bess're Stadt,
Weil sie viel Speise für die Ohren
Und Bürden für die Seele hat?
Sind jene weitberühmten Männer,
Deshalb in ihrer Kunst auch Kenner?
Und wären sie's, lehrt ihre Künsteley
Der Traurigkeit den Weg, auf dem sie froher sey?
Und wissen ihre Hippokraten
Ein Tränkchen gegen Spleen und den Tarantelstich
Trostloser Liebe anzurathen?
Und werden ihre Priester dich,
Auch nicht alsdann des Pöbels Wuth verrathen,
Dich dann noch brüderlich in ihren Himmel laden,
Wann krückenfrey dein Geist, gleich deinem Körper, geht,
Und ohne Bart und ohne Amulet?

Wird dich ein . . . lehren
Den fühlenden Tibull verstehn?
Zwar wirst du hier und da in trocknen Worten hören:
»Das ist nicht übel, das ist schön.«

Wer

Wer aber selbst, wie du, der Liebe Glück empfunden,
Bedarf des Lehrers Winke nicht,
Der von Gedichten kalt, wie von Prozessen, spricht.

Doch ist einmal dein Späherblick gebunden,
Und dünkt dich im Homer ein Dogma räthselhaft,
So mach nur nicht, den Knoten aufzulösen,
Mit Scholiasten Brüderschaft.
Sie stehn, Gott sey bey uns! ach, alle mit dem Bösen
Im Bunde, zaubern dir ein luftig Blendwerk her:
Wo ist der Unsinn wohl, der ihnen dunkel wär'?

Flieg zu Elisen hin und laß in ihren Armen
Die kalte, leere Brust erwarmen;
Beflügle deinen Geist mit Libers Zaubertrank,
Sing' Amorn einen Lobgesang,
Und rechne dann auf seinen Dank!

Der letzte Gedanke veranlaßt den Dichter zu einem wunderschönen Lobe der Liebe, wovon wir das Ende hersetzen.

Und dennoch wählt sie (die Liebe) nur beym Widerstand erst Krieg,
Und mild ist immerdar ihr Sieg.
Der Freundschaft und des Friedens Mutter, kettet
Sie Herzen liebevoll zum Paar,
Und nur, wo Tugend sich im Schooß der Wollust bettet,
Glüht, ihr gefällig, ein Altar.
Dem Künstler und dem Musensohn
Giebt sie Genie, macht Kenner aus Pedanten,
Und Weise selbst, die sie sonst Thörinn nannten,
Knien dicht gedrängt um ihren Thron.
Sie zeiget, daß man glücklich lebe,

Wenn

Wenn man an ihre Wunder glaubt:
Doch, was ich gerne ganz dir gäbe,
Mein Herz, hat sie schon längst geraubt.

Welche Fülle von Gedanken! welche Wahrheit im Ausdruck! welche Grazie im Schluß! Doch folgende Stelle aus der Jahresfeyer der Liebe, an Elisen S. 45 darf sich gewiß neben dieser zu stehen nicht schämen.

Eh dich mein Herz in dieser Wüste fand — —
Da hatt' ich zwar den sorgenfreyen Sinn,
Der, Schmetterlingen gleich, von Ros' auf Rose schlüpfte,
An Spiele Scherz, an Scherze Lieder knüpfte,
Und gaukelte durch bunte Wiesen hin:
Du nahmst ihn mir — doch deine Lieb' ersetzet
Mir ihn und alles noch, was ich mit ihm verlor;
Sie zög' ich jedem Glück, das unsern Stolz ergötzet,
Sie zög' ich einer Krone vor.

Und wirst du mir dein liebend Herz bewahren,
So ruh' ich sanft in deinem Schoos;
So schrecken mich nicht Kummer und Gefahren:
Ich reiße mich von niedrer Sorge los,
Und bin ein Gott an Lust und wonnigem Gefühle,
Und lehre dich entzückt die seelenvollen Spiele
Der Schwestern Amors. Unter Harmonien
Wird, wie Ein Morgenroth, das Leben uns entfliehn.

Und dieser Tag sey ewig uns ein Fest!
An dem wir uns der ersten Liebe freuen,
Umarmung dann und Küsse noch uns weihen,

Wenn

Wenn falsch die Jugend uns verläßt,
Der Sonne letzter Stral durch matte Nebel blinket,
Der Abendstern zu jener Ruhe winket,
Die Liebende zu trennen scheint,
Und in Elysium auf ewig sie vereint.

Fast wird man ungewiß, was in diesen wohlklangsreichen Strophen am meisten entzückt, ob die Blüthe zarter Empfindung, oder der linde Hauch der süßesten Schwärmerey. Sicher kann nur eine petrarchische Phantasie, oder Wahrheit solche Verse erzeugen. Ob unser Dichter eben so fein lobet, als empfindet, mag man aus nachstehenden Proben urtheilen.

An Amor.

(als Lucia mich vergebens auf einen Brief warten ließ.)

Umsonst hab' ich den langen Tag geschmachtet,
Und keinen Zug von ihrer Hand gesehn.
Und du? du rächest nicht das strafbare Vergehn?
Du lässest ruhig es geschehn,
Daß sie den treusten Freund von dir so wenig achtet,
Und dein Gebot voll Uebermuths verachtet?
Daß sie, vielleicht, ach! in Geheim schon trachtet,
Die Rosenketten aufzudrehn,
Die uns seit zwanzig Monden fesseln? —
Willst du mich länger noch an deinem Altar stehn
Und Kränze dir und Lieder opfern sehn;

(Wir dächten lieber: Mit Kränzen ihn umwunden sehn;)

So räche mich; erhör' (so höre mild) mein Flehn!
Die Bluhmen, die um ihre Schläfe wehn,
Verwandle du in Dornen oder Nesseln!
Und rief' sie einst auch reuig dich zurück,
Und bäte sie dich schmeichelnd und mit Zähren,
So lächle höhnisch! (Nur vermeide ihren Blick;
Er möchte dich durch seinen Reiz bethören.)
Doch leider! eitel ist, ich fühl' es, mein Begehren:
Sie kann dich leicht, du kannst sie nicht entbehren.

An Aretens Grabe.

Unter diesem Veilchenbeete
Schlummert seit dem ersten May,
Unsres Tempe Stolz, Arete,
Die wir schön, und sanft, und treu
Ihrem Schäfer, und bescheiden,
Wie ein Röschen blühen sahn.
Ach! der Stöhrer aller Freuden
Nahm sie und ist Schuld daran,
Daß, seit jenem schwarzen Tag,
Alle Liebesgötter weinen,
Und obgleich, wie Kenner meynen,
Schöner alle Mädchen scheinen,
Doch kein Mann mehr lieben mag.

Julia.

Noch lange steigt die Sonne nicht empor,
Und doch entzücket schon der muntern Vögel Chor
Mit süßen Liedern unser Ohr,
Was Wunder, Julia? Sie sahn —
Verzeihungswerther Wahn! —
Dich für Auroren an.

Zwar das letzte ist, dünkt uns nur Copie. Es sey uns vergönnt, ihm noch einige französische Nachahmungen, wozu wir die Originale gefunden haben, beyzufügen. Unsre Leser mögen dann selbst urtheilen, in wie fern unser Dichter die Kunst, fremde Ideen zu verschönern, oder sich selbige eigen zu machen, besitzt.

Amors zweyte Mutter.

Venus sprach der Schönheit ihres Knaben Hohn,
Eitel, wie ein Nymphchen, flog er schnell davon;
Eilte triumphirend hin zu Adelgunden.
»Such dir, Venus, rief er, einen schönern Sohn!
»Eine schönre Mutter hab' ich schon gefunden.

Das Original von Dorat lautet also:

L'Amour s'étoit sauvé dans le sein de Glycere,
Et de-là s'écrioit: Cypris, maman Cypris,
Tu peux chercher un autre fils:
Moi j'ai fait choix d'une autre mere.

Es ist unstreitig weit besser, daß der Deutsche Amorn eine Veranlassung zur Flucht, und noch dazu eine so natürliche, beylegt. Der Zug: Eitel wie ein Nymphchen ist ebenfalls sehr artig und so ganz im Charakter des kleinen Flüchtlings: das französische hingegen, überhaupt genommen, gar zu schmucklos, und das liebkosende maman der präsumtiven Stimmung Amors wenig gemäß.

Daphnis an Lalagens Hochzeittag.

Seht Lalagen, in leichter Frühlingstracht,
Auf Hymens Weihaltar ihr Myrtenkränzchen legen!

Es harret der geheimnißvollen Nacht
Die blöde Braut mit Bangigkeit entgegen,
Und sehnsuchtsvoller Schüchternheit.
Ich gönn' ihr die Verlegenheit.
Denn hätte sie mit weiser Folgsamkeit
Den Rath gehört, den ich und Amor längst ihr gaben,
Sie würde jetzt nichts mehr zu fürchten haben.

Iris tremble au premier jour,
L'Hymen plus puissant, que l'Amour,
N'enleve ses tresors, sans qu'elle ose s'en plaindre.
Elle a negligée mes avis.
Si la Belle les eut suivis,
Elle n'auroit rien plus à craindre.

S. Pavin.

Der Gedanke ist in der Nachahmung offenbar bestimmter und zärtlicher ausgedrückt. Auch beleidigt die Auffoderung an Lalagen weniger, da sich Amor mit dem Schäfer verbindet.

An Lalage.

Begegnest du im Schatten krauser Myrthen
Dem zärtlichen Olint,
So flieht dein Blick den liebevollen Hirten:
Gleich einem blöden Kind
Siehst du verschämt zur Erde nieder;
Ein süßes Feuer rinnt durch alle deine Glieder,
Das deinen Wangen Röthe giebt.
Du fliehst und wähnst durch Flucht der Liebe zu entrinnen?
In Amors Ränken ungeübt,

Verzagt

Verzagt Olint, dich Spröde zu gewinnen.
Ach! hätt' er jenen Witz, den nur Erfahrung giebt,
Er wüßte, daß, wer sich zu lieben fürchtet, liebt.

Quand l'amoureux Daphnis à vos yeux se presente,
D'une soudaine peur vos sens sont agités;
Confuse, interdite & tremblante,
Vous craignez ses regards & vous les evitez.
Au sort de cet amant que je porte d'envie!
Puisque vous le fuyez, ses feux ont du retour.
Ne vous y trompez pas, Sylvie.
Le peur d'aimer est de l'amour.

Panard.

Hier scheint uns die Copie das Original doch nicht ganz zu erreichen. Daß das allgemeine Quand Daphnis se presente local gesagt ist, ließe sich vertheidigen; auch die Heftigkeit der Liebe ist im Deutschen mit gleicher Stärke und Wahrheit geschildert. Allein das Französische eilt mehr zum Ende, die Sprache des Ganzen ist lebhafter und feuriger; die Schlußzeile eindringender und poetischer.

Wir glaubten, diese etwas weitläuftige Beurtheilung dem Dichter sowohl, als dem Publikum schuldig zu seyn, jenem, um ihm einen Beweis unsrer wahren Achtung zu geben, diesem, um einer Unwissenheit vorzubeugen, die ihm einen angenehmen Genuß rauben würde. Nur wenige Dichter sind uns vorgekommen, die gleich bey ihrer ersten Erscheinung so viele Politur der Sitten, so viele Grazie in der Sprache, so gar nichts von überspann-

ter Empfindung verriethen. Den meisten sieht man es sogleich an, daß die Akademie ihre Welt, gewisse, an Kernausdrücken reiche, Schöngeister ihr Studium, und ihr Gesang das Kind der Fantasie, nicht des Herzens und der Leidenschaft ist. Mehr als einmal glaubten wir bey Durchlesung dieser Gedichte nicht die nachgeäfften, sondern die natürlichen Töne Petrarchs zu hören, und täuschte uns auch hierin unser Gefühl, so dürfen wir wenigstens, ohne Gefahr zu irren, sagen, daß wir immer den Mann von Welt, immer den mit den besten, einheimischen und ausländischen, Mustern genährten Dichter erkannten. Am sichtbarsten ist der Einfluß, den die Lesung französischer Schriftsteller auf seinen Geschmack gehabt hat. Möchten sich doch unsre jungen Genies dieselbe Lectüre mehr empfohlen seyn lassen! Mäßig genossen und vorsichtig genutzt, wird sie immer ersprießlich, immer wohlthätig werden. Delicatesse und Feinheit ist gewiß bey keinem Volke mehr zu Hause, als bey unsern Nachbarn am Rhein, und vielleicht würde man sich vor gewissen lyrischen Gedichten weniger eckeln, wenn manche Musensöhne, wahrscheinlich um origineller zu scheinen, itzt nicht eben so nachläßig wären, von französischen Mustern zu lernen, als sorgsam man ehedem war, sie auf sklavische Art zu kopiren.

V. *Tarare*

V.

Tarare Opéra en cinq actes avec un Prologue, représenté pour la premiere fois sur le Théatre de l'Academie-Royale de Musique le 8. Juin 1787. Poëme de Mr. Caron de Beaumarchais, Musique de Mr. Salieri. Chez de Lormel, Paris 1787. 112. p. 8. Seconde edition, avec un Discours préliminaire. 132. p. 8.

Alles, was aus der Feder des Hrn. von Beaumarchais kömmt, erregt so allgemeines und zugleich so verdientes Aufsehen, daß unsere Leser es uns schwerlich verzeihen würden, wenn wir ihnen nicht eine etwas ausführliche Anzeige seiner neuen Oper gäben. Die erste Ausgabe ist ein höchst fehlerhafter, in der größten Eil veranstalteter Abdruck; wir werden uns also hier blos an die zweyte Ausgabe halten.

Den Anfang macht eine Zueignungsschrift des Verf. an den Componisten, Hrn. Salieri. *Vous m'avez aidé*, sagt er ihm unter andern, *à donner aux Français une idée du Spectacle des Grecs.* Man muß ihn recht verstehen. Dieser Ausdruck soll sich weder auf eine Aehnlichkeit der Poesie dieser Oper mit dem Trauerspiele der Grie-

 chen,

chen, noch auf eine Aehnlichkeit der Musik des Hrn. Salieri mit der griechischen Musik, sondern auf die Aehnlichkeit des Verhältnisses und der Verbindung zwischen der Musik und Poesie, wie sie in den Schauspielen der Griechen statt fand, und wie sie hier in dieser Oper statt findet, beziehen. In dem *Discours préliminaire* (dessen Ueberschrift gleich ein Sarkasmus ist) *aux Abonnés de l'Opera, qui voudroient aimer l'Opera*, läßt er sich umständlicher hierüber aus. Woher, fragt er, woher rührt die Verachtung, die man durchaus und allenthalben gegen die Opernpoesien äusſert? Ohne Zweifel, lautet die Antwort, hat diese Verachtung in der übel eingerichteten Verbindung der mancherley zur Bildung der Oper nöthigen Künste ihren Grund. Man ist über den Rang, der einer jeden gebührt, ungewiß: man weiß selbst nicht, was für eine Art des Vergnügens man eigentlich zu erwarten berechtigt ist.

Die zum Wesen der Oper erfoderlichen Künste sollten in folgender Rangordnung stehen. Den ersten Platz sollte das Gedicht selbst, die Fabel, auf die das eigentliche Interesse des Werks sich stützt, einnehmen. Dann erst sollte die Musik kommen, und nur zur Verstärkung des Ausdrucks und der Reize der Poesie dienen. Der letzte Platz gehört der Tanzkunst, deren einzige Bestimmung die Belebung frostiger Situationen seyn sollte. So erfodert es die Natur der Sache, und doch hat man bis jetzt alles umgekehrt. Was eine Nebensache seyn sollte, ist zur Hauptsache gemacht worden, und

so

so ist es endlich dahin gediehen, daß die Musik, so bedeutungslos (insignifiante) sie auch an und für sich ohne weitere Stütze ist, uns mehr interessirt, als die Poesie, und der Tanz mehr als die Musik. Der Zuschauer muß natürlich bald müde werden, Worte zu hören, die er nicht versteht: er richtet also seine Aufmerksamkeit auf die Musik; allein diese ist ohne das Interesse des Gedichts ein bloßer Ohrenkitzel, der kein anhaltendes Vergnügen gewähren kann, und nun auch dem Tanz weichen muß, der wenigstens dem Auge ein angenehmes Schauspiel verschaft. Hieraus wird es klar, warum die Oper kein wahres theatralisches Interesse erwecken kann, und zu einer kindischen Belustigung herabsinken muß. Die Schuld liegt keinesweges an den Zuschauern, sie liegt einzig und allein an dem Schauspiele selbst.

Der Hauptfehler ist unstreitig der, daß in unserer Theatermusik zu viel Musik ist. Der berühmte Gluck hatte Recht, von der Oper zu sagen *puzza di Musica*, sie stinkt von Musik. Unsere dramatischen Dichter haben wohl eingesehen, daß der Pracht und Aufwand von Worten, daß jener poetische Luxus, der in der Ode am rechten Orte angebracht ist, ein zu hoher Ton für die Bühne sey: sie haben alle die Nothwendigkeit erkannt, wenn man auf dem Theater interessiren wolle, diese blendende Poesie zu mildern und sie der Natur näher zu bringen. Das Interesse des Schauspiels erfodert eine simple und naive Wahrheit, die mit jenem Luxus ganz unverträglich ist.

Diese glückliche Reform der dramatischen Poesie sollte man billig auch auf die theatralische Musik ausdehnen. Die Musik sollte nicht mehr als eine Verschönerung der Worte, und diesen nicht mehr seyn wollen, als was der Vers dem Trauerspiel ist, ein figürlicher Ausdruck, eine kräftigere Manier, die Empfindungen und Gedanken darzustellen. Jeder fehlerhafte Ueberfluß, jeder üppige Auswuchs schadet der Natur und Wahrheit, das Ohr wird betäubt und ermüdet, und das Herz bleibt kalt und leer. Jeder denkende Componist, jeder Mann von wahrem Talent muß es einsehen, daß sein Amt, sein ganzes Bestreben sich einzig darauf einschränken sollte, die Gedanken des Dichters in einer harmonischern Sprache auszudrücken und den Ausdruck derselben zu verstärken, nicht aber ein eigenes für sich bestehendes Werk zu verfertigen. Er wird sich vor nichts mehr hüten, als dafür, zuviel Musick in seine Musik zu bringen.

Denn dieser Fehler macht es eben, daß in unserer großen Oper alles so matt, so langweilig ist. So bald der Schauspieler singt, (es versteht sich, wenn er singt, blos um zu singen) so bald wird der Fortschritt der Scene gehemmt, und so oft das geschieht, wird zugleich das Interesse vernichtet. Freylich wohl muß der Sänger singen, weil der Gesang einmal seine Sprache ist, aber er sollte sich wenigstens so viel als möglich Mühe geben, uns vergessen zu lassen, daß er singt. Dieses möglich zu machen, sollte das Meisterstück des Componisten seyn. Der Sänger sollte singen, wie der Dichter versi-

versificirt. Der Gesang sollte ein Vergnügen mehr, nicht aber ein Anlaß zur Zerstreuung werden.

Der Dichter ist so sparsam mit Worten, sucht seinen Styl so gedrängt zu machen, seine Gedanken so viel möglich zu concentriren, und der Componist arbeitet darauf los, das, was der Dichter gut gemacht hat, zu verderben. Er verlängert und dehnt die Sylben, ersäuft sie in einem Meere von Trillern, und raubt ihnen Nachdruck und Sinn. Der eine zieht uns hinüber, der andere herüber; wir wissen nicht mehr, auf wen wir hören sollen, die tödtlichste Langeweile ergreift uns, und jagt uns aus dem Theater.

Und was suchen wir im Schauspielhause anders, als Vergnügen? Wahres Vergnügen aber kann uns die Vereinigung aller dieser reizenden Künste nur alsdann gewähren, wenn sie nach einem überlegten Plane, und in einer der Natur der Sache gemäßen Unterordnung auf den gemeinschaftlichen Zweck losarbeiten.

Die Oper ist kein Trauerspiel und kein Lustspiel; allein sie hat von beyden etwas, und umfaßt alle Gattungen. Ein ganz tragisches Süjet schickt sich nicht für sie. Der Ton würde gar zu ernsthaft und feyerlich werden, die Lustbarkeiten (*les fêtes*) würden wie aus den Wolken fallen, und das ganze Interesse vernichten. Eben so unschicklich würde eine blos komische Intrigue seyn, wo die Leidenschaften keine großen Triebfedern haben, und aus der alle starken Eindrücke verbannt sind. Der musikalische Eindruck müßte oft alle

Würde verlieren. Sollte man also Süjets aus der Feenwelt wählen? Süjets, wo das Wunderbare sich immer als unmöglich zeigt, und uns absurd und beleidigend dünkt? Allein die Erfahrung hat uns längst belehrt, daß alles, was mit dem Schlag eines Zauberstabs, oder durch die Zwischenkunft der Götter und anderer überirrdischen Kräfte aufgelöst wird, das Herz immer leer läßt; und die mythologischen Süjets haben diesen Fehler alle mehr oder weniger. Dabey darf man nicht vergessen, daß der langsame Gang der Musik sich den Entwickelungen und Zergliederungen widersetzt, und also das Interesse mehr von ganzen Maßen als von einzelnen Zügen abhängt. Denn wenn anders die theatralische Beredtsamkeit hauptsächlich auf den Situationen beruht, so ist sie in dem lyrischen Drama wegen Mangel der andern Beredtsamkeit, der zu entsagen man sich so oft genöthigt sieht, doppelt unentbehrlich.

Das Beste ist also unstreitig, einen Mittelweg zwischen der wunderbaren und historischen Gattung einzuschlagen. Auch die gar zu civilisirten Sitten thun nicht die beste Wirkung in der Oper. Die orientalischen Sitten und Gebräuche, die von den unsrigen so sehr verschieden und so wenig bekannt sind, eröfnen der Einbildungskraft ein weitläuftiges Feld und sind dieser dramatischen Gattung am angemessensten.

Allenthalben, wo der Despotismus herrscht, fließen die Sitten der verschiedenen Stände nicht durch sanfte Schattirungen in einander, sondern

stechen

stechen grell gegen einander ab. Sklaverey steht da neben der Hoheit, Liebe artet in Wuth aus, und die Leidenschaften der Großen sind ohne Zügel. Da kann man in Einem Menschen die kindischste Unwissenheit mit einer unumschränkten Gewalt, und eine feige und niederträchtige Schwäche mit dem übermüthigsten Stolze verbunden sehen. Da sieht man den Mißbrauch der Gewalt mit dem Leben der Männer und der Tugend der Weiber spielen, die Empörung steht der wildesten Tyranney zur Seite, der Despot macht alles zittern, bis er selbst zittern muß, und oft geschieht beydes zu gleicher Zeit. Dieß sind die Sitten, die die Oper braucht; sie erlauben uns die verschiedensten Töne, und das Serail bietet alle Arten von Begebenheiten und Vorfällen dar. Der Dichter kann wechselsweise einen lebhaften, feyerlichen, muntern, ernsthaften, lustigen, schrecklichen und spashaften Ton annehmen. Auch die Religionsgebräuche der Morgenländer haben ein gewisses magisches, wunderbares Ansehen, das sehr geschickt ist, den Geist zu fesseln, und das Interesse der Bühne zu verstärken.

Und wenn man nun noch das Werk durch eine große philosophische Idee krönte, oder besser das ganze Gebäude darauf gründete! In diesem Falle würde die Oper aufhören, ein bloßer Gegenstand der Belustigung zu seyn, sie würde ein wahres Lehrgedicht werden, und der gute Dichter, der sich damit beschäftigte, würde auf den Dank und die Achtung aller Gutgesinnten rechnen dürfen. — —

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns größtentheils sehr gegründet scheinen, und viel Aehnlichkeit mit den Vorschlägen haben, die schon Algarotti und Sulzer zur Verbesserung der Oper thaten, geht Hr. v. B. zu seiner eignen Oper und der Behandlungsart, die er dabey angewendet, über. Der eben so trostreiche, als vielleicht hart scheinende Grundsatz:

Homme! ta grandeur sur la terre
N'appartient point à ton état;
Elle est toute à ton charactère.

ist der Gegenstand, und mit Einem Worte die Würde des Menschen der moralische Zweck dieses Stücks. Ehe wir an das Gedicht selbst gehen, wollen wir unsern Lesern dasjenige noch mittheilen, was Hr. v. B. über die Musik seiner Oper sagt.

„Mein Freund Salieri, dieser große Com- „ponist, dieser Mann, der der Schule des berühm- „ten Gluck so viel Ehre macht, hat ganz den „Styl seines großen Lehrers, und von der Natur „das feinste Gefühl, eine richtige Beurtheilungskraft, „ein außerordentliches dramatisches Talent mit einer „Fruchtbarkeit ohne Gleichen erhalten. Er hat die he- „roische Ueberwindung gehabt, mir zu Gefallen, eine „Menge musikalischer Schönheiten, von denen „seine Oper funkelte, aufzuopfern; und zwar blos „deshalb, weil sie die Scene verlängerten und die „Handlung ermatteten. Allein die männliche, „kräftige Farbe und der rasche und kühne Gang des

„Wer-

„Werkes werden ihn für alle diese Aufopferungen
„hinlänglich entschädigen.“

„Dieser Mann von Genie, den man so sehr
„verkennt, dessen schöne Oper die Horazier man
„so unbillig verachtet, hat im Tarare zum voraus
„einen Einwurf, den man mir machen könnte —
„daß nämlich mein Gedicht wenig sangbar sey
„— beantwortet. Das aber war auch nicht der
„Zweck unserer Bemühungen: wir wollten eine
„dramatische Musik machen. „Die Gedanken
„„auswässern, den Ausdruck schwächen, um ihn
„„musikalischer zu machen, das, Freund, sagte ich
„„zu ihm, ist die wahre Quelle der Mißbräuche,
„„die uns die Oper verderbt haben. Lassen Sie
„„uns einen Versuch wagen, die Musik zu der Hö-
„„he eines nervösen und stark verwickelten Gedichts
„„zu erheben! So werden wir ihr ihre ganze
„„Würde wiedergeben, und vielleicht die großen
„„Wirkungen erreichen, die man von den alten
„„Schauspielen der Griechen rühmt.“ Dieses
„stolze Unternehmen hat uns Beyden mehr als ein
„Jahr Zeit geraubt. Unsere gemeinschaftlichen
„Untersuchungen, bilde ich mir ein, würden eine
„sehr gute Poetik zum Gebrauch der Oper gegeben
„haben: denn Hr. Salieri hat von Natur Talen-
„te zum Dichter, und ich verstehe etwas von Mu-
„sik. Vielleicht ist es nöthig, alle diese Dinge zu
„vereinigen, wenn man glücklich seyn und Beyfall
„finden will.“

„Tonkünstler und Schauspieler können nichts,
„als ein bedeutungsloses Geräusch ausdrücken,
„wenn

„wenn sie die Worte ersticken, und es sollte der „Stolz dieser Künstler seyn, daß sie Empfindun„gen auszudrücken vermögend sind. Ich habe es „von meinem Componisten erhalten, daß er, mit „einer beständigen Abwechselung, unsere Arbeit in „zwey Theile theilte, so daß die Musik — wenn „ich mich so ausdrücken darf — sich gleichsam „vom Gedichte, und das Gedicht von der Musik „ausruhte. Einen ähnlichen Vertrag müssen auch „das Orchester und die Sänger unter sich errichten, „wenn sie nicht langweilig werden wollen. Wenn „die Seele des Tonkünstlers in die Seele des Dich„ters übergegangen ist, und sich gleichsam mit ihr „vermählt hat, so werden alle wirksamen Theile „sich verstehen und einander abwarten, ohne sich zu „durchkreuzen und zu ersticken. Aus ihrer Verei„nigung entspringt das Vergnügen, aber Lange„weile ist die unausbleibliche Folge, wenn eines „derselben um den Vorzug buhlt."

„Das bestmöglichste Orchester vernichtet alles „Vergnügen, sobald es die Worte ganz verschlingt. „Es geht dann mit dem Schauspiele, wie mit ei„nem schönen Gesichte, das mit Diamanten über„laden ist; es blendet und interessirt nicht. Unser „einziges Bestreben bey unserer Arbeit war, „dem größten Schauspiel der Welt die Schönheiten „zu geben, die es noch entbehren mußte, einen „schnellern Gang, ein lebhafteres, wärmeres In„teresse, und vorzüglich die Ehre, verstanden zu „werden."

„Zwey

„Zwey sehr kurze Maximen machten bey allen „unsern Proben mein ganzes Gesetzbuch für das „Theater aus. Unsern Schauspielern voll guten „Willens sagte ich nichts, als: Sprechen sie „laut und vernehmlich! (*Prononcez bien!*) „und dem ersten Orchester von der Welt nicht „mehr als drey Worte: Mäßigen Sie sich! „(*Appaisez vous!*) Haben wir dieses einmal „wohl gefaßt, setzte ich hinzu, so können wir uns „alle mögliche Aufmerksamkeit vom Publico ver„sprechen. „Aber, wird man mir einwenden, „„wenn wir nichts verstehen können, worauf sollen „„wir denn hören?“ — „Meine Herren,“ ant„worte ich, „in einem Schauspiele, wo gespro„„chen wird, versteht man alles, und nur in einem „„Schauspiele, wo man singt, würde man nichts „„verstehen. Vergeßen Sie nie, daß singen hier „„nichts, als stärker, harmonischer sprechen „„heißt. Was betäubt Ihr Gehör? Thun es die „„zusammengekneteten Stimmen (*l'empâtement* „„*des voix*) oder das Geräusch des Orchesters? „„*Prononcez bien! Appaisez vous!* Dieß ist „„für das Orchester und die Schauspieler das „„Hauptmittel gegen dieses Uebel. Allein ich ha„„be auch noch ein Geheimniß entdeckt, das ich „„Ihnen mittheilen will. Ich habe die Ursache „„ausfindig gemacht, warum man in der Oper „„nichts versteht? Soll ich sie sagen? Man ver„„steht nichts, weil man — nicht zuhört. „„Das geringe Interesse, ich gebe es gern zu, mag „„diese Unaufmerksamkeit verursacht haben, allein ich

„„habe

„„habe doch in verschiedenen neuen Arbeiten, die „„alle voll vortreflicher Sachen sind, bemerkt, daß „„glückliche Augenblicke die allgemeine Aufmerksam„„keit fesselten u. s. w.““

Wir kommen nunmehr auf das Stück selbst zu sprechen. Voran geht ein Prolog von ganz eigener Einrichtung. Die Musik, dieses unüberwindliche Hinderniß der Entwickelung der Charaktere, erlaubte dem Dichter nicht, seine Personen im Stücke selbst so ausführlich zu schildern, als doch durchaus nöthig ist, wenn man sich für sie interessiren soll. Dieser Prolog vertritt also die Stelle der Exposition. Durch ihn erfahren die Zuschauer alles, was sie zum Verständniß des Stücks zu wissen brauchen. Es treten auf: die Natur, der Genius des Feuers und die Schatten der sämmtlichen im Stücke vorkommenden Personen. „Ich „sammle, sagt die Natur, die Elemente aller ver„gangenen und in das Unermeßliche zerstreuten Ge„schlechter, um ein neues Geschlecht der lächerli„chen menschlichen Gattung auf Kosten der übri„gen lebendigen Wesen zu schaffen. — „Und „übst du diese unumschränkte Gewalt, die du „über diese Gattung hast, fragt der Genius des „Feuers, auch an den Individuen?“ — „Das „wäre verlorne Mühe!“ — „So brauchst du „wenigstens zur Schöpfung der Großen und Mäch„tigen der Erde einen reinern Stoff?“ — „Auch „das nicht, so sehr sie es selbst wähnen. Die Na„tur streut sie zu Tausenden ohne Wahl und ohne

„Maas

„Maas hin!“ — Sie stellt eine Art von Beschwörung an:

Froids humains, non encor vivans;
Atomes perdus dans l'espace:
Que chacun de vos élémens,
Se rapproche et prenne sa place,
Suivant l'ordre, la pesanteur,
Et toutes les loix immuables,
Que l'éternel dispensateur
Impose aux êtres vos semblables.
Humains non encor existans,
A mes yeux paraissez vivans!

(Was für Verse! Bey den Zeilen: *Froids humains, non encor vivans — A mes yeux paraissez vivans!* fiel dem Recens. der Vers aus einer Jesuiterkomödie ein, wo Gott sagt: Komm, Adam, komm und laß dich schaffen!) Auf diese Beschwörung erscheinen die Schatten der sämmtlichen Personen, die im Stücke vorkommen. Ihre Reden verrathen schon durchaus den Charakter, unter welchem sie sich in der Folge zeigen werden. Aber wo bleibt nun die gepriesene Moralität des Stücks? Was hilft es uns, daß wir wissen, unsere Größe auf der Erde hänge allein von unserm Charakter ab, wenn wir diesen Charakter uns nicht selbst geben, wenn wir ihn aus den Händen der Natur empfangen, und ihn so lassen müssen, wie wir ihn empfangen?

Erster Akt. (Scene, im Palaste des Königs Atar) Tarare ein tapferer, edelmüthiger Krie-

Krieger in Ormus hat sich durch seine Verdienste die Achtung der ganzen Nation erworben, aber eben dadurch auch den Haß des despotischen Königs Atar auf sich geladen. Man darf den Namen Tarare nicht in seiner Gegenwart aussprechen, oder er geräth in die äußerste Wuth und es ereignet sich eine große Veränderung in der Situation der Personen. Tarare lebt auf dem Lande im Schoos der Ruhe und einer geliebten Gattin. Atar beneidet sein Glück, und sucht es zu stören. Er läßt durch Altamort, den Sohn des Oberpriesters, sein schönes Weib Astasien entführen, und in sein Serail bringen, wo sie den Namen Irza bekömmt. Astasie ist in Verzweiflung. Tarare erscheint und klagt über sein erlittenes Unrecht, dessen Urheber er aber nicht zu nennen weiß. Atar ist über den Schmerz des trostlosen Tarare entzückt und schenkt ihm einen prächtigen Palast und hundert der schönsten Weiber. „Ich erhebe „ihn," sagt er, „um ihn zu stürzen." Tarare beruhigt sich nicht damit. Atar befiehlt dem Altamort, eine Flotte auszurüsten, und auf die Seeräuber, die vorgeblichen Entführer Astasiens, Jagd zu machen: Zu Altamort aber sagt er leise:

S'il revoit jamais ce séjour,
Tu m'en repondra sur ta tête.

Zweyter Akt. (Scene ein öffentlicher Platz mit dem Tempel des Brama.) Arthenäus, der Oberpriester tritt auf, und meldet dem Atar, daß eine

eine wilde Nation einen Einfall in seine Staaten drohe. Die Sitte des Landes ist, daß in solchen Fällen die Wahl des Feldherrn durch ein kleines Kind getroffen wird, das man in den Tempel des Brama führt, wo es irgend einen Namen ausspricht, den man dann vom Brama eingegeben glaubt. Man macht Anstalten zu dieser Feyerlichkeit. Indeß erfährt Tarare von Calpigi, einem Verschnittenen des Serails, dem er ehedem das Leben gerettet, den wahren Verlauf der Sache, daß Altamort der Räuber seiner Astasie ist, und daß diese sich im Serall Atars befindet. Calpigi zeigt ihm Mittel und Wege, in den Serail einzudringen. Atar erscheint mit einem großen Gefolge im Tempel. Der Oberpriester hat dem Kinde eingeschärft, den Namen seines Sohnes Altamort zu nennen, allein der geliebte Name des Tarare ist selbst den Kindern so geläufig worden, daß ihm der Name des Tarare entschlüpft, der auch auf der Stelle vom Volke zum Heerführer ausgerufen wird. Tarare und Altamort entzweyen sich, und fordern sich heraus.

Dritter Akt. (Scene, die Gärten des Serails, mit dem Apartement der Irza.) Atar giebt der Irza zu Ehren ein prächtiges Fest. Er erfährt, daß Tarare den Altamort im Zweykampf erlegt habe. Diese Nachricht stöhrt ihn zwar in seinem guten Muthe nicht, allein alle Feyerlichkeiten und alle Pracht sind nicht im Stande Astasien aufzuheitern. Calpigi erzählt, auf

Atars Befehl, seinen Lebenslauf in folgender drollichten Romanze:

1.

Je suis né natif de Ferrare;
Là, par les soins d'un père avare,
Mon chant s'étant fort embelli;
Ahi! povero Calpigi!
Je passai du Conservatoire,
Premier Chanteur à l'Oratoire
Du Souverain di Napoli:
Ah! bravo, Caro Calpigi!

(Zu Ende jeder Strophe dreht er sich um, und sieht ängstlich nach der Seite, wo er fürchtet, daß Tarare hereinkommen möchte.)

2.

La plus célèbre Cantatrice,
De moi fit bientôt par caprice,
Un simulacre de mari.
Ahi! povero Calpigi!
Mes fureurs, ni mes jalousies,
N'arrêtant point ses fantaisies,
J'étais chez moi comme un zero:
Ahi! Calpigi povero!

3.

Je resolus pour m'en défaire,
De la vendre à certain Corsaire,
Exprès passé de Tripoli:
Ah! bravo, caro Calpigi!
Le jour venu, mon traitre d'homme,
Au lieu de me compter la somme,

M'en-

M'enchaîne au pied de leur châlit:
Ahi! povero Calpigi!

4.

Le Forban en fit sa Maitresse;
De moi, l'argus de sa sagesse;
Et j'étais là tout comme ici:
Ahi! povero Calpigi!

(Spinette, eine europäische Sklavin im Pallaste, schlägt bey diesen Worten ein lautes Gelächter auf.)

Atar

Qu' avez vous à rire Spinette?

Calpigi

Vous voyez ma fausse coquette.

Atar

Dit-il vrai?

Spinette

Signor, è vero.

Calpigi

Ahi! Calpigi povero!

(Hier sieht man den Tarare, welchem Calpigi von diesem unvermutheten Fest keine Nachricht geben können, in der Tiefe des Theaters auf einer Strickleiter die Mauer herabsteigen. Calpigi allein wird ihn gewahr.)

5. (plus vite)

Bientôt, à travers la Lybie,
L'Egypte, l' Istme, l'Arabie,
Il allait nous vendre au Sophi:
Ahi! povero Calpigi!

Nous sommes pris, dit le Barbare.
Qui nous prenoit? Ce fut . . . *Tarare* . . .
Astasie, fesant un cri.
Tarare!
Tout le Serail s'ecrie
Tarare!
Atar furieux.
Tarare!

Er zieht seinen Dolch, alles flieht, und er folgt Astasien in ihr Gemach. In dieser Unordnung ist Tarare zum Glück nicht erkannt worden: er verkleidet sich auf Calpigis Rath in einen schwarzen Sklaven. Atar kömmt unerhört von Astasien zurück, erblickt den verkleideten Tarare und sagt:

Calpigi, je forme un projet:
Coupons la tête à cet Esclave;
Défigure-la tout-à-fait;
Porte-la de ma part toi-même.
Dis-lui qu'en mes transports jaloux
Surprenant içi son époux . . .
(il tire le sabre de Calpigi)

Calpigi hält ihn zurück, und hat Mühe, es ihm auszureden. Atar bekömmt einen andern Einfall; er sagt:

Prends-moi ce vil muet;
Conduis-le chez elle en secret;
Apprends lui que ma tendre flamme
La donne à ce monstre pour femme.
Dis-lui que j'ai fait serment,
Qu'elle n'aura jamais d'autre époux, d'autre amant,

Vier-

Vierter Akt. (Scene, das Innere von Astasiens Apartement.) Calpigi erscheint und kündigt Astasien den Befehl Atars an. Sie geräth in Verzweifelung, und beredet Spinetten, ihre Stelle zu übernehmen. Spinette, die sich beym Könige Dank zu verdienen sucht, empfängt den Tarare äußerst gütig, der sie hinter ihrem Schleyer für Astasien hält, und mit dieser Freundlichkeit sehr unzufrieden ist. Dem Atar gereut sein Plan, er schickt Soldaten ab, die den Sklaven tödten sollen, und Tarare wird erkannt.

Fünfter Akt. (Scene ein Hof im Innern des Palastes.) Tarare wird von den Priestern des Brama zum Tode verurtheilt und soll verbrannt werden. Tarare erklärt, vom Scheine hintergangen, Atars Irza wäre nicht seine Astasie. Für diesen Frevel soll Irza auch mit dem Leben büßen. Astasie und Tarare erkennen sich. Die Soldaten erregen einen Aufstand, befreyen ihren Liebling Tarare, und rufen ihn zum König aus. Atar ersticht sich aus Verzweifelung. Am Ende erscheinen die Natur und der Genius des Feuers wieder, und sprechen die Worte aus:

Homme! ta grandeur sur la terre,
N'appartient point à ton état;
Elle est toute à ton charactère.

die sich, so wie sie ausgesprochen werden, mit feurigen Charaktern in den Wolken abmalen.

Dieß ist der Inhalt der neuen Oper des Hrn. v. B., die in Paris mit so großem Beyfalle aufgenommen worden. Ob sie diesen Beyfall aber auch so ganz uneingeschränkt verdient, ist eine andere Frage. Wenn man das Stück nach den Regeln, und zwar nicht blos nach den willkührlichen Conventionen untersuchen wollte, so dürfte es mancher Tadel treffen. Eine Menge großer und kleiner Unwahrscheinlichkeiten, die man dieser dramatischen Gattung freylich am ersten verzeiht, abgerechnet, sucht man hier vergebens die Entwickelung starker, contrastirender Leidenschaften und Charaktere, vergebens die Sprache des Herzens und der mannichfaltigen, zärtlichen, fröhlichen, traurigen und schreckhaften Empfindungen, die vorzüglich in das Gebiete der Oper gehören. Die Poesie des Stücks ist sehr schwach, oder vielmehr es ist gar keine Poesie, sondern größtentheils blos kalte, ängstlich gereimte Prose. Wahres Interesse nimmt man an keiner Person des Stücks, nicht einmal am Tarare, weil der Dichter ihre Charaktere nicht hinlänglich entfaltet, noch die wahre Sprache der Leidenschaft ihnen in den Mund gelegt hat. Demungeachtet muß man gestehen, daß man, auch schon beym Lesen, in beständiger Erwartung bleibt. Die glücklichsten und kühnsten Imbroglio's, die sich auf die natürlichste und doch zugleich überraschendste Art entwickeln, neue und auffallende Theaterstreiche, viel Witz, geistreiche treffende Satyre, und einzelne hervorstechende, schöne Gedanken, findet man in Allem, was vom

Hrn.

Hrn. v. B. kömmt, und auch hier im reichen Maasse. Mit großer Kunst hat der Dichter jeden Umstand benutzt, der den Augen und Ohren seiner Zuschauer einen neuen ergötzenden Eindruck verschaffen konnte. Wenn man dazu noch die vortrefliche Execution und die Pracht der Decorationen nimmt, so läßt sich der Beyfall eines solchen, alle Sinnen fesselnden Schauspiels, leicht begreifen. Von dieser Pracht kann man sich aus folgenden Umständen einen Begriff machen. Es treten in dem Stücke über siebenzig Sänger und Sängerinnen, über dreißig Tänzer und Tänzerinnen, und sonst noch eine Menge Personen auf, und die Theaterdirection hat auf dieses einzige Stück 200,000 Liv. gewendet. Die Musik des Hrn. Salieri hat nur zweydeutigen Beyfall gefunden, so sehr sich der Dichter auch Mühe gegeben hat, seinen Tonkünstler als einen zweyten Amphion vorzustellen. Wir haben diesen Fall vor einigen Jahren auch in Deutschland gehabt.

VI.

Vermischte Nachrichten.

Dresden. Die hiesige Maler-Akademie hat zu Rom einen ihrer geschicktesten Zöglinge durch den

Tod verloren. Herr August Christoph Kirsch, ein Sohn des Herrn Finanz-Sekretär Kirsch, war den 22sten May 1763 geboren. Schon mit dem sechsten Jahre fing er an die Malerakademie zu besuchen, wo er anfänglich besonders unter der Anführung des ältern Herrn Klaß sich im Zeichnen übte, und dann den Unterricht des Herrn Director Casanova genoß. Da er dabey auch wissenschaftliche Unterweisung bekam, und bey dieser soviel Fleiß anwandte, als er bald zur Malerey Genie zeigte; so waren schon seine ersten Versuche in eignen Entwürfen keine bloßen Wiederholungen des Gesehnen, sondern verriethen Nachdenken und Wissenschaft. Bey der Gemälde-Ausstellung im März 1785 zog er die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein großes Bild, von ungefähr drey Ellen in der Breite und zwey in der Höhe, auf sich, welches auf die Art Hrn. Seydelmanns mit Ossa-Säpia und einem trocknen Pinsel gemalt war, und Hektors Leichnam darstellte, wie er in den väterlichen Palast zurück gebracht, und von der ganzen königlichen Familie umringt und beweint wird. Die Anordnung dieser reichen Zusammenstellung zeigte Verstand; die Zeichnung war, wenn schon nicht durchaus correct, doch in einem edeln Style: nur einigen weiblichen Köpfen wünschte man mehr Grazie. Dieß war auch der einzige Tadel, den man bey der folgenden Ausstellung, im Jahre 1786, bey einem Oelgemälde von seiner Hand fällte, das die heilige Familie darstellte, und sonst von dem Geiste des Palma eingegeben zu seyn schien, so wie verschiedens

dene skizzirte Handzeichnungen einen zweyten Julius Romano verkündigten. Jenes Oelgemälde zog ihm den ehrenvollen Auftrag zu, das Altarbild für die neu erbaute Kreuzkirche, binnen drey Jahren, zu verfertigen, und Sr. Churfürstl. Durchlaucht hatten die Gnade, ihn als Pensionär auf eben soviel Jahre nach Rom zu senden, damit er jenes Bild gleichsam unter den Augen der größten Historienmaler verfertigen könne, und so das seinige nicht zu weit unter dem Altargemälde von Mengs in der Dresdner katholischen Hofkirche bleibe. Er ging dahin im May 1786 ab, wo er aber leider! den 8ten Oktober 1787 an einer Brustentzündung starb. Dieß ist der dritte hoffnungsvolle Künstler, den die Sächsischen Kunst-Akademien zu Rom einbüßten, und erneuert den Schmerz über den Verlust des vortreflichen Landschaftzeichners Herrn Bach, und des Bildhauers Herrn Schäfer.

England.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber der Bibliothek.

London den 26 Nov. 1787.

— Ueber die englische Litteratur habe ich Ihnen seit langer Zeit nichts geschrieben, und in der That läßt sich nicht eben viel davon schreiben. Der Bücher, welche sich Unsterblichkeit versprechen können, giebt es itzt sehr wenige, und dieß, dünkt mich, ist der Fall nicht mit England allein. Die Romane

machen, seit einigen Jahren, den zahlreichsten Artikel neuer Bücher in diesem Lande aus; mit diesen aber haben Sie nichts zu thun. Die Frauenzimmer haben hier dieses Fach sehr an sich gerissen; viele Mädchen vom Stande schreiben im Sommer auf dem Lande aus Langerweile, lassen dann ohne Namen drucken, und erhalten wenigstens soviel dafür, daß sie ihr Nadelgeld erhöhen können, wodurch sie sich ihren Winteraufenthalt in London angenehmer machen. So viel auch Schlechtes unter diesen Romanen seyn mag, so unterscheiden sie sich doch immer noch von deutscher Schmiererey, denn die Sprache ist wenigstens die Sprache der feinern Welt und der Mode, und die Scene ist die der gesitteten und verfeinerten Gesellschaft. — Die Zahl der Schauspiele ist hier weit geringer, als in Deutschland, denn um des Buchhändlerlohnes willen schreibt hier niemand leicht ein Schauspiel. Der größte Gewinnst kommt von der Bühne, und, um da angenommen zu werden, und hernach neun Nächte zu erleben, muß ein Stück einen beträchtlichen Grad von Verdienst haben. Als ich Ihnen das leztemal über diesen Artikel schrieb, zeigte ich Ihnen an 1) He would be a soldier, und 2) die School for Greybeards, wovon sich besonders das erste mit Beyfall erhalten hat. Es gewinnt gar sehr über jenes, wenn man es liest, und einige der sentimentalen Stellen, obschon vielleicht ein wenig zu geschraubt, dünken mich vortreflich. Das zweyte wurde von den besten Schauspielern zu London vorgestellt, gefiel also anfangs mehr, konnte

sich aber in die Länge nicht erhalten. — Das Trauerspiel Heloise, von dem ich Ihnen auch damals schrieb, wurde zwar mehrere Nächte hindurch gespielt, konnte sich aber auch nicht erhalten. Einige Zeit nachher aber erschien ein Stück, welches wieder für lange Zeit Epoche machen wird, und welches seinen Rang unter den ersten und besten der neuern englischen Bühne erhalten hat. Such things are geht hier unter dem Namen eines Lustspiels, ist aber, was wir ein Drama nennen würden. Viele Auftritte sind voll von der feinsten Empfindsamkeit, und in der schönsten und edelsten Sprache ausgedrückt. Doch ist auch Laune nicht ausgeschlossen, und einige Situationen haben den Charakter des wahren Komischen. Das Ganze thut auf der Bühne eine vortrefliche Wirkung, und ich würde es mit Vergnügen ins Deutsche übersetzen, wenn es zu haben wäre. Ein Buchhändler hat der Verfasserin 300 Pf. Sterl. dafür angeboten, die sie ausgeschlagen hat; denn so lange es nicht gedruckt ist, müssen alle Provinzialtheater, so wie die Irischen und Schottischen, ansehnliche Summen für eine Copie bezahlen: und die Gesetze dieses Landes sind so, daß sie jedem Schriftsteller sein Eigenthum auf das heiligste sichern. Sie soll schon über 1000 Pf. St. damit gewonnen haben, und Sheridan mehr als zweymal so viel mit seiner School for Scandal, die noch immer nicht gedruckt ist. Mrs. Inchbald hatte sich schon durch andere Stücke bekannt gemacht, wovon ich Ihnen, glaube ich, „the Mogul tale,“ und „I'll tell You what,“ angezeigt

gezeigt habe. The widow's Vow, eine Posse, appearance is against him und the midnight hour sind auch von ihr. Mrs. Inchbald ist 1756 geboren; ihr Vater war ein Pachter auf dem Lande, der frühzeitig starb. Seine Tochter erhitzte sich ihre Einbildungskraft mit Romanen, verließ in ihrem sechszehnten Jahre ihre Mutter, und warf sich, ohne Geld und ohne Freunde, in den Ocean von London. Ihre Begebenheiten waren im höchsten Grade romantisch und abentheuerlich; eben so tugendhaft als schön, entging sie Versuchungen und Fallstricken beynahe durch Wunder, bis sie, damals Miß Simmers, den Schauspieler Inchbald heirathete, seit dessen Tode sie sehr eingezogen lebt und einen Namen aufrecht erhält, den auch die Schmähsucht nicht angreift. Sie hat eine Hinderniß in der Rede, und ich besinne mich nicht, daß ich sie je anders gesehen habe, als in Rollen vom zweyten und dritten Range. — Einige Zeit nach jenem erschien Seduction, ein Lustspiel von Holcraft, der sich auch durch andere Stücke bekannt gemacht, aber nie etwas Vorzügliches geleistet hat. Einmal läßt sich dieses Stück mit Vergnügen beydes sehen und lesen; aber es hat keinen innern Gehalt, der ihm eine Dauer versprechen kann, die es zum Stock-play stempelt. Die Charaktere sind lebhaft und stark gezeichnet; aber es sind nicht Züge der menschlichen Natur. Alles erscheint unter der Form und der Affectation der Mode. Es sind Geschöpfe, wie man sie hin und wieder in großen Gesellschaften, in der Londner Modewelt sieht, und

das Pikante davon verschwindet mit der Neuigkeit. Vieles ist in diesem Stücke gezwungen und Manches unnatürlich. — Colman's Sommerbühne im Hay-market hat dießmal wenig bedeutendes hervor gebracht. *) — Kurz nach der Wintereröffnung von Drurylane erschien the new peerage, ein Lustspiel der Miß Lee, Schwester derjenigen, die den Recess und the Chapter of accidents schrieb. Sie halten eine Schule für junge Frauenzimmer zu Bath. Ich habe es noch nicht gesehen, weiß aber, daß es mit großem Beyfalle aufgenommen worden und schon die siebente Nacht erlebt hat.

Des Obristen Tarletons Werk über die letzten amerikanischen Feldzüge hat, im Verlaufe dieses Jahres, einiges Aufsehen gemacht, und ihm neue Feindschaften zugezogen. Es erschienen mancherley Widersprüche von Augenzeugen; man warf ihm vor, daß er mehrere Vorfälle falsch dargestellt, daß er das Verdienst verschiedener Generale herabgesetzt, und daß er sich des Undankes gegen seinen Freund und Gönner, den Grafen von Cornwallis, gegenwärtigen General-Gouverneur von Ostindien, schuldig gemacht habe. Endlich erschien ein Werk in einem kleinen Octavbande, welches ihn in vielen Dingen

*) Etwa Inkle and Yariko ausgenommen, eine Operette, die sich auf die bekannte Erzählung gründet. Sie ist von Colman und seit kurzem gedruckt.

gen förmlich widerlegt, und die hauptsächlichsten Begebenheiten, die Tarleton's Werk enthält, kurz anzeigt, so daß man sich fast mit diesem allein begnügen kann. Der Verf. ist Makzendie, ein Offizier, der in diesem Kriege diente. – Auch haben wir seit kurzem eine förmliche Geschichte des amerikanischen Krieges, in vier Bänden, von Andrews, einem Schotten erhalten. Wir sind dieser Periode noch viel zu nahe, um eine eigentliche Geschichte dieses Krieges schon zu erwarten. Wir nehmen an gleichzeitigen Begebenheiten einen Antheil, der oft einen Nebel über unsere Augen zieht, und, mehr oder weniger, sehen wir Alle durch die Brille des Partheygeistes. Ueberdieß leben so viele Große, die wir ungern in dem Grade tadeln, den sie verdienen, und Andere, denen wir entweder willig ein Compliment machen, oder für die wir, durch Umstände und Lage, mehr eingenommen sind, als der kalte, abwiegende Geschichtsschreiber es seyn sollte. Ich erwartete also, mit Andern, daß das gegenwärtige ein Buchhändlerwerk seyn würde, d. h., ein Werk, das irgend ein Buchhändler schreiben ließ, weil er wußte, daß es gelesen werden muß. Indessen hat doch Hr. Andrews mehr geleistet. Seine Sprache ist gut; er scheint für keine Parthey besonders geschworen zu haben; seine Genauigkeit und Arbeitsamkeit im Sammeln ist groß, und seine Wahrhaftigkeit in Thatsachen wird gerühmt. Es ist also immer ein sehr gutes, nützliches Werk, so lange Zeit und Umstände kein besseres erwarten lassen.

Peter

Peter Pindar, über den Sie einmal verschiedene Fragen an mich thaten, fährt noch immer fort, mit der nämlichen Laune, der nämlichen Bitterkeit zu schreiben. Unglücklicherweise hat er dieses Jahr den König zum Ziele seines Witzes und seiner Spötterenen gemacht; seine Unverschämtheit ist so weit gegangen, daß er, selbst nach dem Geständnisse der Engländer, alle Freyheit der Presse überschritten hat. Der König ist über solche Dinge viel zu erhaben, um nur im geringsten Aufmerksamkeit darauf zu richten, und doch dünkt mich, daß diese Anfälle selbst den höchsten Gedanken von Unverschämtheit übersteigen. Letzthin griff den Peter Pindar ein John Pinder in einer Fleiad an, die eine Parodie von seiner Lousiad ist. Das Werkchen ist nicht ohne Witz, und Peter muß allerdings finden, daß der Floh sehr heftig beißt; allein John ist doch der Mann nicht, der den Peter zum Schweigen wird bringen können.

Gegenwärtig druckt man an Gibbons Fortsetzung, welche von der Zerstörung des westlichen Reiches bis zum Ende des Oestlichen geht. — Dr. Gillies arbeitet an einer neuen Ausgabe seiner Geschichte von Griechenland. — Auch werden wir nächstens einen Shakespear c. n. variorum erhalten, eine Ausgabe, welche die besten Noten aller Ausleger zusammen liefern wird.

Von neuen Dichtern schreibe ich Ihnen gewöhnlich gar nichts; dießmal aber muß ich eine Ausnahme für Cooper machen. Seine Gedichte sind in diesem Jahre in zwey Bänden erschienen, und zeichnen

zeichnen sich so merklich aus, daß ich sie, im Ganzen genommen, für das Beste halte, was seit etlichen Jahren erschienen. Freylich sind sie nicht gehörig ausgefeilt, freylich ist hin und wieder sein Geschmack ungebildet; aber er hat Schönheiten und eine Kraft, die alles ersetzen.

Wenn ich das classische Fach unberührt lasse, so ist dieß keinesweges meine Schuld. Ich kann mich schlechterdings auf nichts besinnen, das Ihre Aufmerksamkeit an sich ziehen könnte. Indessen haben wir eine neue Ausgabe von Bellendenus erhalten, mit einer berühmten Vorrede von Parr, einem wohlbekannten Gelehrten und überaus geschickten Manne. Bellendenus, wie Ihnen vermuthlich bekannt ist, lebte unter Jacob dem ersten, und schrieb drey Bücher de Statu, von welchen Parr die neue Ausgabe geliefert hat. Die tria lumina orbis Romani wendet Parr auf drey Engländer an, Burke, Lord North und Fox. Die Vorrede hat an die 80 Seiten und ist ungefähr im nämlichen Style, in welchem das Werk selbst geschrieben ist, d. h., sie besteht größtentheils aus Stellen classischer Schriftsteller. Sie ist fast ganz politisch, hat viel Aufsehen gemacht, und wird nächstens besonders in englischer Sprache erscheinen.

Lassen Sie mich nun auf die Künste zu Windsor kommen. Seit einiger Zeit hat der König wichtige Veränderungen im Schlosse gemacht, d. h. im eigentlichen Schlosse; denn das Haus, in welchem der König wohnt, hat er selbst gebaut, und das hat mit jenem nichts zu thun. Wir haben itzt

hier

hier die herrlichen Cartons von Raphael, welche zeither in der Königin Stadthause hingen, wo sie ein schlechtes Licht hatten, und wo es oft schwer hielt, sie zu sehen. Ich hatte sie schon längst in Buckinghamhouse bewundert, aber ich kann Ihnen kaum ausdrücken, wie sehr mir der Unterschied auffiel, als ich sie zum erstenmal zu Windsor sah, besonders zwischen denen, die in London ganz gegen das Licht hingen. Um ihnen eine würdige Stelle zu geben, ließ der König hier einige Zimmer ganz neu möbliren. Am meisten aber hat er in einem Zimmer gethan, welches ganz mit neuen Gemälden von West ausgefüllt ist. Eine genauere Beschreibung von diesen wird Ihnen hoffentlich interessant seyn. Der größern Stücke sind drey, wovon eins die Stiftung des Hosenbandes vorstellt. Hr. West hat sich unglaubliche Mühe gegeben, dieses Stück auf alle mögliche Art interessant zu machen. Was sich nur von Porträten auftreiben ließ, hat er benutzt, und mit vieler historischer Gelehrsamkeit jeder Person etwas Eigenthümliches gegeben. Selbst die Zuschauer sind Personen, die auf mannichfaltige Art in der Geschichte merkwürdig sind. Das ganze Costume hat alle die Genauigkeit und Wahrheit, die sich von einem so gelehrten Maler, wie West, erwarten läßt. Die Scene ist in einer Kirche. Am Altare stehen die Prälaten; vor demselben kniet Eduard der dritte, neben ihm der schwarze Prinz, gefolgt von einer Reihe von andern Rittern. Dabey sieht man die Königin mit andern Frauenzimmern und Hofleuten. Abgesondert von diesen sieht man den

Digitized by Google

obern Theil voller Zuschauer, unter denen sich eine Menge französischer Gefangenen findet, die alle so gewählt und so bezeichnet sind, daß der historische Gelehrte ausfinden kann, wer sie sind. Von einer Erhöhung, dicht am Altare, schaut der gefangene König von Schotland. In alle dem habe ich noch nichts von dem Verdienste des Gemäldes als Gemälde gesagt: Es hat mich mit einem Vergnügen erfüllt, wie mich lange keines von West gethan hat. Die Wirkung ist beydes groß und angenehm. Da ist keine Verwirrung unter der Menge von Figuren, die Gruppen zerfallen in Theile, alles steht an seinem Orte, alles zeichnet sich aus. Das Colorit ist leichter und die Figuren weniger schwer, als die, die ich seit einigen Jahren von West gesehen habe. — Auf einem andern Stücke sind die Hauptfiguren Eduard der dritte, der seinen Sohn nach der Schlacht bey Cressy umarmt. Dicht bey ihnen erkennt man den erschlagenen König von Böhmen an dem Federbusche, den seitdem die Prinzen von Wallis tragen, nebst den Rittern, die zugleich mit ihm blieben. Sein weißes Pferd, an dem man das Motto: „ich dien" sieht, macht einen schönen Contrast mit der Dunkelheit und dem schauerhaften der Scene. Zur Linken ist der Hügel mit der Windmühle, von welcher der König die Schlacht übersah. Die übrigen Figuren sind Personen, wohl bekannt durch die Geschichte, und die man entweder an ihrem Wappen, oder Federbusche, oder Waffen und Rüstung erkennen kann. — Man findet den König zu alt und den Prinzen zu jung. Letzterer war frey-

 lich

lich äußerst jung; aber er könnte doch etwas mehr vom Helden haben, mit etwas mehr Würde erscheinen, und kurz, he makes but a mean figure. Ungleich älter erscheint dieser Prinz auf dem dritten Gemälde, wo man ihm den gefangenen König von Frankreich übergiebt. Auch dieses Gemälde hat seine mannichfaltigen Verdienste und ist äußerst interessant durch die vielen Porträte und merkwürdigen Männer, die hier im sorgfältigsten Costume vorgestellt sind. — Zwey kleine Gemälde hängen über den Thüren: das eine stellt die bekannte Geschichte der Bürger von Calais dar, das andere die Königin Philippa auf einem weißen Pferde an der Spitze ihrer Truppen, die sie gegen die Schotten selbst anführte, während daß ihr Gemahl in Frankreich war. — Ich bin mit Fleiß in der Beschreibung dieser Gemälde umständlicher gewesen, weil ich sie für äußerst merkwürdig und für sehr verdienstvoll halte. Sie gehören, nach meinem Gefühle, bey weitem unter das Beste, was ich von West gesehen habe. Er wohnt seit Monaten hier mit seiner Familie und Gehülfen und arbeitet noch immer daran. Man sucht ihn zu bereden, eine historische und antiquarische Beschreibung davon heraus zu geben, wozu er in der That sehr fähig ist. Auch hat er alle mögliche Unterstützung gehabt, und ich weiß, daß man oft Bände durchsucht hat, um ein Wappen, einen Federbusch, oder irgend einen charakterischen Zug einer einzigen Person zu finden. — Das Zimmer selbst ist von einem Geschmacke und einer Pracht, die des Königes würdig ist: die Tapeten pur-

purpurfarbige Seide, und die Bluhmen längst den Lambrien in ihren natürlichen Farben gestickt. Der Baldachin über dem Throne reich in Gold, und die Seite im Rücken eine ungeheure Rose mit gestickten Bluhmen, welche von der Arbeit junger Frauenzimmer sind, die die Königin mit vielen Kosten in der Schule der berühmten Mrs. Wright erziehen ließ.

Noch hatten wir vor kurzem einen andern artigen Schau zu Windsor. Der König von Neapel schenkte dem hiesigen einen vollständigen Aufsatz von Porzellan. Die mannichfaltigen Gefäße, die einen Theil desselben ausmachen, sind antik, die Malerey und Figuren nach dem Herkulaneum, und die Bedeutung auf jedem Stücke in italienischer Sprache geschrieben. Das Alles ist sehr interessant und schön im Ganzen; aber in Theilen dünkt mich, daß ich in Rücksicht auf Malerey, Geschmack, Eleganz der Formen und Güte der Erde, an mehr als einem Orte besseres gesehen habe. Aber das Hauptwerk in diesem Aufsatze sind die Figuren in Biscuit, und diese sind über alles, was ich je gesehen, und in der That mehr, als ich glaubte, daß sich in Biscuit ausführen ließ. Ich habe mit vielen Künstlern darüber gesprochen, und ihre Bewunderung glich der meinigen. Pferde an antike Wagen gespannt, in vollem Lauffe, antike Figuren zu Pferde mit Spießen, ein Fechter, der so eben von seinem Pferde fällt, ein erschlagenes Pferd, ein zerbrochener oder vielmehr an der Meta zerschmetterter Wagen, von welchem Bruchstücke herum liegen,

Gla-

Gladiatoren, weibliche Figuren, welche fechten: — und alles zusammen macht — leider kein Ganzes, keinen einfach verfolgten Plan. Beym ersten Eintritte ins Zimmer, wenn man diese Figuren sieht, welche in der Mitte der porzellanen Gefäße stehen, glaubt man sich nach Griechenland versetzt; mein erster Gedanke war an die olympischen Spiele, zunächst glaubte ich Hippolitus zu sehen, wie sein Wagen zerschmettert wird; dann Gladiatoren, dann — kurz ich sehe nun, daß das Ganze sich unmöglich unter Einen Plan bringen ließ. Die Pferde sind etwa einen Schuh hoch, das Uebrige verhältnißmäßig. In der Mitte ist ein Aufsatz von beträchtlicher Höhe, auf dessen oberstem Theile eine sitzende Figur in römischer Tracht sich auszeichnet, welche Preise vertheilt; auf den gradirten Stufen umher stehen Figuren, mit mancherley Attributen, deren einige den Preis erhalten haben. Der Künstler ist ein Italiener, der selbst mit im Schiffe herüber kam; der Maler der Gefäße, ein geborner Engländer.

Bey Wests Gemälden hätte ich noch sagen sollen, daß die Lambrien und Leisten hinter dem Throne von Rebecca gemalt worden, einem verdienstvollen italienischen Künstler. Die Figuren sind emblematisch. Merkur, Neptun, der Handel, der Landbau, der Ueberfluß, die Künste rc. Alles dieß ist auf einen goldenen Grund gemalt, welcher ein überaus reiches Ansehen giebt, aber die Wirkung äußerst schwer macht. — Glücklich die Künstler, welche für einen König und eine Königin

gin arbeiten, welche Kunst und Künstler zu schätzen und zu ehren wissen, und selbst den reinsten, edelsten und geläutertesten Geschmack besitzen! rc.

Englische Litteratur.

The Final Farewell, a Poem, written on retiring from London. 4. *Debrett.* Die Hauptabsicht dieses sehr gut geschriebenen Gedichts, scheint eine Schilderung gewisser Charaktere zu seyn, die in der englischen großen Welt Aufsehen machen. Wie Juvenals Umbritius nimmt der Dichter von der Stadt, die er gut zu kennen scheint, Abschied, und behandelt die Pairs und die Schauspieler, die Schriftsteller und Operntänzer mit gleicher Freiheit. Seine Gemälde sind voll feiner satyrischer Laune, und seine malerischen Talente in den Beschreibungen, die er einstreut, nicht gemein.

The Idyllia, Epigrams, and Fragmens of Theocritus, Bion, and Moschus, with the Elegies of Tyrtaeus, translated from the Greek into English Verse. To which are added, Dissertations and Notes. By the Rev. *Richard Polwhele.* 4to. *Cadell.* Je schwerer die Uebersetzung solcher Dichter ist, wo die Sitten der Zeit so verschieden von den unsrigen sind, desto mehr verdient derjenige Lob, der den glücklichen Weg gefunden, sie für unsere Zeit genießbar zu machen. Dieß ist der Fall bey gegenwärtiger Uebersetzung, wo den theokritischen Hirten ihre ursprüngliche Rohigkeit nicht genommen, aber doch auch der Delicatesse unserer verfeinerten Zeit nicht

nicht zu nahe getreten ist. Die Anmerkungen sind mit Verstand gewählt und voll classischer Kenntniß. Die angehängten Abhandlungen über den verschiedenen Charakter der übersetzten Dichter können den Freunden der alten Litteratur nicht anders als willkommen seyn.

Edward; or the Curate. A Poem. By the Rev. *Samuel Hooke*, A.M. 4to. *Dodsley*. Eine angenehme poetische Erzählung. Sie schildert die Liebe zwischen einem Pfarrcandidaten und der Tochter eines Landedelmanns, der sie deswegen verstößt und enterbt. Die Liebenden werden dadurch ein Raub des Elends und das Opfer ihrer Leidenschaft. So simpel die Geschichte ist, so ist sie durch die eingewebten Charaktere, durch rührende Schilderungen und den ungemein polirten Ausdruck doch höchst interessant.

Poems on various Subjects. By *John Thelwall*. In two Vols. Vol. I. 12mo. *Denis*. Diese Gedichte enthalten Züge von einem originellen Genie und vieler Kraft, das aber noch nicht durch Geschmack und Kritik gebildet genug ist.

Select Odes from the Persian Poet *Hafez*. Translated into English Verse, with Notes critical and explanatory, by *John Nott*. 4to. *Cadell*. 1783. Wir kennen diesen persischen Dichter in Deutschland schon durch die 16 Oden, von denen der gelehrte Graf Reviczky, gegenwärtig Kais. Gesandter in Wien, uns eine lateinische Uebersetzung, zu Wien gedruckt, geliefert

hat. Seitdem hat Hr. Richardson und Sir W. Jones in England mehr Proben von diesem Dichter gegeben, und Hr. Nott liefert hier 17 von Hafez Oden, die er zugleich mit seiner poetischen Uebersetzung im Original abdrucken lassen, in der Absicht die Kenntniß der arabischen Sprache dadurch zu befördern. In den Noten findet man eine angenehme Einleitung in die morgenländische Litteratur.

Observations relative chiefly to Picturesque Beauty, made in the Year 1772, on several Parts of England; particularly the Mountains and Lakes of Cumberland and Westmoreland. By *William Gilpin*, M. A. 2 Vols. 8vo. *Planize.* Schon vor etlichen Jahren gab Hr. Gilpin ähnliche Beobachtungen heraus, die wir auch zu seiner Zeit angezeigt haben. In jenen prüfte er eine Landschaft nach den Regeln der malerischen Schönheit, und wandte die Schilderung der Scenen, die die Natur darstellte, auf die Grundsätze der künstlichen Landschaft an. In den gegenwärtigen untersucht er die Erscheinungen verschiedener Gegenstände, und prüft, unter welchen Gestalten, in welchem Licht und Schatten, und unter welchen Situationen sie hauptsächlich malerisch werden. Er geht nach Oxford, Warwick, Coventry, Birmingham, Manchester, Lancaster, Kendal, die Seen von Cumberland, Wynardermere, Perrith, Carlisle, Norton, und Rippon, von da nach Castleton, in Derbyshire, Burton und Ashford, Chatsworth, Dovedale, Derby,

Leicester, St. Alban's und London. Die Ansichten und Scenen, die auf dieser Reise geschildert werden, sind die schönsten malerischen Gegenstände. Auch kommen Beschreibungen von Ruinen, Alterthümern, Landsitzen, mit Anmerkungen hinzu, die den feinsten Geschmack, die sicherste Beurtheilungskraft und eine sehr lebhafte Einbildung verrathen. Die Kupferstiche stellen Schilderungen dar, wo hauptsächlich auf die Wirkung des Ganzen gesehen wird. Ein höchst angenehmes Werk für jeden Leser, und für den Landschaftsmaler oder Gartenanleger, ein sehr lehrreiches.

The Lounger. A Periodical Paper, published at Edinburgh in the Years 1785. and 1786. 3 Vols. *Cadell. London.* Der Herausgeber dieser Monatsschrift beschreibt sich als einen beobachtenden Müßiggänger, d. i. als einen Mann, der kein öffentliches Amt hat, umher schlendert, und beobachtet: die Folge seiner Beobachtungen theilt er hier der Welt mit, und es wäre zu wünschen, daß es viel solche Müßiggänger gäbe: denn unstreitig gehört es zu den vortreflichsten Monatsblätter, die dem Spectator, the World, the Rambler, the Idler, u. s. w. an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Das Lehrreiche wechselt mit dem Scherzhaften, eine feine Kritik mit einer launigten Satyre ab, und die strengste Moral wird unter dem lächelnden Vortrag willkommen. Die Verf., worunter man vornämlich die Hrn. Beattie und Mackenzie nennt, scheinen dieselbigen zu seyn, die vor etlichen Jahren den Spiegel in drey Bändchen geliefert, wovon wir

auch eine gute Uebersetzung haben. In der Schweiz ist eine deutsche Uebersetzung von dem gegenwärtigen Lounger angekündiget worden.

The Wrongs of Africa. A Poem. Part the First. 4to *Faulder*. In diesem Gedichte, das voller Kraft und starker poetischer Gemälde ist, zeigt sich der Verfasser als einen warmen Sachwalter der unglücklichen Neger, die der europäische Geiz so grausam behandelt. Wer kann ohne Rührung folgende Stelle lesen?

Form'd with the same capacity of pain,
The same desire of pleasure and of ease,
Why feels not Man for Man? when Nature shrinks
From the slight puncture of an insect's sting,
Faints if not screen'd from sultry Suns, and pines
Beneath the hardship of an hour delay
Of needful nutriment; when liberty
Is prized so dearly, that the slightest breath
That ruffles but her mantle, can awake
To arms, unwarlike nations, and can raise
Confederate states to vindicate her claims:
How shall the sufferer man, his fellow doom
To ills he mourns, or spurns at? tear with stripes
His quivering flesh; with hunger and with thirst
Waste his emaciate frame? in ceaseless toils
Exhaust his vital powers; and bind his limbs
In galling chains? Shall he whose fragile form
Demands continual blessings, to support
Its complicated texture; air and food,
Raiment, alternate rest, and kindly skies,

And

And healthful Seasons, dare with impious voice
To ask those mercies, whilst his selfish aim
Arrests the general freedom of their course?
And gratified beyond his utmost wish,
Debars another from the bounteous store?

Paulina; or the Russian Daughter. A Poem. In two Books. By *Robert Merry*, Esq. 4to. *Robson*. Eine äußerst rührende Geschichte in sehr pathetischen Schilderungen vorgetragen.

Prose on several Occasions: accompanied with some Pieces in Verse. By *George Colman*. 3 Vols. 8vo. *Cadell*. Die meisten dieser Aufsätze sind schon durch Tagebücher bekannt worden; haben es aber auf alle Weise verdient, unter der Aufsicht und Revision des witzigen und gelehrten Verfassers wieder zu erscheinen. Er giebt in seiner Vorrede davon selbst ein Verzeichniß mit seinen kritischen Urtheilen. Im ersten Bande sind Aufsätze, die in St. James's Chronicle, in dem London Paket, und andern Journalen eingerückt gewesen. Der zweyte Band enthält vermischte Stücke, in gebundener und ungebundener Schreibart, didaktische und launigte, ernsthafte und scherzhafte, satyrische und kritische Aufsätze, nebst verschiedenen leichtern Gedichten, die auch schon hin und wieder eingerückt gewesen: der dritte, dessen Uebersetzung der Epistel an die Pisonen, und den übrigen Raum füllen Prologen und Epilogen, worinne man ihn dem Garrick an die Seite setzt.

Sean

Sean Dana; Le Oisian, Orran, Ulanne &c. Ancient Poems of Ossians Orran, le Uin &c. By *John Smith*, D.D. 8. *Elliot*. Wir haben vor einigen Jahren vom Hrn. Smith gallische Alterthümer erhalten, wovon uns auch aus der Weidmann- und Reichischen Handlung zu Leipzig eine sehr gute Uebersetzung geliefert worden. Hr. S. versprach damals die Originale der Gedichte, die diese Sammlung enthält, zu liefern, und hält hier Wort. Seine Anmerkungen betreffen hauptsächlich die alte gallische Poesie. Ohne Rücksicht auf den Streit, der sich über die Aechtheit oder das Alterthum dieser Gedichte erhoben, werden sie allezeit als Denkmäler großer poetischer Talente schätzbar bleiben, und hoffentlich werden wir die gegenwärtige Sammlung auch übersetzt erhalten.

The Temple of Folly, in four Cantos. By Theophilus *Swift*, Esq. 4to. *Johnson*. Ein satyrisch-komisches Gedicht, voll guter und malerischer Züge, und keine üble Nachahmung der Dunciade. Obgleich der Dichter der Thorheit überhaupt seinen Tempel gewidmet hat, so schießt er doch vorzüglich seine Pfeile auf den Aeronauten Lunardi ab.

Imperfect Hints towards a New Edition of Shakspeare, written chiefly in the Year 1782. 4to. *Robson*. Dieser enthusiastische Freund des Shakespear hatte längst eine prächtige, mit Kupferstichen verzierte Ausgabe des Dichters gewünscht,

wünscht, als ihm der Vorschlag der Hrn. Boydell, den wir zu seiner Zeit angezeigt, vorkam. Er hat einen großen Theil der dramatischen Werke des Dichters geprüft und Situationen zu Kupferblättern, ja selbst Vignetten, durch die sie können verzieret werden, angegeben, und ohne Zweifel können die Künstler, die dazu gebraucht werden, manche glückliche Winke daraus benutzen, da der Verfasser durchgängig einen richtigen Geschmack und eine lebhafte Einbildungskraft äußert, seine Situationen gut gewählt, und die Figuren gut gruppirt hat.

Six Narrative Poems. By *Eliza Knipe.* 4to. *Dilly.* Diese Geschichten sind auf eine leichte, gefällige Art erzählt. Sie führen folgende Titel: The Vizir — the Village Wake — the Return from the Crusade — the Prussian Officier — Humanity. Vorzüglich nimmt sich die afrikanische Erzählung Otomboka und Omaza aus.

Poems consisting chiefly of Original Pieces. By the Rev. J. *Whitehouse.* 8. *Robinsons.* Wenn die Kritik in diesen Gedichten manches zu tadeln finden möchte, so belohnen sie doch durch viele Schönheiten: sie enthalten Elegien, Oden, Sonnette und Aufschriften.

West-Indian Eclogues. 4to. Lowndes. 1787. Diese Eklogen schildern auf eine rührende Art die unglücklichen afrikanischen Negersklaven, die aus

ihrem

ihrem Vaterlande in den Pflanzungen der westlichen Inseln unter der Geißel ihrer Tyrannen seufzen. Der Verf. sagt, daß er verschiedene Jahre daselbst ein Augenzeuge gewesen. Unter den Gedichten stehen Anmerkungen, die verschiedene dasige Naturprodukte erläutern.

An accurate and descriptive Catalogue of the several Paintings in the King of Spain's Palace at Madrid; with some Account of the Pictures in the Buen-Retiro. By *Richard Cumberland*. 12mo. *Dilly*. 1787. Aus der Vorrede erfährt man, daß dieß Verzeichniß der königlichen Gemäldesammlung von dem Aufseher derselbigen herrühret, von dem er sie nach seiner Zurückkunft aus Spanien erhielt: sie kam aber zu spät, um sie seinen Anekdoten der spanischen Maler einzuverleiben.

Chess. 8vo. *Robinson*. 1787. Der Verf. Hr. Twiß hat in diesem sehr unterhaltenden Buche alles zusammen getragen, was man von diesem interessanten Spiele aufgezeichnet hat. Er zeigt, daß es im sechsten Jahrhunderte in Indien erfunden worden, von Persien nach Arabien, und von da nach Spanien gebracht worden. — Dann folgt die Litterargeschichte aller der Schriftsteller, die darüber geschrieben haben.

Fran-

Französische Litteratur.

Vathec, à Lausanne chez *Isaac Hignon et Comp.* MDCCLXXXVII. 204 p. 8. Ein kleiner, äußerst unterhaltender Roman in morgenländischem Geschmacke. Der Verf. besitzt die Gabe einer leichten, angenehmen und gefälligen Erzählung, viel Witz und Laune, und verräth durchaus eine reiche, blühende, oft nur zu üppige Fantasie. In den gewöhnlichen, morgenländischen Erzählungen herrscht eine einschläfernde Monotonie; der Leser wird durch einen Zirkel geläufiger Vorstellungen, Bilder, Erscheinungen und Wunder herum geführt, und sieht gemeiniglich gleich auf der ersten Seite den Ausgang vorher: hier aber findet man lauter neue, wenigstens von einer neuen Seite geschilderte Gegenstände, die Erwartung bleibt bis zur letzten Seite des Buchs gespannt; die Auflösung überrascht wenigstens, wenn sie auch gleich nicht ganz befriedigen sollte. Die beyden Hauptpersonen sind aus der wahren Geschichte der arabischen Kalifen genommen. Der Kalife Vathek, der Sohn einer Griechin, Namens Carathis, hat mit der Muttermilch die Liebe zu geheimen, übernatürlichen Kenntnissen, denen seine Mutter ergeben ist, eingesogen, und sucht seine brennende Wißbegierde durch alle unerlaubte Mittel zu befriedigen. Er häuft Verbrechen auf Verbrechen, und findet endlich — doch wir wollen den Lesern nicht das Vergnügen der Ueberraschung rauben. Wie man sieht,

sieht, so ist die Moral, die bey dieser Geschichte zu Grunde liegt, für unser Jahrzehend, wo magischer Unsinn aller Art, Freunde und gläubige Seelen findet, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. In der Vorrede erfährt man, daß das Buch vom Hrn. Beckford ursprünglich in französischer Sprache geschrieben worden. Ein indiscreter Gelehrter, deren es auch außerhalb Deutschland giebt, hat eine englische Uebersetzung davon unter dem Titel: *The history of the Calif Vathec an Arabian Tale* herausgegeben, noch ehe das Original erschienen war, und in der Vorrede behauptet, es wäre eine Uebersetzung aus dem Arabischen. Der Verf. erklärt diese Behauptung für eine Unwahrheit, und verspricht noch andere ähnliche Arbeiten heraus zu geben, die er aus der kostbaren Sammlung orientalischer Manuscripte von der Verlassenschaft des bekannten Worthley Montague, deren Originale Hr. Palmer, Regisseur des Herzogs von Bedford in London besitzt, schöpfen wird. In dem Intelligenzblatt der allgemeinen Litteratur-Zeitung No. 25. 1787. hat man eine Uebersetzung der englischen Uebersetzung des Vathek angekündigt, die aber ganz überflüßig ist, da schon eine deutsche Uebersetzung dieser kleinen Schrift hier in Leipzig unter dem Titel: der Thurm von Samarah, eine warnende Geschichte für Astrologen, Zeichendeuter, Magier und alle Liebhaber geheimer Wissenschaften: Aus dem Arabischen 1788. 353 Seiten in 8. erschienen ist.

Choix

Choix de petits Romans, imités de l'Allemand, suivis de quelques Essais de Poésies lyriques, par *N. de Bonneville*; à Paris chez Barrois. 323 p. die Vorrede 64 p. 12mo. Es sind zwey Erzählungen aus den Bagatellen von Anton-Wall, drey aus Meißners Skizzen, zwey aus Sturz Schriften. Dann eine Anekdote von dem Aufenthalte Maria Theresiens zu Frankfurt am Mayn, die Herrn Wieland zugeschrieben wird, und vermuthlich nur in seinem Merkur steht. Noch eine Anekdote über das Trauerspiel, die Räuber, welches Hr. von Bonneville in Verbindung mit Hrn. Friedel, ins Französische übersetzt hat, und von dem er sagt: Quoique l'ensemble & presque tous les détails de la Piece soient du plus mauvais goût, les traits sublimes qu'on y rencontre en assez grand nombre, & surtout un horrible intérêt vous attachent, malgré vous, à des scenes toûjours plus affreuses.. Unser Landsmann, Hr. Friedel, hätte billig nicht dazu beytragen sollen, durch die Uebersetzung einer solchen Tragödie die deutsche Litteratur in Frankreich lächerlich zu machen: er hätte wissen können, daß le succès inoui sur tous les théatres de l'Allemagne, où l'on a permis de la jouer, (wie sein Freund sich ausdrückt) einzig der Beyfall junger Leute war, die immer das Schauderhafte lieben, Sünden gegen den guten Geschmack und die richtige Darstellung von Sitten und Leidenschaften nicht bemerken, weil sie die Welt noch nicht

kennen und ihr Geschmack noch nicht ausgebildet ist, und daher vor Freude außer sich gerathen, sobald ein Schauspiel sie nur stark afficirt. Die Anekdote zeigt, wie gefährlich für die öffentliche Ruhe eine Vorstellung dieses Stücks zu Freyburg im Brisgau ward, wo einige junge Leute (es werden wohl nur Knaben gewesen seyn, unter denen ein ähnlicher Fall sich auch in hiesiger Gegend zugetragen hat) sich verbanden, das glänzende Beyspiel der Schillerschen Helden nachzuahmen. Allgemeiner war die Folge, daß junge Leute einander die Spitzbubennamen beylegten, und daß hieraus Unfug und Schlägerey entstand. Fast überall ward daher die weitere Vorstellung untersagt, und es macht unsern Schauspielern Schande, daß sie eines solchen Verbots erst bedurften. Dem Verf. fällt von diesem Unfuge keine Schuld anheim, da er das Stück schrieb, als er noch auf der Schule zu Stuttgardt war, und keinen dramatischen Dichter, als den Shakspeare in der deutschen Uebersetzung gelesen hatte. In dieser Rücksicht verdiente es allerdings Lob, oder vielmehr, der Verf. verdiente deshalb Aufmunterung und Belehrung zur nützlichern Anwendung seines nicht gewöhnlichen Dichtertalents. — Die angehängten Melanges enthalten größtentheils Nachahmungen poetischer Stücke aus dem Englischen, Italienischen und Deutschen, die in Absicht der Versification keinen großen Werth haben. Die Vorrede ist gegen die französischen Journalisten geschrieben.

Théa-

Théatre des Grecs, par le P. *Brumoy*. Nouvelle édition, enrichie de très-belles gravures, & augmentée de la traduction entière des pieces grecques dont il n'existe que des extraits dans toutes les éditions précédentes, & de comparaisons, d'observations & de remarques nouvelles. Par MM. *de Rochefort* & *du Theil* de l'académie Royale des inscriptions & belles-lettres, & par *M****. 7 Vols. in 8vo. A Paris, chez *Cussac*. Die Vorzüge dieser Ausgabe des so bekannten Theaters der Griechen von Brumoy sind hinlänglich auf dem Titel angezeiget. Von den beyden Herausgebern hat sich M. de Rochefort schon durch seine poetische Uebersetzung des Homer und M. du Theil durch Uebersetzung verschiedener Stücken aus dem Plutarch bekannt gemacht.

Oeuvres complettes de M. *Marmontel*. Edit. revue & corrigée vom I—VIII. A Paris. Die letztern vier Bände sind zum Theil neu und enthalten die Artikel, die er in die neue Ausgabe der Encyclopédie par ordre des matieres gearbeitet, wie dort nach alphabetischer Ordnung, unter dem Titel: Elémens de litterature. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden noch ein paar Bände folgen, da er beym Buchstaben (N) stehen geblieben ist. Eine deutsche Uebersetzung dieser Elémens ist bereits angekündigt worden, nach deren Erscheinung wir von diesem

allerdings wichtigen kritischen Werke eine ausführliche Anzeige liefern werden.

Den 25. August ward, wie gewöhnlich, der Saal des Louvre eröffnet, wo die Kunstwerke der Malerey und Bildhauerey, die die Professoren der Kön. Akademie seit zwey Jahren geliefert, aufgestellt waren. Das Verzeichniß davon wird unter dem gewöhnlichen Titel ausgegeben: Exposition des peintures, sculptures & autres ouvrages de MM. de l'académie Royale de peinture & sculpture de Paris, faite au Sallon du Louvre, à la St. Louis derniere.

Ein Kupferstich, der eine ziemlich gute Idee von vorgedachten Gemälden, dem Inhalte eines Jeden und dem Orte, den sie einnehmen, giebt, ist unter dem Titel erschienen: Exposition au Salon du Louvre 1787. und kostet 4 Livres. Derselbe Künstler, der auch dergleichen von 1785. herausgegeben, ist der Verfasser auch von dieser, die noch weit besser gerathen ist.

Unter den darüber heraus gekommenen Urtheilen verdienen die Observations critiques sur les Tableaux du Salon de l'année 1787, 2de Suite du Discours sur la Peinture in 8vo. (32 S.) angezeiget zu werden.

Exposition au Salon du Louvre en 1787. par M. Martini.

Und

Und Supplément à l'Ami des Artistes au Sallon. in 8vo. *Lesclapart.*

Paris. Hier giebt ein gewisser Chevalier de S*** einen Prospektus von einer Maschine Polychreste verticale & horizontale genannt, heraus, die man als eine glückliche Erfindung für die Künste anpreist. Der Gebrauch derselbigen dient nämlich getreue Kopien von allen Werken der Kunst zu machen, indem sie der Person die kopiret, ein getreues Gemälde von allen Objekten, die man zeichnen oder malen will, in jeder Proportion und Größe in die Hand liefert. Eine Miniatur, ein Kupferstich, eine Zeichnung, eine geographische Charte, ein Basrelief, Muscheln, Mineralien, kurz, alle mögliche Objecte, die nur ein Zoll groß sind, können bis zweyhundert mal der Originalgröße vergrößert; und so im Gegentheil ein Objekt von etlichen Fuß zu einer Miniatur verkleinert werden, mit Beybehaltung aller Proportionen und Formen. Die Machine Polychreste horizontale giebt die Projection des Bildes auf eine horizontal gelegte Fläche, und die verticale auf eine perpendiculär gestellte einer Staffeley. Ein mehrers von dem Gebrauche dieser Maschine besagt der Prospectus. Sie kostet 8 Louis neufs, und die Certificate der Mitglieder der Malerey und Bildhauerkunst scheinen für die Güte dieser Erfindung Gewähr zu leisten.

Neue Kupferstiche.

September. Combat des Horaces, von Avril, nach einem Gemälde von Lebarbier dem Aeltern, gestochen, Preis 16 Liv. Die Idee ist nicht aus der Geschichte, sondern aus dem bekannten Trauerspiele des Corneille entlehnt, und glücklich ausgeführt. Nur haben die Figuren etwas theatralisches.

Nina: ein buntfarbig Blatt von Janinet, nach Hoin. Preis 6 Liv.

La Curieuse, 14 Zoll hoch, 10. breit, von C. F. Letellier, nach F. Imbert, als Gegenbild zu La Ruelle, nach Chaule: das Blatt 3 Livres.

Battolini hat nach Rigaud zwey bunte Blätter gestochen, die eine interessante Episode aus Adèle und Theodor vorstellen.

October. Le Rendez-vous de chasse de Henri IV. gezeichnet von B. Borel, gestochen von Guttenberg. Heinrich der 4te kömmt mit einem Bauer zu Pferde an: man sieht Gabrielle d'Estrées, Sülli und andere Hofleute, die seiner warten. Auf dem zweyten Grunde erblickt man den Wagen des Königs und die Jäger seines Gefolgs: auf dem dritten in der Entfernung die Bauernhütte in einer Landschaft: kostet 6 Liv.

Auszug

Auszug aus einem Briefe eines Kunstfreundes von Paris, den 26. August 1787.

Wie sehr die guten Kupferstich-Abdrücke der vorzüglichsten Meister, unter der Regierung Ludwig des XIV. in Paris geschätzt und gesucht werden, kann folgendes dienen. „Sollten Sie wohl „glauben, daß man für die Nappe ou les Pélérins d'Emaus in guten Abdrücken 7. 8. bis „10 neue Louis oder Schild'or verlangt? das heißt „wenn er aufgeleimt, beschnitten, oder nicht beschnitten ist. Le Cadet à la perle verkaufet „sich jetzt für 6 bis 7 Louisd'or, der Briseux ist gar „nicht in guten Abdrücken zu finden, eben so wenig „der König von Pohlen, von Balechou — „Jupiter & Danaë, & Leda & Jo — „drey Kupfer des Duchange, ohne die Gewänder, nach Correggio kosten 4 Louisd'ors. „Man muß sich glücklich schätzen, la transfiguration & la Descente de Croix, von „Dorigny, für 100 Livres zu erhalten. La St. „Genevieue, von Balechou, von verschiedenem „Werthe, von 4 bis 6 Louisd'or, und Abdrücke, „avant les barres noires tirées sur la Lettre, „bis 10 Louisd'or. Aus diesem ist zu ersehn, wie hoch „alle berühmte Stücke in Paris gestiegen, und wie „rar geworden, aber auch wie viel in fremde Länder „ausgeführt worden sind; alles leert sich endlich aus. „Mit manchen neu erschienenen Kupfern geht es „fast eben so Les Canadiens au Tombeau de „leurs Enfans, von Jugouf gegraben, verkauf-

„ten sich in diesem Frühlinge beym Künstler der „Abdrücke ohne Schrift, für 32 Livres, jezt gelten „sie schon 120 Livres das Blatt ꝛc.“

Italien.

Ode di Orazio volgarizzate. Reggio nelle Stamperia di Giuseppe Davolio. 1786. 350 p. gr. 8. Ein italienischer Uebersetzer lateinischer Schriftsteller, und vorzüglich lateinischer Dichter, hat viel Vortheile vor den Uebersetzern aller übrigen lebenden Sprachen. Das Italienische hat nicht allein eine Menge lateinischer Wörter fast ganz unverändert beybehalten; es kann überdieß auch noch die meisten Wendungen der lateinischen Sprache nachbilden und sich auf das genaueste an sie anschmiegen. Daher kommt es auch, daß die Italiener so viel gute und zum Theil wirklich musterhafte Uebersetzungen alter Schriftsteller, an denen wir immer noch so arm sind, aufweisen können. Auch an dem Horaz hatten sich schon Mehrere, und gewiß nicht mit unglücklichem Erfolge versucht, obgleich der Verf. gegenwärtiger Uebersetzung wenig mit ihnen zufrieden ist, und ihre Arbeiten für wenig mehr, als Nichts, zu achten scheint. Vielleicht kann sein Nachfolger dieses Urtheil über ihn selbst, mit größerm Rechte, wiederhohlen. Seine Uebersetzung, welche die vier Bücher der Oden und das Buch der Epoden in sich begreift, ist größtentheils in gereimten Versen und Strophen von verschiedener Einrichtung, obgleich auch einige reim-

lose

lose Stücke mit unter laufen. Es fehlt ihm nicht ganz an poetischem Geiste und Sinn für die Schönheiten des Dichters; allein, um fünf Bücher Oden vortreflich zu übersetzen, dazu wird nicht weniger, als selbst ein großer Dichter erfodert, der unser Verf. nicht ist. Einzelne Verse, Gedanken und Bilder drückt er oft recht glücklich aus, dafür aber verwischt er auch manchen feinen Zug, manche Schönheit, die in der Uebersetzung wohl zu erreichen gewesen wäre, und noch öfter schiebt er dem Dichter seine eigenen Gedanken unter. Die angehängten wenigen Anmerkungen sind größtentheils Rechtfertigung der von ihm angenommenen Lesarten und wollen wenig bedeuten. Wir geben unsern Lesern eine kleine Probe der Uebersetzung und wählen dazu die 25ste Ode des dritten Buchs:

A Bacco

Dove, dove, figliuolo di Semele,
Pien di te mi trasporti? Che miro?
In quai ſpechi, in quai boſchi m'aggiro!
E ſi rapido il piede si move,
E idee nove
Mi ſorgeno in cor!

Di queſti antri qual fia da me ſcelgasi
A eternar il gran Ceſar col canto,
E a riporlo fra gli aſtri, ed accanto
Sino a Giove? Ah ch'io deggio dir coſe
Portentoſe
E non dette finor.

 Come

Came è scossa Baccante, destandosi,
S'Ebro e i diacci, e su Rodope vede
I vestigi di barbaro piede,
Si' a me piace or foresta deserta
Or un erta
Vagando, incontrar.

Leneo, Re delle Najadi, e Tiadi,
Che han tal braccio, onde il frassin si svella,
Non sia umil, non mortal mia favella.
Dietro a un Nume di pampini ornato
E anche grato
Con rischio l'andar.

Rom. Elogio di *Pompeo Girolamo Batoni.* Roma 1787. nella Stampa *Pagliarini*, in 8. di pp. 82. Pompeo Battoni war einer der größten neuern Maler in Rom. Er war zu Lucca den 5ten Februar 1708 geboren. Bis zum 7ten Jahre war er sehr dumm und äußerst unbehülflich: doch zeigte er schon große Neigung zur Malerey. Anfänglich lernte er das Handwerk seines Vaters, der ein Goldschmidt war. Da sein Trieb zu jener Kunst aber fortdauerte, that der Vater ihn nach Rom, wo er unter dem Sebastiano Conca und Agostino Masucci, die Natur, die Antike und den Raphael studierte. Er suchte hauptsächlich die sanften Affekten auszudrücken. Die Kaiserin Maria Theresia erhob ihn in den Adelstand. Er starb im 79sten Jahre seines Alters den 4. Febr. 1787 an einem Schlagfluße. Der Sig. Cav.

Cav. Onofrio Bona, ein Cortoneser, ist Verfasser dieser Lobschrift. In seinem Eingange schildert er auf eine angenehme Art den Zustand der Malerey in Rom, bey des Battoni Ankunft in der Stadt. Folgende Parallele zwischen ihm und Mengs, der sein Rival war, verdient hier angeführt zu werden. Questi arrivono a farsi ammirare per due differenti strade. L'uno fu fatto Pittore dalla filosofia, l'altro dalla natura. Ebbe il *Batoni* nell' arte un gusto naturale, che trasportavalo al bello, senza che ei se n'accorgesse: il Mengs vi arrivò colla riflessione e studio, Toccarono in sorte al *Batoni*, come ad *Apelle* i doni delle grazie; al *Mengs*, come a *Protogene* i sommi sforzi dell' arte. Forse il primo fu più Pittore che Filosofo; il secondo più Filosofo che pittore. Forse questi fu più sublime nell' Arte, ma più studiato; il *Batoni* fu meno profondo, ma più naturale. Ne vuolsi con ciò dire, che la natura o fasse ingrata col *Mengs* o mancasse al Batoni il necessario raziozinio nella Pittura, che maneggiò, quant' altri mai accortamente. Solo ci sembra, che in quell' amichevole cospirazione della Natura e dell' Arte a formare un eccellente Pittore, fosse tra loro così diversi i pregi, che dove l'uno mancava, supplendo l'altro, nascesse quindi quell' equilibrio di valore e di credito, che accordò loro viventi la pubblica fama,

e che

e che essi tacitamente confessarono quando soli in una Schiera di valent uomini loro coetanei, si contrastavano con nobile emulazione il primato nell' Arte. Neppure bilanciando adesso i meriti di ambedue vogliamo istituire questioni, che avrebbero in fino l'esito stesso di quelle suì meriti dell' *Ariosto* e del *Tasso* &c.

Turin. Godofreidos Jerusalem liberatae Torquati Tassi Latina Versio, auctore D. *Balthassare Frambaglia.* Taurini. in typographia Ignatii *Soffietti.* Vol. 2. in 8vo. Man hatte zwar schon von Domenico Zanni eine lateinische Uebersetzung des befreyeten Jerusalem, die 1743 zu Cremona erschienen ist: indessen war man nicht ganz zufrieden, und Hr. Zambaglia hat daher nicht für überflüßig gehalten eine neue zu liefern. Hier ist eine Probe der erste Ottava.

Arma virumque cano, qui Christi insigne sepulcrum
Sustulit e dura saeuaque tyrannide Thracum.
Ingenio multa ille est ausus, multa patrauit
Dextra, multa tulit nec non incommoda belli.
Nequicquam contra vis obstitit effera Ditis!
Frustra Asiae et Libyae coiere in praelia gentes;
Prospera namque olli fuit alta potentia coeli,
Et sacra errantes socios sub signa coegit.

Berich-

Berichtigung.

In der Allgemeinen deutschen Bibliothek 77sten B. 1stes Stück S. 112 wird eine Uebersetzung der kleinen Schrift des Herrn Abbe Renzinger, ehmaligen französischen Gesandtschafts-Sekretär zu Hamburg, über das in unserm Verlage herausgekommene

Tableau de l'Allemagne & de la Litterature allemande, par un Anglois à Berlin pour ses amis à Londres

für eine Uebersetzung dieses Buchs ausgegeben. Wie ein Irthum den andern herbey führt, so ist es denn auch ganz falsch, wenn gesagt wird, der Verfasser habe nicht gewußt, daß die Abhandlung über die Lieder der Griechen, in Hagedorns Werken, vom Herrn Prof. Ebert herrühre, und eine Uebersetzung sey. Der Verfasser konnte diesen Fehler ohnmöglich begehen, da er diese Abhandlung mit keiner Sylbe erwähnt. In der That wär er aber auch in dieser Schrift von keiner Bedeutung, die nicht für Deutsche, sondern für Engländer geschrieben ist; für Freunde, welche unsere Litteratur durch Herrn Hubers Choix und den übersetzten Geßner schon einigermaßen kannten, und über das Schreiben Friederichs de la litterature allemande von dem Verf. nähere Auskunft begehrten, die er ihnen dadurch am besten zu geben glaubte, wenn er

ihnen

ihnen den gegenwärtigen litterarischen und sittlichen Zustand Deutschlands schilderte. In dieser Hinsicht, und als die Schrift eines Engländers, muß das Buch beurtheilt werden.

Dykische Buchhandlung.

Register.

Register.

A.

Abrégé de l'Histoire universelle en Figures, von Vauvilliers, 5te Lieferung, 155. 157
les Actions celebres des grands Hommes, von Moithey, erläutert von P. Sylvain Marechal, 3te Lieferung, 155
Akademie der bildenden Künste in Copenhagen. Dazu ausgesetzter Fond nebst Vertheilung, 145. Vornehmste Mitglieder derselben, 145 f.
Alxinger in Wien, 29. f. Doolin.
Andrews Geschichte des amerikanischen Krieges, 318
Apel, Hofmaler. von seinen Arbeiten, 139
Avril, Combat des Horaces, nach Lebarbier dem Aeltern, 159. 342
Ausstellung der Leipziger Kunstakademie, 123

B.

Bach, von dessen Monument in Arkadien, 127
Bartolozzi. Vertheidigung Gibraltars durch Elliot, 151
Battolini, zwey Blätter, nach Rigaud, 342
Battoni, Pompeo. Nachricht von ihm, 346. f. *Elogio*.
Baukunst. wendet sich geradeswegs an die Einbildungskraft, ohne Nachahmung, 22 f. hat mit der Dichtkunst und Malerey manche Grundsätze gemein, 23 f.
— roher Zustand bey den ersten Bewohnern der Erde, 183 f. Geschmack in der Baukunst, f. Geschmack.
Bause, neue Porträts von ihm, 125 f. des Czaars Peters I. 126

Bause,

Bause, Mlle. Juliane, ein Monument in Arkadien, nach Bach, 126. und Landschaft nach Ruisdal, 127
de Beaumarchais, s. *Tarare*.
Bellendenus, de Statu, neue Ausgabe von Parr, 320
Biscuit, s. Windsor.
le Bonneville, N., Choix de petits Romans imités de l'Allemand, 337
Brumoy Théatre des Grecs enrichi per MM. de *Rochefort* et *du Theil*, 7 Voll. 339
le Brün, Mdme. eignes Porträt, 159
Bücher, ihre gewöhnliche Schicksale, 235. mit den der Menschen verglichen, 238

C.

Choix des plus beaux monumens d'Architectures &c. dessinés par *Sergent*, gravés par *Campions*, 159
Coiny, s. *Figures*.
Collection des plus beaux Ouvrages de l'Antiquités, von Wilentin, 2 Lagen, 158
Colman, Georg, Inkle and Yariko, 317 *) Prose on several Occasions: accompagned with some Pieces in Verse, 331
Campions, s. *Choix*.
Costum des Theaters. Gerstenbergs Gedanken davon, 226. er beruft sich vergebens auf Lessing, 227. werden widerlegt, 229. am wenigsten ist die Mischung fremder und einheimischer Sitten erlaubt, 230
Costumes civiles actuels &c. p. *Sylvain Maréchal*, 45ste Lieferung, 157
Cooper, Gedichte, 319 f.
Cosway, Maria, eignes Porträt, 159
Cumberland, Richard, an accurate and descriptive Catalogue of the several Paintings in the King of Spain's Palace at Madrid, 334

D.

Damer, Mrs., ein Adler in Gips und ein Knabe in Marmor, 151

Dan-

Dandelau, Portrait de Nicolas Copernic, 157
David, s. Museum.
— Mlle., A bas le verrou, eigne Zeichnung, 154
Decoche, Portrait de Jean Joseph Fay, dit de Tersac, eigne Zeichnung, 157
Delrive, Clemence de Henry IV. 4tes Blatt vom Heroisme national. 158
Dichter, tragische. Woraus sie ihre Helden gewählt? 225. wie sie ihr Sujet behandelt? 225 f. s. Costum. seine Hauptpflicht, 232
Dichtkunst, wie sie sich die Freyheit nimmt, von der Natur abzuweichen, 11
Doolin von Maynz, ein Rittergedicht, 29. Inhalt des ersten Gesangs, 35. des zweyten, 36. des dritten, 37. des vierten, 38. des fünften, 39. des sechsten, 39 f. siebenten und achten, 40. neunten, 40 f. zehnten, 41 f. über den Plan, 42. über das Interesse, 42 f. eine Unwahrscheinlichkeit, 47. Einförmigkeit der Situationen und Scenen, 49. Fehler der Erzählungen, 50. über die Versification, 51. die Schilderungen, 55. andre Fehler, 58 f. bessere Seite des Dichters, 62. philosophische Stellen, 62 f. einzelne glückliche Bemerkungen, 66. moralische und satyrische Stellen, 67. über die Anmerkungen, 69

E.

Eclogues, West-Indian, 334
Einbildungskraft, wo sie der Sitz der Wahrheit, 3
Elegie auf Friederike Charlotte Bause, 137
Elogio di Pompeo Girolamo Battoni, 346. Parallele zwischen ihm und Mengs, 347
Empfindungen. Eintheilung derselben, 252. wie Leute, die das Schreckliche rc. in der Natur fliehen, sich in der Nachahmung daran ergötzen können? 259. f. auch Gefühl.
Eschenburg, Joh. Joach., über W. Shakespeare, 83. über dessen Leben, 85. Gelehrsamkeit, 88. 90 f. Genie, 93. Fehler, 97. über den Zustand der englischen

schen Bühne zur Zeit Shakspears, 98. über die Eintheilung und Zeitfolge Shakspearischer Schauspiele, 101. über die englischen Ausgaben und Herausgeber der Schakspearischen Schauspiele, 103. einzelne kritische Schriften Shakspearn und seine Herausgeber betreffend, 103. Verzeichniß der Umarbeitungen, Nachahmungen und Uebersetzungen Shakspearischer Schauspiele, 103 f. Erinnerungen gegen zwey Recensenten seiner Uebersetzung, 106. 111 f. über Schakspears Gedichte, 113. Schlußerinnerung des Recensenten, 120
Exposition des Peintures &c. de MM. de l'Academie Royale, &c. 340

F.

Farewell, the final, 326
Figures de Fables de la Fontaine, von Simon und Coiny, nach Vivier's Zeichnungen, 22ste Lieferung, 156 f.
Frambaglia, Balthasare, Godofreidos, Jerusalem liberatae Torquati Tassi, latina Versio, 348

G.

Galerie, historique universelle p. M. de P***, 8te und 9te Lieferung, 156
— universelle des Hommes, qui se sont illustrés dans l'Empire des Lettres, 9te und 10te Lage, 159
— du Palais royal, 6te und 7te Lieferung, 160
Gartenkunst, oder die Kunst Gärten anzulegen, ist eine Abweichung von der Natur, 21
Gedanken, erste, sollten sorgfältig aufbewahrt werden, 5
Gedicht. Forderungen bey einem großen, 30. besondere Schwierigkeiten in Deutschland, 31. und nach Wielands Idris, 32

Gefühle, wo sie sich am lebhaftesten rühren, 255
Gelehrsamkeit, ihr Zustand in England zu Shakspears Zeiten, 88
Gemäldeausstellung der englischen Malerakademie, ein Brief darüber, 146. allgemeine Bemerkungen, 150 f.
Girard, Valmont et la Présidente de Tourvel, nach Lavrince, 159
Geschmack, was er sey? 180. in den Künsten, 180 f. — in der Baukunst, 181 f. verdorbener, 182. auch bey Nationen, 182 f. bey welcher er sich ausgebildet, 183. roher bey den alten Völkern, 183 f. den die Griechen reinigten, 185 f. warum jetzt ein unreiner der herrschende? 188. Verfall bey den Römern, 189. Gothischer Geschmack, 190 f. Aufleburg der Künste, 191. Bildung eines neuen Geschmacks nach den römischen Ueberbleibseln, 192. der nach den griechischen zu verbessern, 193. Anordnung dieser Gebäude, 195. mit der römisch griechischen verglichen, 196. wie der jetzt herrschende zu verbessern, 197. in Ansehung der Ordnung, 198. der Schicklichkeit, 198 f. des Ebenmaßes, 199. der Abwechselung, 200. der guten Verhältnisse, 200 f. der Verzierungen, wobey edle Einfalt, 202. Sparsamkeit, 203. Schicklichkeit, 203 f. und Bestimmtheit erfoderlich, 204. abzuschaffende Mißbräuche bey den Säulen, 205 f. s. Säulen. andere Verzierungen, 211. s. Verzierungen.
Geßner, s. *Lebarbier.*
Geyser. Prospekt der Schulpforte. Abraham verabschiedet die Hagar; ein fürstliches Banquet, 132
Gilpin, William, Observations relative chiefly to pittoresque Beauty &c. 328
Godefroy. Vue perspective de la Ville de Rouen, nach J. F. Hue, 158
Gottlob, von seinen Copien: Porträt seines Sohns, 130. D. Körners in Lebensgröße für die Thomaskirche, 131
Graham, der Mord des David Riccio, 149

Grazien, eine Abhandlung über dieselben, 70. ihre Abkunft, 76 f. ihre Namen; Homers Nachrichten und was sie ursprünglich gewesen, 77. Vorstellungen neuerer Dichter und Erklärung, 78. Bilder, 80. gottesdienstliche Verehrung, 80 f.
Gravure des Projets d'Edifice, qui ont remporté les grands prix &c. 153
Guttenberg, Rendez vous de Chasse de Henry IV. nach Borels Zeichnung, 155. 342. Reformes de S. M. l'Empereur Joseph II, nach de France, 160
Guyot, Humanité et Bienfaisance du Roi, nach P. L. de Bucourt, 158

H.

Hafez, s. *Nott*.
Hemery, to joyeuse Orgie, nach Caresmes Zeichnung, 154 Inauguration de la Statue de Louis XV, nach de Machy, 159
Héroisme national, s. Delrive.
He would be a soldier, ein englisches Schauspiel, 314
Hints, imperfect, towards a new Edition of Shakespeare, 332 f.
Historienmaler, 16
The History of the Calif Vathec, 326. s. *Vathec*.
Hodges, Fortsetzung seiner indianischen Vorstellungen, 148
Hofmann, aus Bayern, eignes Porträt, in enkaustischen Farben, 128. 129 f.
— aus Burgbernberg, ein Taubstummer. lebensgroßes Porträt des Churfürsten, nach Graff, auch einige andre Werke, 129
Holcraft, Seduction, ein Lustspiel, 316 f.
Hooke, Sam, Edward, or the Curate, 317
Horaz, s. *Ode*.
Horen, eine Abhandlung darüber, 70. ihre ursprüngliche Bedeutung, 73. erweiterte, 74. artistische Vorstellungen derselben, 75 f.

J.

Janinet, l'Aveu difficile, nach Lavrince, 159 Nina, nach Hoin. 342
Jardins anglois, 18te und 19te Lage, 154
Interesse für den Helden des Gedichts, wie zu erhalten, wenn übermenschliche Kräfte des Gedichts Grundlage? 44 f. Quellen, woraus das Interesse in den Werken der Dichtkunst entsteht, 47 f.
Inchbald, Mrs., Schauspiele, 315 f. eine Nachricht von ihr, 316

K.

Kritik, ihr höchster und sicherster Rang, 2
Knipe, Eliza, Six narrative Poems, 333 f.
Künste, wenden sich nur an die Einbildungskraft und das Gefühl, 2. entstehen nicht aus der individuellen Natur, als ihrem Muster, 10 f. 13. 15. jede hat ihre eigne Art, die Erfüllung und Vollendung ihres eigenen besondern Zweckes, 20 f. ihr Endzweck ist, einen Eindruck auf das Gefühl und die Einbildungskraft zu machen, 22
Kupferstiche, neue französische, 134. 342
— von dem jetzigen Werthe guter Kupferstichabdrücke in Frankreich, 343

L.

Landschaftmalerey, im erhöhten Styl, 16
Lebarbier. Oeuvres de *Gesner*, avec de très-belles Figures, 7te Lieferung, 154 f.
Lee, Miß, the new Peerage, ein Lustspiel, 317
Le ellier, C. F., la Curieuse. nach F Imbert, 342
Liebe. Bildniß des Schauspielers Reineke, nach Seidelmann, 148
Litteratur, über die gegenwärtige englische, 311 f.
The Lounger, a periodical Paper, 329

Lontherburg, neueste Gemälde, 148
Lustspiel, höheres und niedriges, 17 f.

M.

Makenzie, Schrift wider Tarleton, 318
Malerey, daß sie keine durch Täuschung wirkende, ja gar keine Nachahmung sey, I. 8 f.
Marechal, P. Sylvain, s. les *Actions*. *Costumes*. Histoire de la Grece, représentée par Figures, 1ste Lage, 159 f.
Marmontel, Oeuvres complettes, T. I—VIII. 339 f.
Martini Exposition au Sallon du Louvre en 1787. 340
Mechau, Prospekte von Rom, in Kabinetsgröße, 131
Mensch, über die Kenntniß desselben, 235. Plan des Verf. 240. über die Eintheilung der Gegenstände menschlicher Erkenntnisse in möglichst kleine Theile, 240 f. den gewöhnlichen Vortrag der deutschen Philosophen, 242 f. Erster Theil. Einleitung Unterschied zwischen dem Volkssystem und der spekulativen Philosophie, 243. Grundriß der menschlichen Maschine, 244. Phänomene im Menschen, nebst ihren Ursachen und Gesetzen, 244 f. Gesetz der allgemeinen Verknüpfung, 245. automatische Wirkungen, 248. sinnliche, oder Empfindungen, 251. s. Empfindung.
Merry, Robert, Paulina, or the Russian Daughter a Poem; 331
Minona, oder die Angelsachsen, 217. daß Aezia eine bloße Nebenperson, 217. warum sie gleich in den Vordergrund gestellt? 220
Moithey, s. les *Actions*.
Musikfeyer, Hendels, 151 f.
Museum de Florence, von David, 3te und 4te Lage, 154
Mythologie, Nothwendigkeit und Nutzen ihres Studiums, 70

N. Nach-

N.

Nachahmung, daß die Kunst nicht darauf einzuschränken, 6 f. 13
Nachrichten, vermischte, 123. 311
Nathe, Pinselzeichnungen, 136
Northcote. Der Mord des David Riccio, 149
Nott, John, Select Odes from the Persian Poet *Hafez*, translated, 327 f.

O.

Observations critiques sur les Tableaux du Salon de l'année 1787. 340
Ode di Orazio, 344
Oesers neueste Werke, 124. Caminstücke, 125. Altarblatt für die Nikolaikirche, 125 f.
Oesers, des Sohns, Pinselzeichnungen, 142
Oper, Rangordnung der dazu erfoderlichen Künste, 292. hat jetzt zuviel Musik, 293. welche Süjets sich nicht, 293 f. und welche sich für sie schicken, 294 f. auch *Tarare*.
Opie's, wat Tyler, 149 f.

P.

*M. de P****, s. *Galerie*.
Parr, s. Bellendenus.
Penzel, radirte Blätter, 135
Pindar, Uebersetzung dessen vierzehnter olympischen Ode, 81
Pindar, John, Fleiad, 319
Pindar, Peter, Nachricht von ihm, 319
Poesie, ihr Zustand in England zu Shakspears Zeiten, 89
Polychreste verticale et horizontale p. *de S****, 341
Polwhele, Richard, the Idyllia, Epigrams and Fragmens of Theocritus &c. translated &c. 326 f.

Ponce, le Poteau de Lait und le Verre d'eau, nach Fragonard, 154. Vue de la Ville d'Algir, nach de Bourville Zeichnung, 155
Prospekte, 24. vorradirte und mit Farben ausgeführte des Jesuitercollegiums zu Polock, 140 f.
Portraite. Unterschied in denselben, 15
Portraits des grands Hommes &c. 6te Lieferung, 156

Q.

Queverdo, Nouvelle du Bien-Aimé, eigne Zeichnung, 154

R.

Raphaels Cartons, gegenwärtig in Windsor, 321
Rebecca, seine Malereyen im Schlosse zu Windsor, 325 f.
Recueil des Comedies nouvelles, 152
Reinhart, eine unstaffirte romantische Wildniß, 135. ein in Hogarths Geiste radirtes Blatt, 136
Reynolds, Josua, Rede: daß man die Malerey nicht nur nicht als eine Nachahmung betrachten muß, die durch Täuschung wirkt; sondern daß sie gar keine Nachahmung der sichtbaren Natur sey, 1. jüngst von ihm ausgestellte Gemälde, 147 f.
Richter, Portraite und Vorübungen in großen Galleriestücken, 135
— Sal, Ankunft und Abreise der Russen in Leipzig, 136
de Rochefort, s. *Brumoy*.
Romanne, le President de Tourvel, nach Girard, 154
Romantische Süjets, s. Süjets.
Ruisdael, eine waldichte Landschaft von ihm, wo zu sehen, 127

S.

*de S****, s. *Polychreste*.
Säulen, Fehler an derselben nach jetzigem Geschmack, 205 f.

205 f. Postamente, 206 f. Wandsäulen, 207. Uebereinanderstellung, 207 f. Kuppelung, 209. Pilaster, 209 f. Mißbrauch der Säulenordnungen, 210. s. auch Geschmack.

Salieri, s. *Tarare*.

Scharfsinn, was er sey? 3 f.

Schaubühne, englische, ihr Zustand zur Zeit Shakspears, 98

— tragische, s. Süjets.

Schauspiel. Eintheilung und Zeitfolge der Shakspearischen, 101

Schaz, G., Bluhmen auf den Altar der Grazien, 262. Vorzüge des Verfassers, 263. in Fabeln, 264. einige Beyspiele, 265 f. Erinnerungen über einige andere, 268 in Epigrammen, 271. Beyspiele einiger fehlerhaften, 271. und vollkommeneren, 272 f. freundschaftliche und empfindungsvolle Stücke, 274. Kritik einiger Lieder, 275. einzele Flecken in andern Stücken, 278 f. Urtheil über einige im Allgemeinen, 280. ein Paar meisterhafte Stücke, 282. einige französische Nachahmungen, 287

Schiller, Anekdote und Anmerkung über dessen Schauspiel: die Räuber, 357 f.

Schlegel Nachbildung des Laokoon und Basreliefportraite, 139

Schwarz. malerische Reise durch Sachsen nach Aberlis Manier, 132. 36 Prospekte von Leipzig, nebst einigen andern, 133

Shakspear, s. Eschenburg. ob sein Genie verloren haben würde, wenn er mehr Geschmack und Gelehrsamkeit gehabt? 93 seine Erfindungsgabe, 94. Beobachtungsgeist und Menschenkenntniß, 95 Sprache und Versification, 96. ob es besser gewesen, ihn auszugsweise zu übersetzen? 106. über seine Venus und Adonis, 114. den Raub der Helena, 116. ein Paar Sonnette, 119

Shool foor Greybeards, ein englisches Schauspiel, 314

Siegel,

Siegel, einige Nachrichten von ihm und seinen Arbeiten, 141
Simon, s. *Figures*.
Smith, John, Sean Dana; le Oisian, Orran, Ulanne &c. ancient Poems &c. 332
Steen, Jean, über sein Opfer der Iphigenia, 14
Stein, carvellirte Portraitprofile, 134
Such things are, ein englisches Lustspiel, 315. s. Inchbald.
Süjets, romantische, haben den tragischen Geschmack verdorben, 221. wie sie gewöhnlich bearbeitet werden, 221 f.
Supplement à l'Arni des Artistes au Sallon, 341
Swift, Theophil, the Temple of Folly, 332

T.

Tableau de l'Allemagne & de la Litterature allemande &c. eine Berichtigung, 349
Tarare, Opéra en cinq Actes. Poeme de Mr. *Caron de Beaumarchais*. Musique de Mr. *Salieri*, 291. wie solche mit dem griechischen Theater zu vergleichen, 291 f. wie die Musik bearbeitet worden? 298 f. zwey Maximen für die Schauspieler und das Orchester, 301. vom Prolog, 302. Erster Akt, 303 f. zweyter, 304 f. dritter, 305 f. eine Romanze, 306. vierter Akt, 309. fünfter, 309 f. einige Bermerkungen darüber, 310
Tardieu, zehn Kupfer zu Voltaire's Henriade, nebst Heinrich des Vierten Bildnisse, nach Portus, 157
Tarleton, von dessen Werke über die letzten amerikanischen Feldzüge, 317
Theater, ob theatralische Vorstellungen, Natur und Täuschung? 17 f. in welchen Fällen eine unnatürlich ist? 19 f.
du Theil, s. *Brumoy*.
Thellwall, John, Poems on various Subjects, 317

Thiery, Guide des Amateurs et voyageurs à Paris, 152 f.
Thomas, Rosalie, le Repos de l'Amour und l'Amour en embuscade, nach Monnets Zeichnung, 155
Thurneysen, J. J., Verzeichniß der von ihm vorerst herauszugebenden englischen Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter, 143 f.
(Twiß) Chess, 334 f.

V.

Vangelisti, Marie Angelique Corneille, nach Gault, 157
Vathec, 325. eine englische Uebersetzung, als aus dem Arabischen, 326
Vauvilliers, s. *Abrégé*.
Vernunft, wenn sie dem Gefühl weichen soll? 6
Verzierungen, bey den Gebäuden, 211. Fehler der jetzigen Künstler, 211 f. gehören in das Innere, 212. unbestimmt und unnatürlich angebrachte, 213 f. s. auch Geschmack.
Vidal, la Leçon interrompue, nach Leprince, 158

W.

Webber, Fortsetzung seiner Arbeiten, 148
West, ein Paar ausgeführte Skizzen, 147. Die Stiftung des Hosenbandes, 321. Eduard der zweyte, der seinen Sohn, nach der Schlacht bey Creßy, umarmt, 322. zwey kleine: Geschichte der Bürger von Calais, und die Königin Philippa an der Spitze ihrer Truppen gegen die Schotten, 323
(Wezel) Versuch über die Kenntniß des Menschen, 235
Whitehouse, J., Poems consisting chiefly of original Pieces, 374
Willentin, s. *Collection*.

Wind-

Siegel, einige Nachrichten von ihm und seinen Arbeiten, 141
Simon, s. *Figures.*
Smith, John, Sean Dana; le Oisian, Orran, Ulanne &c. ancient Poems &c. 332
Steen, Jean, über sein Opfer der Iphigenia, 14
Stein, carvellirte Portraitprofile, 134
Such things are, ein englisches Lustspiel, 315. s. Inchbald.
Sujets, romantische, haben den tragischen Geschmack verdorben, 221. wie sie gewöhnlich bearbeitet werden, 221 f.
Supplement à l'Arni des Artistes au Sallon, 341
Swift, Theophil, the Temple of Folly, 332

T.

Tableau de l'Allemagne & de la Litterature allemande &c. eine Berichtigung, 349
Tarare, Opéra en cinq Actes. Poeme de Mr. *Caron de Beaumarchais*. Musique de Mr. *Salieri*, 291. wie solche mit dem griechischen Theater zu vergleichen, 291 f. wie die Musik bearbeitet worden? 298 f. zwey Maximen für die Schauspieler und das Orchester, 301. vom Prolog, 302. Erster Akt, 303 f. zweyter, 304 f. dritter, 305 f. eine Romanze, 306. vierter Akt, 309. fünfter, 309 f. einige Bemerkungen darüber, 310
Tardieu, zehn Kupfer zu Voltaire's Henriade, nebst Heinrich des Vierten Bildnisse, nach Portus, 157
Tarleton, von dessen Werke über die letzten amerikanischen Feldzüge, 317
Theater, ob theatralische Vorstellungen, Natur und Täuschung? 17 f. in welchen Fällen eine unnatürlich ist? 19 f.
du Theil, s. *Brumoy.*
Thellwall, John, Poems on various Subjects, 317

Thiery, Guide des Amateurs et voyageurs à Paris, 152 f.
Thomas, Rosalie, le Repos de l'Amour und l'Amour en embuscade, nach Monnets Zeichnung, 155
Thurneysen, J. J., Verzeichniß der von ihm vorerst herauszugebenden englischen Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter, 143 f.
(Twiß) Chess, 334 f.

V.

Vangelisti, Marie Angelique Corneille, nach Gault, 157
Vathec, 325. eine englische Uebersetzung, als aus dem Arabischen, 326
Vauvilliers, s. *Abrégé.*
Vernunft, wenn sie dem Gefühl weichen soll? 6
Verzierungen, bey den Gebäuden, 211. Fehler der jetzigen Künstler, 211 f. gehören in das Innere, 212. unbestimmt und unnatürlich angebrachte, 213 f. s. auch Geschmack.
Vidal, la Leçon interrompue, nach Leprince, 158

W.

Webber, Fortsetzung seiner Arbeiten, 148
West, ein Paar ausgeführte Skizzen, 147. Die Stiftung des Hosenbandes, 321. Eduard der zweyte, der seinen Sohn, nach der Schlacht bey Creßy, umarmt, 322. zwey kleine: Geschichte der Bürger von Calais, und die Königin Philippa an der Spitze ihrer Truppen gegen die Schotten, 323
(Wezel) Versuch über die Kenntniß des Menschen, 235
Whitehouse, J., Poems consisting chiefly of original Pieces, 374
Willentin, s. *Collection.*

Wind.

Windsor. Auszierung des Zimmers, in dem Wests Gemälde, 323 f. ein Auffsatz von Porzellain von antiken Gefäßen, mit dergleichen Malerey, 324. ganz vorzügliche Figuren in Biscuit, 324 f.
Wörter, über gute, die einen verächtlichen Nebenbegriff erhalten, 252
Wollust, s. Wörter.
The Wrongs of Africa, a Poem, 330
Wunderbares, über dessen Gebrauch auf dem Theater. 233

J. Reynolds pinx. Thoenert sc.

Digitized by Google

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Sechs und dreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1788.
in der Dyckischen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

I. Ueber Schicksal und dessen bildliche Vorstellung beym Homer und spätern Dichtern. S. 1

II. Salomon Geßners auserlesene Idyllen, in Verse gebracht von Karl Wilhelm Ramler. 22

III. Patriotische Phantasien von Justus Möser; herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt. 4 Theile. 43

IV. Aufsätze, verschiedenen Inhalts, von Friedrich Arnold Klockenbring. 2 Theile. 79

V. Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod, als Grundlage zu einer richtigen Fabellehre des Alterthums, mit erläuternden Anmerkungen begleitet von M. G. Hermann. Nebst einer Vorrede des Hrn. Hofrath Heyne. 95

VI. Notices générales des Graveurs divisés par nations et des Peintres rangés par Ecoles, précédées de l'histoire de la Gravure et de la Peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours, et suivies d'un Catalogue raisonné d'une Col-

Collection choisie d'Estampes, par Mr. *Huber*. S. 114

VII. Beschreibung der Reichsstadt Augsburg, nach ihrer Lage, jetzigen Verfaßung, Handlung, und den zu solchen gehörenden Künsten und Gewerben, auch ihren andern Merkwürdigkeiten, verfaßt von Paul von Stetten. 132

VIII. Vermischte Nachrichten.
Copenhagen. Dedale et Icare, von Preisler, dem Sohn. 136
Sokrates von J. C. Clemens. 136
Zwey Bildnisse von demselben. 137
Landschaften von Beadt. 137
Bildniß des Prof. Winslow von Hoas. 137
Verschiedne Stücke von Christ. Schule. 137
Zürich. Nachricht, ein Herrn Sal. Geßner zu errichtendes Ehrendenkmahl betreffend. 138
Augsburg. Neunte Nachricht von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten daselbst. 138
Dresden. Plauensche ausgemalte Prospekte von Herrn Klengel. 139
England.
Auszug aus einem Briefe aus London.
Von *G. Bellendeni* de Statu libri tres, neu zu London herausgegeben von D. Parr. 140

Von

Von Notices and Descriptions of Antiquities of the Provincia Romana, of Gaul, now Provence, Languedoc et Dauphiné &c. by *G. Pownall.* S. 152
Von An accurate and descriptive Catalogue of the several Paintings in the King of Spains Palace of Madrid, von Herrn Cumberland. 158
Von neuen zu London und Paris aufgeführten Theaterstücken. 160
Von drey neuen Bildnissen von Bartolozzi. 161
Englische Litteratur.
Poems, on several Occasions, by *Ann. Yearsley.* 162
Poems, on various subjects, by the *Same.* 162
The English Orator, by Rev. *Richard Polwhele.* 162
The Vision of Columbus, a Poem in nine Books, by *Jael Barlow.* 163
Select Beauties of Ancient English Poetry with Remarks, by *Henry Headley.* 164
Französische Kupferstiche.
October. Latone vengée. 164
Le Mouchoir. 164
Figures de l'histoire Romaine accompagnées d'un Précis historique, 7te Lieferung. 165
Vue de la Place de Louis XV. &c. 165

November. Première leçon d'amitié fraternelle. S. 165
Portrait du Comte de Sanois. 165
Galerie Universelle des Hommes, 12te bis 14te Lieferung. 166
Vues pittoresque, Plans &c. des principaux Jardins Anglois, qui sont en France. 166
La paix qui ramène l'Abondance. 166
Ah! je crains la Prudence. 166
Patience et Persévérance. 166
Romeo et Juliette, Hamlet et Mother &c. 166
La Securité et l'Appréhension. 167
Pantheon, ou les Figures de la Fable, 3te Lieferung. 167
Le Ménage de bonnes gens et la Correction maternelle. 168
Les deux Jeux. 168
La Nature soulevant le voile de la Justice. 168
Von der Galerie du Palais-royal, 8te Lieferung. 168
Nachricht, die Recension Doolin von Mainz, betreffend. 169 f.

I. Ueber

I.

Ueber Schicksal und dessen bildliche Vorstellung beym Homer und spätern Dichtern.

Nur allzuwahr ist es, was einer unserer treflichsten Schriftsteller sagt: „Um einige Tage mehr zu leben, leben wir oft gar nicht, indem wir weder dem ordnenden Schicksale voll Gerechtigkeit und Güte, noch der weisern Nothwendigkeit trauen.“ Nicht also der Grieche. Wenn Hektor, die zitternde Hand Andromachens in der seinigen haltend, von ihren Thränen sich beynah überwältiget fühlt, stärkt er sich plötzlich durch den Gedanken an das allwaltende Schicksal, und spricht, den Blick auf die Leidende gerichtet, mit männlicher Zuversicht: (Il. ν. 486 – 89.)

Beuge durch Klagen mein Herz zu tief nicht, theure Geliebte!
Wider des Schicksals Gewalt reißt mich kein Krieger zum Orkus.
Aber entrinnen wird auch dem hohen Verhängnisse Keiner,
Den ein sterbliches Weib gebar, nicht der Held, noch der Feige.

Gewiß eine der erhabensten Reden der Iliade, aber so wichtig und so gedankenvoll, daß man sich schwerlich

lich rühmen kann, sie ganz zu verstehen, noch weniger, sie ganz zu empfinden, ohne den Begriff, den Homer mit dem Schicksale verband, bestimmt und deutlich gefaßt zu haben. Wie vieles läßt sich nicht bey dem einzigen Worte fragen und denken, und wie vieles ist nicht schon von den Auslegern alter und neuerer Zeiten gefragt, und, soll ich sagen, gedacht, oder geträumt worden! Kein Wunder zwar, daß so mancher Traum für Wahrheit, so manche Einbildung für Urtheil galt. Wo es so viele widersprechende Stellen zu vergleichen, so viele sonderbare Vorstellungen zu vereinigen giebt, wie leicht ist es da, sich und andere zu verführen! Vielleicht ist sogar das, was ich meinen Lesern mittheile, mehr nicht, als ein schöner, lieblicher Traum; vielleicht darf ich selbst nur hoffen, daß der Schatten des Mäoniden mitleidig lächeln und — dem Träumer verzeihen werde.

Irre ich nicht, so waren es die griechischen Tragiker, die Homers Commentatoren zuerst verleiteten, ihm eine falsche Idee vom Schicksal unterzuschieben. Man weiß es, wenigstens wissen es Aristoteles und Lessings Freunde, wie innigst verwebt mit dem griechischen Trauerspiele das Schicksal ist, und wie oft die Dichter, um große Verbrechen zu mildern und tragische Subjekte zu bilden, zu einem ewigen Rathschlusse, der dem Menschen die Vermeidung seines Unglücks unmöglich macht, ihre Zuflucht nehmen. Umsonst befragt Oedipus das Orakel wegen seiner Bestimmung um Rath. Der Ausspruch Apolls selbst bringt ihn

dem

dem Verderben näher: denn sein Untergang war vorlängst beschloßen. Mit Unrecht verabscheuen wir den Muttermörder Orest. Er verdient unser Mitleid: denn er ist ein Werkzeug in der Hand des mächtigern Schicksals. Die Weißagungen der Götter, (Sophokl. Elektra 1417.) „die Todten leben auf, und die längst Beerdigten versöhnen mit Strömen Bluts die Erschlagenen," gehen durch ihn in Erfüllung. Kurz, es wird wenig griechische Tragödien geben, wo die Einwirkung des bestimmenden Verhängnisses nicht auf die eine oder andere Art sichtbar wäre. Wie natürlich also, daß man die tragische Vorstellungsart schon in dem epischen Dichter fand! Ist das Schicksal nicht auch für ihn eine Gottheit? greift es nicht in alle Theile der Handlung ein? Allerdings ist das nicht zu läugnen, aber immer bleibt die Frage zu beantworten übrig: Dachte er sichs mit dem tragischen von gleicher Natur, eben so unbedingt, so despotisch, so unabänderlich? Und — war es ihm eine Bestimmung, die Zevs und die übrigen Götter, als unabhängig von ihrem Willen, verehrten, oder ein Rathschluß, der von ihnen gefäßt und durch sie vollendet wurde?

Daß Homer von dem Schicksale in mehr, als einer Stelle, denselben Gebrauch macht, der durch die Tragiker nachmals so allgemein ward, kann, denke ich, niemand einzuräumen Anstand nehmen. Wenn Agamemnon sein Verhalten gegen Achill rechtfertigt, so sagt er: (Il. τ, 86.) „Ich bin nicht Schuld an dem Geschehenen, sondern Zevs, das

Schicksal und die im Dunkeln schleichende Furie," und wenn Elpenor (Od. λ. 61.) dem Ulyß in der Unterwelt die Ursache seines frühen und gewaltsamen Todes erzählt, so findet er sie hauptsächlich in dem treulosen Verhängnisse und zunächst in dem Genusse des Weins. Allein über die richtige Deutung dieser Ausdrücke läßt uns der Dichter selbst nicht in Zweifel. Das Schicksal, als ewige bedingungslose Vorherbestimmung, hat weder an dem Tode Elpenors, noch an der Entzweyung der beyden Heerführer Antheil, sondern dient dem einen, wie dem andern, blos zur Entschuldigung. Jupiter erklärt sich deutlich genug hierüber, als in einer Götterversammlung die Rede auf den erschlagnen Aegisth kommt. „Wie ungerecht, ruft er aus, (Od. α. 32.) beklagen sich die Sterblichen über die Gottheit! Uns nennen sie die Schöpfer ihres Unglücks, und doch stürzen sie sich durch eignen Frevel, dem Schicksale zuwider, ins Verderben. Liebreich sandten wir den beredten Merkur und warnten Aegisthen, den Agamemnon zu tödten und um seine Gattin zu werben. Beydes vollführte er wider sein Schicksal, und so hat er nun für alles reichlich gebüßt." Nicht weniger deutlich erhellt die Beschaffenheit der homerischen Vorherbestimmung, aus der Bedingung, an die der Untergang Trojens geknüpft war. „Ein dreyfacher Rath, sagt der Sänger Demodokus, (Od. ϑ. 506.) wurde in der Versammlung der Trojaner über das hölzerne Pferd gefaßt. Einige riethen, es mit dem Beile zu zerspalten,

spalten, andere, es von der Höhe eines Felsen herabzustürzen, noch andere, es als ein Heiligthum der Gottheit aufzubewahren. Von der Ausführung des letztern Raths hing, wie sich durch den Erfolg bewiesen hat, die Entscheidung des Ganzen ab: denn Untergang war das Schicksal der Stadt, sobald sie das Pferd in ihre Mauern aufnehmen würde." Dieselbe Vorstellungsart liegt endlich auch bey dem Schicksale Achills zu Grunde. „Doppelt, so sagt er zu den Abgeordneten Agamemnons, (Il. ι. 411.) ist mir mein Loos nach Thetis Bericht gefallen. Sterbe ich hier vor Troja, so erwartet mich ein unsterblicher Name, aber den Tag der Rückkehr sehe ich nie. Eile ich zurück in die väterlichen Gefilde, so folgt mir kein Ruhm, allein dauernd ist die Zeit meines Lebens und fern mein Ende." Mit Vorbedacht unterlasse ich, die Stellen zu häufen. Unmöglich kann itzt noch die Frage seyn, ob der Dichter sich das Schicksal als unbedingt und unabänderlich dachte. Vorherbestimmung im homerischen Sinne gründet sich offenbar auf das Verhalten der Menschen, auf Benutzung verliehener Einsichten, auf Befolgung gutgemeynter Erinnerungen und Warnungen. Auch nennt sie der weise Alte nirgends eine unvermeidliche und unwiderrufliche, sondern nur eine harte, gewaltige, strenge. *a*) Was zu erörtern übrig bleibt, ist die

a) *Αισα δεινη, κρατεια, αργαλεη*, bey den Lateinern hingegen fatum inexorabile, ineluctabile, insuperabile.

Frage: Wie hat man sich diesen Rathschluß über das Glück oder Unglück der Menschen, dieß homerische Schicksal in Absicht auf die Gottheit zu denken? Ist es eine, in dem Zusammenhang der Welt gegründete Nothwendigkeit, deren Fesseln sogar die Unsterblichen fühlen? oder sind sie's, die alles ordnen und die Glieder dieser langen Kette von Handlungen und Folgen in einander schlingen?

Selbst neuere Gelehrte, deren Verdienste um Homers Fabellehre geschätzt werden, sind der Meynung, er unterwerfe Jupitern nebst den übrigen Göttern dem Verhängnisse, *b*) eine Behauptung, die, nachdem sie steht, oder fällt, die Natur und Gestalt des homerischen Schicksals merklich verändert. Weit entfernt, mich von einem vorgefaßten Urtheile leiten zu lassen, habe ich ihre Gründe sorgsam geprüft; sie aber weder mit des Griechen Aussprüchen vereinigen, noch viel weniger in ihm eine Bestätigung für sie entdecken können. Man wird es mir also verzeihen, wenn ich sie bey der Kürze,

perabile. Virgil. Georg. 2, 491. Aen. 8, 334. Ovid. Metam. 15, 807. Am weitesten entfernt sich unter den Griechen, in Ansehung des Schicksals, Quintus Kalaber von seinem Vorgänger. Eine merkwürdige Stelle steht B. 14. v. 98—110.

b) Unter den Alten hegte Lucian (man sehe seinen Philopatris. Th. II. S. 771. Ed. Cler.) dieselbe Meynung, es versteht sich, als Spötter.

Kürze, die ich mir zum Gesetz gemacht habe, ganz übergehe, und mich ohne Umschweife an den Dichter und an seine Vorstellungsart halte. Das einfachste und ungekünsteltste, vielleicht auch älteste Bild, das Jupitern als den Lenker der menschlichen Schicksale schildert, findet sich, meines Bedünkens, im letzten Buche der Iliade. (V. 527.) „Zwey Urnen, sagt Achill, den trauernden Priamus zu trösten, ruhen in Zevs Pallaste, die eine voll fröhlicher und beglückender Gaben, die andre voll Schmerz und Uebel. Wem der Gewaltige eine Mischung aus beyden zutheilt, fühlt bald Freude, bald Schmerz. Für wen er aber allein aus der Urne der Leiden schöpfte, der wandelt, Göttern und Menschen unwerth, auf der herrlichen Erde umher und seine Gefährten durchs Leben sind Schmach und Verachtung.“ Die Anwendung auf Achills und Hektors Vater überlasse ich meinen Lesern selbst nachzusehn. Von beschränkterm Umfang, aber größer und erhabener in der Darstellung, ist ein andres Bild, das diesen Gott zum Richter über Leben und Tod erhebt. Die goldnen Waagschaalen in seiner Rechte, wägt er, bald die Verhängnisse zweyer Helden, (Il. χ. 210.) bald die Schicksale großer Heere, (Il. ϑ. 69 — 74.) und nach seinem Urtheile richtet sich der Erfolg des Zweykampfs und der Ausgang der Schlacht. Doch wer kennt diese berühmte Vorstellung nicht, die auch den hebräischen Sängern nicht fremd ist. Deutlicher indeß, als alle angezogenen Stellen, lehrt Patroklus Tod Jupiters Einfluß auf die

Schicksale der Menschen. Wie bestimmt drückt sich der Dichter darüber aus! „Thöricht, sagt er, (Il. π. 685.) verfolgte der Held die Trojaner und Lycier. Ach, er wäre wahrlich dem verderblichen Verhängnisse des schwarzen Todes entronnen, wenn er des Peliden Warnung geachtet hätte: aber immer ist Zevs Bestimmung mächtiger, als der Rath der Menschen.“ Noch mehr! Der gesammte Verlauf der Iliade – wovon hängt er ab, als von dem Entschlusse Jupiters, die Göttin Thetis und ihren beleidigten Sohn zu verherrlichen? Diese besondere Verkettung von Umständen ist, Achill gesteht es (Il. τ. 270 – 74.) freymüthig, das Werk des Gottes, diese Reihe blutiger Scenen der Erfolg seines Willens. Endlich, wie durchaus als Herr des Verhängnisses zeigt sich Zevs beym Tode seines Sohnes Sarpedon? (Il. π. 433.) Der Fall des Helden ist im Schicksale beschloßen, und doch berathschlagt sich der zärtliche Vater, ob er ihn nicht Patroklus Händen entreissen und lebendig in das fruchtbare Lycien versetzen solle. Zwar hindert es Juno, aber nicht dadurch, daß sie den Willen des Gatten durch das unveränderliche Gesetz des Schicksals beschränkt, nein, sie schreckt ihn durch das muthmaßliche Betragen der Götter, von denen sie in der Folge ähnliche Uebertretungen der ewigen Vorherbestimmung befürchtet. c) Faßt man das Ge-

c) Gleichwohl mißverstand schon Cicero diese Stelle Homerus, heißt es, Divin. 2, 10. querentem Iovem

Gemeinschaftliche aller dieser Stellen zusammen, so, dünkt mich, ergiebt sich hieraus nachstehende, dem menschlichen Charakter der homerischen Götter sehr gemäße Vorstellungsart. Gewisse Hauptbegebenheiten in der Regierung der Welt und in dem Leben der Menschen sind im Rathe der Götter (denn ihre vorhersehende Kraft ist über alle Ahndungen der Sterblichen weit erhaben,) mit einer ziemlichen Gewißheit, obgleich nicht durchaus unabänderlich und bedingungslos, entschieden. Der Verlauf dieser Handlungen selbst aber ist bey weitem so fest nicht bestimmt. Die Menschen können ihn durch ihr Benehmen ändern und lenken, können sich ihr Schicksal erleichtern und erschweren, ihren Tod entfernen und beschleunigen, so wie auf der andern Seite die Götter gleichfalls durch ihre Einwirkung die Leiden ihrer Lieblinge zu mildern und ihnen ihre Tage erträglicher zu machen, oder Qualen auf ihre Feinde zu häufen und sie vielfach zu bedrücken vermögen. Nur den endlichen Erfolg, den Ausschlag der Sache ganz aufzuheben, oder nach ihrer Willkühr umzuformen, steht ihnen nicht so leicht frey. Neptun kann Ulysses Rückkehr verspäten,

Iouem inducit, quod Sarpedonem filium a morte contra fatum eripere non posset. Victorin in Var. Lect. L. 34. c. 24. berichtiget dieß kurz und gründlich. Non hic *querentem*, sagt er, inducit Iovem, quod filium a morte liberare *nequeat*; sed *dubitantem*, an hoc ipsum facere *oporteat* contra fatum.

aber ihn auf ewig von Ithaka abzuschneiden, ihn ganz zu verderben, ist nicht in seiner Gewalt. Ueberhaupt scheint die Macht der Götter über das Schicksal in dem Verhältnisse abzunehmen, je tiefer sie, dem Range nach, unter Jupiter, ihrem großen Beherrscher und König, stehen.

Man erlaube mir hier noch einige Bemerkungen, um zu zeigen, wie genau diese Idee vom Schicksale mit dem Bilde, das uns Homer von seinen Gottheiten entwirft, übereinstimmt. Jupiter kann weder einem unbekannten Etwas, einem blinden Verhängnisse dienen, noch so ganz unabhängig von seinen übrigen Reichsgenossen beschließen. Jenes widerspricht der Allgewalt und Einsicht, die der Grieche dem Ersten der Götter überall sichtbar einräumt, dieses dem Glanze, in welchem die übrigen Himmlischen neben ihm zu erscheinen pflegen. Allein so sehr Jupiter stets sich selbst gleicht und dem Charakter des Höchsten und Alles Ordnenden treu bleibt, so wenig darf man sich gleichwohl wundern, wenn das, was er beschließt, durch Zeit und Umstände aufgehalten und verändert wird. Unmöglich kann man, ohne von Woods Hochachtung für Homers Religion angesteckt zu seyn, den allwissenden Weltregierer im Zeus erkennen. Zu diesem großen Gedanken erhub und konnte sich das frühere Zeitalter nicht erheben. In der Verkettung so mannichfaltiger Ursachen und Handlungen ein, nach dem Plane der ewigen Vorsicht entworfenes und bis auf Kleinigkeiten bestimmtes Ganze zu finden, setzt wichtige Schritte in der Cultur, setzt vorzügliche

zügliche Aufklärung voraus. Wie natürlich also, wie so durchaus dem Geiste Homers und seiner Fabellehre gemäß, daß Zevs in der Zeit, daß er unter Bedingungen und — denn auch der Olymp kenn Convenienz und Verhältnisse — mit Rücksicht auf die andern Götter beschließt und ausführt. Doch vielleicht wäre man nie darauf gefallen, Jupitern unter eine höhere Gewalt zu erniedrigen und Homern Widersprüche anzudichten, wenn die Personification des Schicksals diesen Irrthum nicht von selbst veranlaßt und begünstiget hätte.

Was nämlich so viele abstrakte Begriffe, so viele todte Eigenschaften den schöpferischen Griechen verdanken, ich meyne Gestalt und Leben, dasselbe ist auch das Schicksal Homern oder einem noch frühern Dichter schuldig. Aus einer bloßen Idee, aus dem Rathschlusse Jupiters über die Begebenheiten der Welt, ward eine und in der Folge mehrere Göttinnen, die der sinnreiche Grieche mit einem bedeutenden Namen Spenderinnen, Vertheilerinnen, (Αἶσα, Μοῖρα, Μοῖραι.) der Lateiner, vermuthlich in der nämlichen Rücksicht, Parcen nannte. *d*) Zwar lesen wir in der Iliade und Odyßee nur wenig von diesen Kindern der Fan-

d) Wenigstens scheint mir Vossius Etymologie, wenn doch etymologisirt seyn soll, die erträglichste, um so mehr, da sie selbst durch das Griechische unterstützt wird. Man sehe sein Etymologicon L. L.

Fantasie. Der beschäftigte Dichter, durch wichtigere Gegenstände fortgerissen, begnügte sich, den Umriß des Gemäldes zu entwerfen, und überließ die Ausführung andern. Allein selbst in den einzelnen zarten Linien verräth sich das geübte Auge und der Scharfsinn Homers. Seine Parcen bilden den edelsten Theil der Menschheit, die Seele des Sterblichen, und spinnen ihm, gleich bey seiner Geburt, sein Schicksal in Fäden zu. *e)* Beynah möchte ich glauben, daß es für den Charakter der Göttinnen vortheilhafter gewesen wäre, wenn man diese Vorstellung weniger sorgfältig ausgeschmückt und verschönert hätte. Meines Bedünkens bezeichnet sie den merkwürdigen Zusammenhang der menschlichen Handlungen in ihren Ursachen und Wirkungen, die wirklich einen einzigen langen Faden, eine einzige fortlaufende Kette ausmachen, überaus glücklich. Sogar der Umstand, daß unser Eintritt in die Welt, genau genommen, das ganze künftige Leben bestimme, scheint mir durch die Zeit, wenn die Parcen ihre Spindeln ergreifen, angedeutet zu seyn. Wahr ist es freylich, die spätern Sänger sind der Erfindung ihres Vorgängers nicht untreu geworden. Aber wie viel hat nicht

e) Il. γ. 49. υ. 128. ω. 210. Od. η. 196. Die letzte Stelle zeigt zugleich deutlich, wie unzertrennlich Homer Begriff und Bild zusammendachte und daß letzteres nichts anders, als bloße Versinnlichung der abstrakten Idee seyn sollte.

nicht die Deutlichkeit des Hauptgedankens, der unter der einfachen Hülle der Allegorie so lebhaft hervorstrahlte, durch die mannichfaltigen Zierrathen verloren; wie sehr hat man sich nicht gewöhnt, das Geschäft der Parcen für eine zeitverkürzende Belustigung, sie selbst für bloße Spinnerinnen zu halten! Die vielfachen Ausschmückungen dieses Dichterbildes verdienen allerdings eine nähere Untersuchung.

Um die Sagen und Mythen der Alten von den Parcen richtiger, als gewöhnlich, zu fassen, ist es durchaus nothwendig, daß man zwey verschiedene Vorstellungsarten, die vielleicht gleich alt und zusammen ausgebildet worden sind, unterscheide. Die eine, von der ich, als der wichtigern, zuerst reden werde, gründet sich ganz auf die Personificirung Homers und würde nicht mit Unrecht die homerische heißen. Ihr zufolge sind die Parcen Jupiters und der gerechten Themis Töchter, ihre bedeutungsvollen Namen Klotho, Lachesis und Atropos, *f*) und ihre Eigenschaften, Vorrechte und Aemter, Geschenke der erhabenen Herkunft. Wenn sie die mächtigen, die wahrhaften, die untrüglichen genannt werden, *g*) so geschieht dieß aus keiner andern

f) Hesiod Th. 904. 6. und Phurnut (hier meines Bedünkens der vernünftigste Erklärer) Kap. 13. Κλωθω - διατεταγμενα.

g) Horaz, 2. Ode 16, 39. und säkul. Gesang, 25. Catull 64, 307.

dern Ursache, als weil sie das Symbol des göttlichen Willens, oder die Vollstreckerinnen desselben sind, und wenn man sie ein andermal als unbillige, grausame und gefühllose *b*) verdammen hört, so ist dieß allein die Sprache der Menschen, die ihre Unzufriedenheit gegen die Fügungen des Himmels äußern. Am meisten offenbaret sich jedoch die Uebertragung der Eigenschaften Jupiters auf die Parcen in der ihnen eigenen Weissagungsgabe. *i*) Schon die zweyte homerische Hymne, (V. 547 — 60.) wo Merkur von Apoll an die grauen Schwestern, die, abgesondert von Göttern und Menschen, in den Thälern des Parnassus wohnen, gewiesen wird, um sich in den Künsten der Prophezeihung von ihnen einweihen zu lassen, schildert sie uns von dieser Seite, und die spätern Dichter haben nicht vergessen, die Sage noch mehr auszubilden. Gewöhnlich singen die Parcen bey ihnen die Schicksale der Sterblichen, indem sie zugleich ihre Spindeln in Bewegung setzen. Auf diese Art läßt sie Catull wenigstens *k*) an Peleus und Thetis

b) Horaz, 2. Ode 6, 9. Valer. Argon. 5, 531. Stat. Theb. 7, 774.

i) Als welche bekanntlich von Jupiter hergeleitet wurde. S. Aeschylus Eumen. 19. Kallimach H. in Jov. 69. Lav. Pall. 121. verglichen mit 132. Groddek De Hymnorum Homericorum reliquiis. S. 38. Note c.

k) 64, 322.

tis Vermählungsfeste das Verhängniß Achills voraus sagen, und Tibull *l*) erzählt von ihnen, daß sie, ihre unauflöslichen Fäden spinnend, den Triumphtag seines Freundes Messala gesungen hätten. Endlich, und dieß führt sichtbar auf den Ursprung des Dichterbildes zurück, sind sie allmächtig und allwirksam, wie Zevs, oder vertreten vielmehr ganz seine Person. Sie sind es, die, wie er, Gutes und Böses vertheilen, die gemeinschaftlich mit ihm beschließen, die, gleich ihm, über Leben und Tod gebieten. *m*) Und aus dieser Idee lassen sich, meines Bedünkens, die meisten übrigen Mythen und Vorstellungen von den Parcen herleiten und erklären.

Sobald man nämlich einmal gewöhnt ist, in ihnen die Dienerinnen des höchsten Gottes zu sehen, so werden manche Verrichtungen, Aufträge und Dienste, die außerdem den Schicksalsgöttinnen nicht zuzukommen scheinen, begreiflich. Es befremdet nicht mehr, daß Jupiter sie an die erzürnte Ceres abordnet, um diese zu bereden, der Erde die verlorne Fruchtbarkeit wieder zu schenken. *n*) Die Gesandtschaft ist dem Charakter der Parcen, so wie ihrer

l) I, 7, 9. verglichen IV, 5, 3. Beym Apollodor I, 8, 2. sagen sie den Meleager sein Schicksal voraus S. 298.

m) Hesiod Th. 906. Statius Theb. 3, 205.

n) Sage der Phigalier beym Pausanias, 8, 42.

ihrer Würde, vollkommen gemäß. Eben so wenig kann es auffallen, wenn sie auf dem Schauplatze des Krieges erscheinen und ihren Vater wider die Riesen Agrius, Thoon und Typhon vertheidigen, jene durch Gewalt, diesen durch List überwinden. *o*) Man erwartet einen Beystand der Art von Göttinnen, die an Jupiters Throne dienen und mit ihm gemeinschaftlich die Regierung der Weltgeschäfte besorgen. Auch das Amt, seine Befehle auf diamantene Tafeln zu graben, *p*) widerspricht ihren übrigen Verhältnissen nicht, und wird sogar durch eine andre Vorstellung, die Jupitern selbst Schreibtafel und Griffel beylegt, gerechtfertigt. Kurz, wie er durch die Horen die Jahrszeiten ordnet, so ordnet und vollendet er durch die Parcen, was ihm, als dem Könige der Sterblichen und Unsterblichen und dem Beherrscher des Olymps und der Erde obliegt. Und so wohnen sie dann auch, als unzertrennliche Gefährtinnen in seinen Tempeln, und in der Nachbarschaft seiner Altäre, stehen neben seinen Statüen, oder auf seinem Haupte, *q*) und ertheilen ihm einen neuen glänzenden Namen, den Namen des **Mörageten**, oder **Lenkers** der Schick-

o) Apollodor, I, 6, 2. 3.

p) Claudian, 15, 202. verglichen Ovid Metam. 15, 808—12. und Adm. Rom. tab. 80. 81.

q) Pausanias, 9, 25. 5, 15. 8, 37. 10, 24. 1, 40. vergl. Stob. Ecl. physic. K. 9.

Schicksale. r) Es würde leicht seyn, zur Unterstützung und Erläuterung einer Vorstellungsart, die sich, wie Jeder sieht, auf den Gedanken, die Parcen sind Jupiters Töchter, gründet, mehrere Beweise und Beyspiele zu sammlen: allein schon diese wenigen bestimmen den Gesichtspunkt für die übrigen Fictionen und Sagen hinlänglich und vergönnen mir, auf die zweyte Hauptveränderung des Dichterbildes überzugehen.

Nichts in dem Leben der Sterblichen scheint nothwendiger und unvermeidlicher, als das letzte, harte Geschick, der Tod. Alle moralische Mittel, Wünsche, Gelübde, Bitten, freywillige Aufopferungen sind hier verloren, und Klugheit und Erfahrung fühlen nirgends ihre Einschränkungen sichtbarer als hier. Mich dünkt, eine Bemerkung, die sich selbst dem flüchtigsten Beobachter aufdrängt, mußte den rohen, ungebildeten Menschenverstand leicht auf die Idee eines ewigen Verhängnisses leiten, und den Dichter frühzeitig zu einem Bilde, das das unwandelbare Gesetz zu sterben ausdrückte, veranlassen. Schon war man gewohnt, den Einfluß der Parcen auf alle Handlungen des menschlichen Lebens

r) Man sehe die, aus dem 8. und 10. B. des Pausanias angezogenen Stellen. Den nämlichen Beynamen führte, als Gott der Weißagung, auch Apoll. Vielleicht nahm Proklus in seiner Hymne an die Sonne hierauf Rücksicht. Brunckii Anal. V. P. Th. II. S. 441. V. 15—17.

Lebens anzuerkennen; wie hätte man sie von dem Wichtigsten, was dem Menschen zustoßen kann, von dem endlichen großen Schicksale, in dem sich alle Hoffnungen und Erwartungen, alle Freuden und Leiden auflösen, ausschließen können? Das Bild für das unbeugsame Verhängniß des Todes war also bereits erfunden; es bedurfte keiner besondern Dichtung, die vorhandene erfuhr blos neue Anwendungen, Zusätze, Veränderungen.

Die erste Abweichung von dem homerischen Dichterbilde betrift die Abstammung der Parcen. Aus den himmlischen Töchtern Jupiters wurden, sobald man sie als das nothwendige Todesschicksal dachte, Töchter der furchtbaren Nacht. Auch dieser Herkunft gedenkt Hesiod, *s*) und soviel sich wider die Aechtheit der Stelle *t*) einwenden läßt, so bleibt dieß gleichwohl außer Zweifel, daß die Dichtung alt und aus einer alten Theogonie in die

s) Theog. 217—19. Als Kinder der Nacht und des Erebus erwähnen ihrer Cicero de Nat. D. 3, 17. und Hygin in der Genealogie. Beym Lykophron V. 144. werden sie die hinkenden Töchter des alten Meers genannt. Die Bedeutung des Sinnbildes leuchtet Jedem von selbst ein. Das Unglück zögert zuweilen, aber seine Schläge sind hart und empfindlich. S. Heyne zum Kasten des Cypselus Seite 30.

t) Zufolge dessen, was Hr. Hofr. Heyne zur Wolfischen Ausgabe der Theogonie S. 149. erinnert hat.

die, so häufig interpolirte, Hesiodische übergegangen ist. Vielleicht wird man dieser neuen Herkunft ihren mächtigen Einfluß nicht ansehen, und doch ist sie's, die den Stand, den Charakter und die Geschäfte, kurz, alle Verhältnisse der Parcen gänzlich verändert hat. Es wird für meinen Zweck hinreichend seyn, zur Bestätigung dieser Behauptung, einige merkwürdige Bilder und Vorstellungsarten aus den Alten beyzubringen. Was sogleich in die Augen fällt, ist die Veränderung des Dienstes und der Gewalt der Parcen. Sie, die, als Töchter Jupiters, zunächst ihrem Vater und ihm allein zu Gebote stehn, verehren, als Kinder der Nacht, Pluto's Winke und Herrschaft. Wenn dieser daher, unwillig, daß ihm die ehelichen Freuden versagt sind, sich wider die Himmlischen zum Kriege rüstet, so treten die Göttinnen demüthig um seinen Thron, strecken ihre Hände empor und besänftigen seinen flammenden Zorn. Wenn er bald nachher, seines Wunsches gewährt, die Thränen Proserpinens zu stillen und ihr aufgebrachtes Herz für sich zu gewinnen sucht, so verspricht er unter andern ihr auch die Parcen zu unterwerfen, und wenn die Dichter uns lehren wollen, wie, und durch wen Pluto sein Reich bevölkere, so sagen sie, daß die Parcen ihm arbeiten und für ihn ihr Gewebe anlegen. u) Mit dem Gebiether und dem Wohnorte aber, (denn daß der Erebus ihnen, als Pluto's Dienerinnen, zum Sitze dient, würde sich, wenn es auch

u) Claudian 33, 48. 35, 305. 33, 56.

kein Dichter ausdrücklich sagte, *x*) von selbst verstehn,) tauschen sie zugleich Charakter und Handlungeart. So entstand jenes schauderhafte Gemälde auf dem Schilde des Herkules, das Hesiod *y*) entwirft. „Ihnen, (den Keren zur Seite,) sagt er, wüteten Lachesis, Klotho und Atropos, diese kleiner zwar von Statur, als die übrigen, allein älter und vorzüglicher. Alle kämpften um einen gefallenen Krieger einen heftigen Kampf, sahen sich mit grimmigen Blicken an und drohten einander mit aufgehobenen Händen und Krallen.“ Welch eine eigenthümliche, von allen andern verschiedene Darstellung! Dieß sind nicht mehr jene strengen, aber gerechten Parcen, die aus Themis Schooße entsprangen; es sind Abgesandte der Hölle, die sich im Gewühle der blutigen Schlacht herumtummeln und Tod und Verderben, um den Orkus zu bereichern, verbreiten.

Faßt man das Gesagte unter Einem Gesichtspunkte zusammen, so ergiebt sich, meines Bedünkens, hieraus folgende gemeinsame Vorstellung. Ursprünglich waren die Parcen Aufseherinnen über die Handlungen und Schicksale der Menschen und als solche die erste wirkende Ursache alles dessen, was sich hienieden ereignet, dem erhabensten der Unsterblichen, unterworfen. In so fern ist ihre Gesinnung streng, aber edel; ihr Verfahren hart, aber gerecht

x) Was Statius (Theb. 8, 191.) gleichwohl zu thun scheint.

y) 258—63.

gerecht und weise. Da diese Dichtung von Seiten des Umfangs keine Erweiterung zuließ, so fing man an, einzelne Theile derselben hervorzuziehn und auszuschmücken. Ein Blick auf das menschliche Leben lehrte, daß nichts wichtiger, als sein Anfang, nichts bedenklicher, als sein Ende sey. Siehe da die beyden vorzüglichsten Aemter der Schicksalsgöttinnen! Sie wachen ganz besonders über Geburt und Tod. Jene Aufsicht verändert übrigens ihre Sitten und ihr Betragen nicht. Sie giebt ihnen blos Gelegenheit, die Vorhersehungsgabe, die ihnen, als Regiererinnen der Welt ohnehin eigen ist, mehr auszuüben, bringt sie Ilithyien, der Schutzgöttin der Gebährenden, näher, z) und macht sie den Neuverehlichten werth. *aa*) Diese hingegen schaft ihre ernste Gestalt zur furchtbaren um, befreundet sie mit den Keren, dem Bilde des wütenden, grausamen Todes, und versetzt sie, selbst in Ansehung ihrer Opfer, in die Zahl der unterirdischen Götter. *bb*) Nur die Kunst, die

 das

z) Pindar Ol. 6, 72. Nem. 7, 1.

aa) Nach Pollux Bericht (B. III. K. III. S. 137.) widmeten die Bräute ihnen und Dianen ihr Haar.

bb) Pausanias II, 33. Alle Jahre wird den Eumeniden zu Ehren von den Sicyoniern ein Fest gehalten, und trächtige Schafe geopfert, wobey man Meth zum Trankopfer und Blumen statt der Krän-

ze

das Schreckliche weniger liebt, scheint noch dann, wenn die Parcen ihre letzte Gewalt an dem Menschen ausüben, der Uridee treu zu bleiben und uns nichts, als das hohe Gesetz zu sterben, in ihnen zeigen zu wollen. „Gewöhnlich, sagt Winkelmann, cc) erscheinen sie bey Meleagers Tod als schöne Jungfrauen mit oder ohne Flügel auf dem Haupte. Die eine schreibt insgemein mit einer Feder auf einen gerollten Zettel; die übrigen, (zuweilen sind ihrer auch nur zwey,) unterscheiden sich durch andre Symbole.“

L—d.

II.

Salomon Geßners auserlesene Idyllen, in Verse gebracht, von Karl Wilhelm Ramler. Berlin, bey Unger. 1787. 8. 192 S. (Mit lateinischen Lettern.)

Ungeachtet wir wahrscheinlich für viele Leser der Bibliothek mit dieser Anzeige zu spät kommen, so wäre

ze zu brauchen pflegt. Eben so werden die Parcen auf den Altären, die sie in dem Hain unter freyem Himmel haben, verehrt.

cc) Gesch. d. K. S. 310. W. A. vergl. Herders zerstreuete Blätter Th. 3. S. 298.

wäre es doch unverzeihlich, wenn wir ein Buch, das die Namen zwey so vorzüglicher Dichter an der Stirne trägt und immer als eine eigne Erscheinung betrachtet werden muß, mit Stillschweigen übergingen. Herr Ramler ist unstreitig einer von den wenigen Sängern Deutschlands, die das Publikum nie getäuscht haben, deren Ruhm die Kritik nur bewährt und befestigt, niemals zu erschüttern gewagt hat, und wenn diese Idyllen die Aufmerksamkeit der Menge wenig oder gar nicht auf sich ziehen, wenn sie hie und da mit Kaltsinn bey Seite gelegt werden, so darf man hieraus wohl schwerlich eine nachtheilige Folge herleiten. Der Reiz der Neuheit kömmt ihnen freylich nicht zu statten, und vielleicht war überhaupt unter allen poetischen Arbeiten Ramlers keine mehr für den eigentlichen Kenner und Eingeweihten und weniger für den großen Haufen, als diese. Um sie schätzen zu können, muß man durchaus mit den Gesetzen der Harmonie und Metrik vertraut seyn, ein eben so richtiges, als empfängliches Ohr haben, und den Werth poetischer Verschönerungen und Feinheiten ganz zu empfinden und genau zu beurtheilen wissen. Wie viele aber, außer den wirklichen Dichtern, mögen in Deutschland leben, denen diese Eigenschaften in vorzüglichem Grade mitgetheilt worden sind? Doch ohne weitere Vorrede zur Sache!

Die erste Frage, die sich Jedem bey der Lesung dieser Idyllen darbietet, ist unsers Bedünkens die: War es auch wirklich verdienstlich, Geßners Prosa zu versificiren? Wenn H. Ramler

die, in Absicht auf Ausdruck und Wohlklang vernachläßigten Lieder verschiedener Dichter ausbesserte, wenn er ihnen, was der Mann von Geschmack immer ungern an einem Werke der Kunst vermißt, die noch fehlende Politur und Runde verlieh, so konnte offenbar nur Undank oder gekränkte Eigenliebe die schwerste aller Geduldsproben verkennen und die Arbeit zu den überflüßigen und fruchtlosen zählen. Ganz ein anderer Fall scheint dießmal hingegen einzutreten. Geßners Prosa ist, ohne versmäßig abgesetzt zu seyn, wahrer Vers, wahrer Wohllaut, und seine Darstellung dem jedesmaligen Gegenstande so angemessen und so poetisch, daß ihr selten höhere Vollkommenheiten zugesetzt werden durften. Und doch glaubte einer unserer größten Kunstrichter, der die Vorzüge der Geßnerischen Muse gewiß innigst fühlt, ihr noch mehrere ertheilen zu können? Frey gestanden, außer ihm hätte uns Niemand vermocht, über die Ursachen und Vortheile dieses Unternehmens nachzudenken. Vielleicht wurde er durch folgende, oder ihnen ähnliche Gründe bestimmt.

So sehr man berechtigt ist, Geßners Prosa für die harmoniereichste unter allen und gleichsam für die Grenze zu halten, wo gebundne und ungebundene Rede sich in einander verlieren; so einleuchtend ist es gleichwohl auf der andern Seite, daß diese vielfältige Mischung von Sylbenfüßen, diese, oft so plötzlich und unerwartet abwechselnden jambische, trochäische, daktylische und anapästische Zeitmaaße, nebst den, willkührlich bald da- bald

dort-

dorthin gelegten Einschnitten und Ruhepunkten, in der Seele mehr ein gewisses dunkles, in Eins zusammenfließendes Gefühl, als eine deutliche mit Bewußtseyn gedachte Vorstellung von Wohlklang und Verhältniß erzeugen. Gern räumen wir ein, daß diese verworrene Empfindung nicht ohne Vergnügen und insbesondre für den Nichtkenner hinreichend und befriedigend sey: aber gerade wie ein musikalisches Stück, dessen Melodie leicht und gefällig, dessen Uebergänge in andre Ton- und Taktarten vorbereitet und sanft ist, dessen einzelne Theile endlich, aller kleinen Ausweichungen ungeachtet, zu Einer wiederkehrenden Harmonie, zu Einem Hauptton zusammenstimmen, in dem Musikverständigen einen angenehmern Totaleindruck zurück läßt, als eine irreguläre Phantasie auf dem Klavier; eben so wird metrische Poesie, wenigstens auf den Dichter, lebhafter und stärker wirken und einen größern Reiz für ihn haben, als bloßer Rhythmus. Die Ursache liegt unsers Bedünkens am Tage und ist in beyden Fällen dieselbe. Je schneller unsere Seele von einem Theile zum andern fortschreitet, je deutlicher und entwickelter sie die Verhältnisse wahrnimmt, je ungehinderter sie also selbst ihre Thätigkeit äußern, und das Gebiet ihrer Vorstellungen erweitern kann; desto größer ist ihre Theilnahme, desto inniger ihr Wohlgefallen. Man lasse der Aeneide alle Schönheiten, die im Plan und Darstellung gegründet sind, man raube dem Ausdruck nicht das geringste von seiner Hoheit und Würde, aber man zerstöre den Versbau, man löse das Ge-

dicht in wohlklingende Prosa auf, und der Kenner wird es in seiner veränderten Gestalt kaum lesen mögen. Büßt die Seele etwas anders ein, als das Vergnügen, das aus der Wahrnehmung der metrischen Zusammensetzung entspringt? Sieht sie die Summe ihrer Vorstellungen auf irgend eine Weise verringert, als in so ferne sie durch die Mannichfaltigkeit und Mischung der Sylbenfüße gehindert wird, Bemerkungen über die Verhältnisse des Redebaus und der daraus erwachsenden Annehmlichkeiten anzustellen und auf diese Art den Reichthum ihrer Ideen zu mehren? Freylich selbst aus der aufgelösten Aeneide können nicht alle metrische Verhältnisse verschwinden, aber die noch vorhandenen werden sicher die Seele nur unterdrücken, nur verwirren, schwerlich ihr zu einem klaren Bewußtseyn, zu einer deutlichen Empfindung des Schönen verhelfen. Sie werden für sie seyn, was eine Ramlerische Ode im horazischen Sylbenmaaß für ein ungeübtes, oder verwöhntes Ohr ist. Man vernichte den ganzen harmonischen Bau der Ode und es verliert nichts; man versificire alle Geßnerischen Idyllen und es gewinnt nichts.

Zu diesem Einen Vorzuge der Versification vor der rhythmischen Prosa gesellt sich, wie wir glauben, noch folgender zweyte. Selbst um die Theile eines Gedichts, in Absicht auf den Ton, zu einem bessern Ganzen zu verbinden, trägt das Sylbenmaß das Seinige bey. Man braucht eben nicht sehr scharfsinnig zu seyn, um zu bemerken, daß jedes gute Gedicht, außer der Wirkung, die durch

die

die Reihe der in ihm enthaltenen Vorstellungen hervorgebracht wird, noch eine andre durchaus gleichartige fröhliche, oder traurige, oder zärtliche, oder erhabene Empfindung erzeugt. Ungeachtet der mannichfaltigen Begebenheiten oder Vorfälle, die Homer auf eine eben so mannichfaltige Weise in der Iliade erzählt, sticht dennoch immer nur Ein Hauptton, der Ton der Feyerlichkeit und epischen Würde hervor. Woher mag es wohl kommen, daß dieser, selbst in der besten prosaischen Uebersezung, so wenig sichtbar wird? Das Band, das alle ungleichartige Theile, in Rücksicht des Tons, zu einem Ganzen vereinigte, der edle Vers, der eine gewisse Einheit, auch von der Seite unterhielt, ist aufgelöst, und die Seele entbehrt folglich des Vergnügens, das aus jener bemerkten Uebereinstimmung des Mehrern zu Einem entsteht. Ein dritter unläugbarer Vorzug der Versification endlich ist der, daß selbst die Kraft der Worte durch die Stelle, die sie in dem Verse erhalten, vermehrt und ihr Sinn bedeutender wird. Diese und andre Gründe möchten also Herrn Ramlers Unternehmen wohl rechtfertigen und uns über seine Absicht nicht ganz ohne Aufschluß lassen.

Eine andre Frage, die erwogen zu werden verdient, ist unsers Bedünkens die: War es auch rathsam, das Sylbenmaaß des Hexameters durchgehends beyzubehalten? Weit entfernt, den Werth, der diesem Vers vor vielen gebührt, zu verkennen, weit entfernt, behaupten zu wollen, daß ein andres Metrum jede Gestalt der Leidenschaft besser anneh-

me

me und, ohne die Hauptempfindung zu stören, den Wechsel mannichfaltiger Gefühle treuer und glücklicher ausdrücke, können wir es gleichwohl nicht unbedingt billigen, daß Hr. Ramler so genau die Sitte der Alten befolgt hat. Bey aller Geschmeidigkeit, die man dem deutschen Hexameter zugestehn muß, ist ihm doch bey weitem diejenige noch nicht eigen, die wir in dem griechischen und römischen wahrnehmen. Verschiedene tändelnde Elegien Ovids, oder auch Horazens Satyren, in deutsche Hexameter übergetragen, würden sicher eine sonderbare Gestalt gewinnen, und wir fürchten gar sehr, daß einige von Hrn. Geßners Idyllen durch die gewählte Versart ebenfalls ein viel zu feyerliches Ansehn, eine Miene, die sie nicht völlig kleidet, bekommen haben. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn H. R. zuweilen den Geßnerischen Rhythmus blos metrischer gemacht und manche Stücke so versificirt hätte, wie seine vortrefliche Ode, der Triumph; das Meisterstück der regellosen Harmonie. Doch dieß alles wird, wie wir hoffen, sich mehr bestätigen, wenn wir unsern Lesern Proben aus diesen versificirten Idyllen vorlegen und untersuchen, ob und wie Geßner durch die Bemühungen seines Freundes gewonnen hat.

Für eine der vorzüglich wohlgerathenen Stellen halten wir die Geschichte des Daphnis und der Chloe aus dem vierten Idyll, S. 28. Der Dichter hat hier insbesondere etlichemal bald die Ruhepunkte des Verses überaus glücklich benutzt, bald sie

sie eben so glücklich verabsäumt, oft auch durch die kluge Mischung der Daktylen und Trochäen, oder durch die Verminderung der erstern, den lebendigen Ausdruck ungemein erhöht und befördert. Wir wollen den Gesang als Probe ganz mittheilen.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig ertöne
Durch den Hain mein Lied und am wiederhallenden Ufer!
Heiter glänzte der Mond, als einsam am hohen Gestade
Chloe sehnlich wartend stand; denn es sollt' ihr ein Nachen
Ihren Schäfer bringen, den treuen Daphnis ihr bringen.
Lange säumt mein Geliebter! so sprach sie: — die Nachtigall horchte
Schweigend auf die Silbertöne der süßesten Lippen —
Lange säumt er! — doch, horch! ich hör' ein Plätschern, wie Wellen,
Wenn sie den Nachen schlagen. — Kömmst du? Du kömmst! — nein du kömmst nicht. —
Wollt ihr noch oft mich täuschen, ihr plätschernden Wellen? verspottet
Ihr das ungeduldige Warten des zärtlichsten Mädchens? —
O! wo bist du, Geliebter? beflügelt die Füße nicht Sehnsucht?
Wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu! O! daß kein Dorn dir,
Keine schleichende Schlange die eilenden Füße verletze!
Keusche Göttin mit deinem nie fehlenden Bogen, Diana,

Oder

Oder Luna! bestreue mit deinem Glanze den Weg ihm!
O! wie will ich so herzlich, wann du vom Nachen herauf steigst,
An den Busen dich drücken! — Doch itzt, ihr Wellen, gewiß itzt
Täuscht ihr mich nicht. O! schlagt gelinde den Nachen, ihr Wellen!
Tragt ihn sorgsam auf eurem Rücken! — Ach, ihr Najaden!
Wenn ihr je geliebt habt, wenn ihr zärtliche Sehnsucht
Je gefühlt . . . Ich seh ihn! — O sey mir gegrüßet! — Du schweigest? —
Götter! — Chloe sank ohnmächtig am Ufer darnieder.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig ertöne
Durch den Hain mein Lied und am wiederhallenden Ufer!
Nah dem Ufer schwamm der umgestürzete Nachen.
An dem Ufer lag ohnmächtig Chloe. Der Mond sah
Weinend vom Himmel herab auf die jammervolle Geschichte. —
Aber bald erwachte Chloe, (ein schrecklich Erwachen!)
Saß am Ufer tief erbebend und sprachlos. — Der Mond zog
Wolken über sein Antlitz. — Von erstickenden Seufzern
Schwoll ihr Busen empor; sie schluchzete, winselte, schrie dann
Laut gen Himmel: ein lautes Geschrey begannen die Hügel,

Banges

Banges Winseln durchwallte den Hain und Winseln das Ufer.
Und nun riß sie die Locken vom Haupt, nun schlug sie mit beiden
Händen sich Stirn und Brust! — Ach, Daphnis, Daphnis! — O Nymphen! —
O treulose Wellen! — Ich zaudre noch? säume noch länger,
Ich Elende, den Tod in den Wellen zu suchen, die meines
Lebens Freude mir raubten? Sie sprachs, und stürzte vom Ufer.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig ertöne
Durch den Hain mein Lied und am wiederhallenden Ufer!
Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sie sorgsam
Auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! so rief sie,
Warum verzögert ihr meinen Tod? Verschlingt mich, ihr Wellen!
Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen gemach sie
Auf dem Rücken zum Ufer eines benachbarten Eylands.
Daphnis hatte mit Schwimmen sich auf das Eyland gerettet.
Wie sie so zärtlich nun in Daphnis Arme sank, wie sie
Ihr Entzücken stammelte, nein! das kann ich nicht singen.
Zärtlicher, als die Nachtigall, wenn sie dem Kerker entflohn ist:

Kläglich

Kläglich hatte bisher im Wipfel der Pappel ihr Gatte
Nächte lang geseufzet: nun fliegt sie, zitternd vor Freude,
Zu dem erstaunten Gatten; nun girren beide, nun schnäbeln
Beide sich, und umschlagen mit ihren Flügeln sich beide;
Und nun tönt ihr Entzücken in Wonneliedern die Nacht durch.
Klaget itzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! freudig ertöne
Durch den Hain mein Lied und am wiederhallenden Ufer.

Es sey uns vergönnt unsern Lesern einige Bemerkungen über dieß Stück mitzutheilen. Gleich der Einschnitt des ersten Verses vor ihr, so wie der trochäische Gang des zweyten, ist nicht ohne Wirkung. Die früh gehemmte daktylische Eile der ersten und das Matte und Schleichende der andern Zeile stimmt mit der Hauptempfindung, die durch das Ganze herrscht, allerdings wohl zusammen; schade, daß die Worte: durch den Hain eigentlich anapästisch und folglich der richtigen Scansion zuwider sind. Dem Schlußrefrain hingegen wünschten wir einen lebhaftern Gang. Die Sache selbst leitet darauf und die Abänderung konnte nicht schwer werden. Das Beywort zu Ufer ist übrigens bedeutend und wohl gewählt. Weniger gefällt uns der vierte Vers:

Chloe

Chloe | sehnlich | wartend | stand: denn es sollt' ihn ein Nachen

Die zweysylbigen Worte in der ersten Hälfte zerstören, da sie jedesmal einen Fuß ausmachen, allen Rhythmus, auch ist denn mehr lang, als kurz. Ueberhaupt häuft Hr. R., oft ohne Grund, die Trochäen, die gleichwohl die Stelle der griechischen Spondäen nie vertreten können, zu sehr, und wird dadurch unharmonisch. Z. B.

Wenn ihr | je ge | liebt habt, | wenn ihr | zärtliche Sehnsucht
Je ge | fühlt — ich | seh ihn!

Wer ahndet in dieser trägen Zeile einen Hexameter? Weit vortreflicher sind folgende Verse:

Lange säumt er! Doch horch! (Ein glücklicher Ruhepunkt.) ich hör' ein Plätschern, wie Wellen,
Wenn sie den Nachen schlagen. — Kömmst du? du kömmst! — Nein du kömmst nicht. —
Wollt ihr noch oft mich täuschen, ihr plätschernden Wellen?

Das einzige **nein** macht die Skansion etwas hart. Man vergleiche hiermit die prosaische Stelle. „Lange säumt er, doch — horch! Ich höre ein Plätschern, wie wenn Wellen wider einen Nachen schlagen. Kömmst du? Ja — doch nein; wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen?“ Unstreitig wird hier H. Geßner den Ramlerischen Versen den Vorzug der Lebhaftig-

keit und Darstellung ohne Neid zugestehn. Gleiches gilt von nachstehenden:

Doch itzt ihr Wellen, gewiß itzt
Täuscht ihr mich nicht. O! schlagt gelinde den Nachen, ihr Wellen!

Die Hoffnung und das Verlangen der sehnsüchtigen Chloe scheint gleichsam mit dem Wechselschlage der Füße zu steigen und zu sinken, so wie die Verzweiflung und Wuth der Getäuschten durch die vereinigte Malerey der Sprache und Harmonie bald nachher aufs stärkste geschildert wird. Wer erkennt nicht den Dichter, den die Musen selbst in jeder Zauberey unterwiesen, wenn er singt:

Von erstickenden Seufzern
Schwoll ihr Busen empor: sie schluchzete, winselte, schrie dann
Laut gen Himmel: u. s. w.

und drauf

nun schlug sie mit beiden
Händen sich Stirn und Brust.

Welch Gewicht in den Worten! welcher wirksame Tonfall! Nicht um H. R. auf seines Freundes Unkosten zu erheben, (eine solche Undankbarkeit gegen den vortreflichen Geßner wird man uns hoffentlich nicht zutrauen. Beide sind uns verehrungswerth, beide in ihrer Art einzig!) nein, blos um von der Gewalt der Poesie ein Beyspiel zu geben, zum Theil auch, um unsre obigen Behauptungen

zu

zu rechtfertigen, setzen wir die Stelle, wie sie in Prosa lautet, zur Vergleichung her.

»Ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzern. Itzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrey, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust und riß die Locken vom Haupt. Ach, Daphnis! Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach, ich Elende! ich zaudre, ich säume den Tod in den Wellen zu suchen, die die Freude meines Lebens mir geraubt haben. So rief sie und sprang vom Ufer in den Fluß.«

Um wie viel das Gleichniß gegen das Ende des Gesangs, nicht blos durch die Melodie des Verses, sondern selbst durch die Wahl der Worte verschönert worden ist, leuchtet Jedem ohne Erinnerung ein. Kein Zusatz ist überflüßig, keine Aenderung ohne Vorbedacht. Bald gewinnt die Localität, bald die Richtigkeit des Ausdrucks, bald die Stärke der Empfindung. Was bewirkt nicht ganz allein die Wiederholung in folgenden Zeilen:

Nun girren beide, nun schnäbeln
Beide sich, und umschlagen mit ihren Flügeln sich beide.

Doch Schönheiten solcher Art müssen gefühlt, nicht demonstrirt werden.

Freylich daß Hr. R. überall so glücklich gewesen sey, läßt sich nicht mit Wahrheit behaupten. Am besten sind ihm unsers Bedünkens die lyrischen

Stücke und nächst diesen einige Erzählungen und Wettgesänge; weniger die Dialogen gelungen. Auch hiervon eine Probe. Es sey der Anfang der fünften Idylle Phyllis und Chloe.

Phyllis.

Chloe, sieh doch! immer trägst du dein Körbchen am Arme.

Chloe.

Ja doch, Phyllis! immer trag' ich das Körbchen am Arme.
Um kein Schäfchen, um keine Heerde würd' ich es geben;
Nein! ich würd' es nicht geben. (So sprach sie, und drückte das Körbchen
Lächelnd an ihre Seite.)

Phyllis.

Warum denn, Chloe, warum denn
Hältst du dein Körbchen so werth? — Heh! soll ich rathen? — Ey, sieh nur,
Wie du so roth wirst! — Gewiß, ich errath' es.

Chloe.

Roth wär' ich geworden?

Phyllis.

Ja, so roth, als wenn uns das Abendroth ins Gesicht scheint.

Chloe.

Nun denn, Phyllis! ich will es dir sagen: der junge Amyntas
Hat mirs geschenkt, der schönste von allen Hirten; er hat es
Selbst geflochten. Da sieh nur die grünen Blätter, die rothen

Blumen,

Blumen, so nett in das weiße Körbchen geflochten! — Ey freylich
Halt' ich es werth: wohin ich gehe, da trag' ichs am Arme.
Schöner dünken die Blumen mich, lieblicher riechen die Blumen,
Die ich in meinem Körbchen trage, die Früchte sind süßer,
Die ich aus meinem Körbchen esse. Ja, Phyllis, ich hab' es ...
Aber was soll ich dir alles sagen? — Nun, mags doch! — Ich hab' es ...
Oft schon geküßt. Er ist doch der schönste, der beste von Allen.

Wir müßten uns sehr irren, oder Ramlers Chloe spricht für eine Schäferin ein wenig zu geziert, und nicht halb so herzlich, als die bey Geßner. **Um kein Schäfchen, um keine Heerde würd' ich es geben; Nein ich würd' es nicht geben.** So weitläuftig drückt sich zwar die prosaische Chloe nicht aus, aber gewiß kräftiger. „Ich würd' es nicht um eine ganze Heerde geben, nein, ich würd' es nicht geben." Auch Phyllis Antwort hat in der Nachbildung etwas beschämendes, oder schadenfrohes, das man hinweg wünscht. Bey Geßner sagt sie zwar schalkhaft, aber durchaus unbefangen: „Soll ich rathen? Sieh du wirst roth. Soll ich rathen?" Bey Ramler: „Heh! soll ich rathen? Ey, sieh nur, wie du so roth wirst? Gewiß ich errath' es." Die folgenden Antworten wollen wir, obgleich manches darwider zu erinnern wäre, übergehn. Allein der Schluß von Chloens

Rede! „Ja Phyllis ich hab' es . . . Aber was soll ich dir alles sagen? — Nun, mags doch! — Ich hab' es ... oft schon geküßt. Er ist doch der beste, der schönste von Allen.“ Das heißt zögern, nicht, weil man in dem Geständnisse etwas Bedenkliches findet, sondern, weil man auf seine Heimlichkeit gern so aufmerksam machen möchte, als möglich: nicht zu gedenken, daß das Lob Amynts ein bloßes poetisches ist. Wie frey von aller Affektation und wie wahrhaft zärtlich gegen ihren Schäfer die Geßnerische Chloe! „Phyllis! — doch was soll ich alles sagen? — Ich — ich hab' es schon oft geküßt. Er ist doch der beste, der schönste Hirt.“ Wir würden weiter fortfahren, wenn wir nicht fürchteten, von Manchen einer Kleinigkeitssucht beschuldigt zu werden. Und doch sind es gerade nur solche, dem blöden Auge oft unmerkliche, Feinheiten, worinnen zwey, in allen Künsten der Kamöne, große Meister mit einander wetteifern konnten. Ueber H. R. Hexameter wird man uns indeß noch einige Anmerkungen vergönnen. Außer der oben schon gerügten Häufung der Trochäen, wodurch er offenbar seine gehörige Länge verliert, und nicht selten erst in der fünften Region für hexametrisch erkannt wird, trift man hin und wieder bald auf unrichtige, bald auf zweydeutige Scansion. Gesetzt, daß wir auch dem Dichter

seit der Aernte schon,

Ich weiß daß du krank bist,

und ähnliche Härten schenken wollten; so hätte er sich doch wenigstens nicht erlauben sollen, Stammwör-

ter und Imperativen, die ihrer Natur nach lang sind; zu verkürzen. Dieß scheint uns der Fall bey folgenden Versen zu seyn.

Immer | rief ich: Komm | trink und sieh den schönsten der Krüge.
Winternächten gleich. Da goß ein feind | seliger Dämon —
Seine Scherben umher. Wohl | schön war mein | Krug, war der schönste —
In dem umschlingenden Arm sich in flüsterndes Schilfrohr ver | wandeln.
Auf dieß wilde Gebirg gegangen den Rehbock und | Eber —

Warum nicht lieber durch eine leichte Versetzung den Eber und Rehbock? Noch weniger hätten wir bey einem Dichter, der den Wohlklang so sehr liebt, Verse, die sich doppelt skandiren lassen, vermuthet. Hier sind ebenfalls Beyspiele.

Ach, ich will | mitgehn, | liebe | Schwester.

oder

Ach ich | will mit | gehn liebe | Schwester.

Das eine ist so hart, wie das andre. Ferner

Hier beschloßen die Hirten den Wettgesang | und Menalkas —

Oder

Hier beschloßen die | Hirten den | Wettge | sang und
Me | nalkas —

Quendel | und Thymi | an und süßer Klee und an
jedem —

oder

Quendel und | Thymi | an und süßer Klee und
an jedem —

Freylich selbst diese Verstoße wider die Harmonie verdienen in gewisser Rücksicht Entschuldigung. Hr. R. hat sich theils so genau, als möglich, an sein Original anzuschließen gesucht, theils solche Idyllen gewählt, die, weil sie von Seiten des Ausdrucks fast ganz vollendet waren, ihm die Versification, falls nichts verloren gehen sollte, gar sehr erschweren mußten. Allein das erstere war wohl in manchen Fällen so nothwendig nicht, und die getroffne Wahl — in der That haben wir uns gewundert, diese und jene Idylle aufgenommen und andere, die wohl einer Verschönerung fähig gewesen wären, z. B. den Wunsch und den Frühling, ausgelassen zu sehen. Doch auch für das, was uns Hr. R. gab, sind wir ihm dankbar. Apoll verhüte nur, daß kein ungebetener Nachahmer in seine Fußstapfen trete, oder unsre eben gemachte Bemerkung für eine Aufforderung ansehe!

Noch haben wir der vorgesetzten Zueignungsschrift nicht erwähnt. Sie ist an Geßner selbst gerichtet und verdient, als ein Muster der

höch-

höchsten Feinheit und des ausgesuchtesten Lobes, hier eine Stelle.

Ramler an seinen Freund Geßner.

(Bey Uebersendung einiger von ihm in Verse gebrachten Idyllen desselben.)

Noch gedenk' ich der Zeit, da Berlin uns als Jünglinge kannte,
Du bald reizende Fluren erschufst, bald Oden versuchtest;
Ich bald fremde Liederchen feilte, bald eigene — wegschliff.
Damals wußtest du selten dein Lied in Bande zu zwängen:
Immer floß es frey durch mannichfaltige Strophen,
Jede melodisch, und jede von selbsterfundenem Versmaß. —
Nach zu schnell verlaufenen Monden kehrtest du wieder
Zu den Arkadischen Alpen zurück, und erfandest Idyllen,
Ohne metrische Fesseln, doch alle von seltenem Wohllaut,
Alle leicht empfänglich der nicht zu strengen Gesetze
Deines Theokritus — dem du gleich an Erdichtungen, ungleich
Bliebst in jener Sprache, die seinem Alter, nicht unserm
Anstand. — Freund! die Leichtigkeit, deiner Rede die süßen
Weisen zu geben, worin die Schäfermuse zuerst sang,

Reizt mich zum Versuch. Auch der weise Sokrates reizt mich:
Aelter als ich, versucht er, des klugen Phrygiers Fabeln
(Schon so gedrungen erzählt!) in gleiche Zeilen zu schränken.
Dieß war sein Zeitvertreib im Kerker, hiermit beschloß er
Seine Laufbahn. Vielleicht bin auch ich am Ziele der meinen:
Laß mich also, mein Geßner, mit deinen Blumen den kurzen
Weg, den ich wandeln soll, bestreuen. Verjüng' ich mich wieder
Unter deinen Hirten, so spiel' ich dir öfter dein Lied vor.

Möcht' er sich doch verjüngen, dieser würdige Sänger, der seinen Freunden nie Kränze für den Augenblick, nein Kronen für die Ewigkeit windet! Wenigstens wird ihn uns die lyrische Muse so lange gönnen, bis er durch eine neue Ausgabe seiner Oden ein Denkmal errichtet, das der Ausländer beneidet, und der Deutsche ohne Tadel und Scheelsucht anstaunt.

III. Patrio-

III.

Patriotische Phantasien von Justus Möser; herausgegeben von seiner Tochter, J. W. J. von Voigt, geb. Möser. Erster, zweyter, dritter, vierter Theil. Berlin, bey Friedrich Nicolai, von 1778 – 1786.

Obgleich die Gegenstände, worüber H. Möser, in den patriotischen Phantasien, seine Gedanken mittheilet, größtentheils außerhalb der Gränzen unsrer Bibliothek liegen; so ist doch die Art, wie er selbe behandelt hat, auf alle Weise so beschaffen, daß man mit Grunde einer Nachläßigkeit uns zeihen könnte, wenn wir nicht endlich, sollte es auch erst beym vierten Bande geschehen, ein Wort von diesen Aufsätzen sagten, von denen die meisten es so wohl zeigen, wie Gründlichkeit und ausgebreitete Kenntnisse, mit Beredsamkeit, Witz, Laune und Geschmack zu vereinigen sind. Aber wir wollen unsere Kritik, auch nur blos auf die Manier dieses vortreflichen Schriftstellers, und überhaupt auf den Geist einschränken, der in seinen Schriften herrscht, ohne uns in das Detail der Untersuchungen, Vorschläge und Projekte desselben sehr einzulassen, deren Gründlichkeit wir hier voraussetzen können. —

Herr

Herr Möser scheint sich eben nicht gern mit Werken de longue haleine abzugeben, ob er gleich das Publicum zu Erwartungen dieser Art, durch seine Osnabrückische Geschichte, gewissermassen berechtigt hat. Herr Möser ist ein Mann von Geschäften, der seine Pflicht, als Bürger, viel zu genau kennt, viel zu sehr liebt, als daß er die Anforderungen seines kleinen Publicums, den schmeichelhaftesten Erwartungen des größern Publicums aufopfern sollte. Inzwischen, — die Herausgeberin der patriotischen Phantasien, seine würdige Tochter, giebt uns zu unsrer Vermuthung nebst diesem, noch einen andern Grund an die Hand, wenn sie in der Vorrede zum vierten Theile sagt: — „daß ihr „Vater die Schreiber wie die Spieler hasse, ob er „gleich sehr gern schreibe und spiele; und daß „bloß die Rücksicht auf das Osnabrückische Intelligenzblatt, das sich in einem kleinen Lande „ohne Zwang erhalten sollte, ihn zu dieser Art von „Schreiberey vermocht habe.“ — Also aus Geschmack und Patriotismus pflegt Hr. Möser zu schreiben. Allein, daraus läßt sich wohl allenfalls die Kürze, aber schwerlich die Güte seiner Aufsätze erklären. Denn die Klage tönt uns noch immer in den Ohren, die Hr. Wieland nur erst vor kurzem über eine gewisse beschwerliche Art von Leuten anzustimmen sich gemüßiget sahe, die die Kühnheit gehabt hatten, ihm ihre *con amore* gefertigten Reime und Hexameter zuzuschicken; als von welchen er uns, und das nicht ohne große Wahrscheinlichkeit, versichert: — daß sie ihre Vers. immer in dem

dem Grade elend machten, als unaussprechlich sie selbst, bey Ausarbeitung ihrer reimlosen und gereimten Producte, glücklich gewesen. Was nun aber hiernächst den mächtigen Antrieb der patriotischen Laune betrift, so läßt sich auch darüber so manches sagen, und vermüthlich auch einwenden, daß wir lieber die ganze Sache mit Stillschweigen übergehen wollen. Ueberdem steht es auch noch dahin, ob die übrigen patriotischen Schriftsteller, die zum Theil sehr wunderliche Leute seyn sollen, es am Ende nicht gar übel nehmen möchten, wenn wir den kalten verständigen Patriotismus des Hrn. Mösers, mit der ungestümen Hitze ihres Enthusiasmus in Vergleichung bringen wollten. Es bleibt uns daher in dieser Verlegenheit nichts übrig, als zur Bestätigung unsers vorläufigen Urtheils, unsere Zuflucht zu einem dritten Grunde zu nehmen, der sich in gegenwärtigen Phantasien selbst und namentlich in dem ersten Aufsatze des vierten Theils findet, worinne Hr. Möser uns die Methode beschreibt, nach der er bey Verfertigung seiner Aufsätze zu verfahren pflegt. Wie mühsam ist doch diese Methode! wie viel Achtung gegen den Leser, wie viel ächte schriftstellerische Bescheidenheit und Behutsamkeit verräth sie nicht! Ganz gewiß, wer die mancherley zum Theil sehr strengen Regeln ein bischen genauer erwägt, die Hr. M. hier sich selbst vorgeschrieben zu haben bekennet, um vermittelst derselben zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen zu gelangen: der wird sich eben so wenig wundern, daß ein so gelehrter und zugleich ein so

genauer

genauer und so beschäftigter Mann, nur kurze Aufsätze liefert, als er nunmehr leicht begreifen muß, wie ein Schriftsteller von so seltnen Talenten, einen so hohen Grad von Vortreflichkeit seinen Werken habe ertheilen können. Doch - wir werden schicklicher, beym Schluß der Recension, wieder auf diesen Aufsatz zurück kommen. Hr. Möser spricht darinne von dem guten Vortrage, in wie fern er sich auf Einsicht und Empfindungen gründet, die er wohl voraussetzen konnte. Aber so weit sind wir noch nicht; wir müssen erst sehen, was es mit dieser Voraussetzung überhaupt für eine Bewandniß haben könne. —

Die Freunde der Aufklärung haben nun schon seit mehrern Jahren die Bemühung der Gelehrten mit Vergnügen bemerkt, insbesondere durch den Canal der Journale, eine Menge kleiner Aufsätze über Gegenstände von allerley Art unter der Nation zu verbreiten. Man muß gestehen, daß man unmöglich ein zweckmäßigeres Mittel wählen konnte, nützliche Kenntnisse und freymüthige Gesinnungen gemein zu machen, als dieses; und die kleinen Broschüren behaupten, in dieser Rücksicht, ihren unstreitigen Vorzug vor den dicken Bänden, durch welche sich ehedem der Deutschen Fleiß auszeichnete, ohne daß die Masse der Aufklärung im Ganzen dadurch im geringsten vermehrt wurde. Nur Schade, daß man sich die Sache oft so leichte gemacht hat, und noch täglich macht! Wer getrauet sich nicht einen kleinen Aufsatz, irgend ein Etwas für irgend eine Monatsschrift aufzubringen?

gen? Wenn nur die Worte erst auf dem Papier stehen, sie werden ihr Plätzchen schon finden. Also ohne Kenntniß der Bedürfnisse des Publicums, ohne die wahren Bedürfnisse desselben von den eingebildeten zu unterscheiden, ohne Erfahrung und Weltkenntniß, ohne einen hinlänglichen Vorrath von Gelehrsamkeit, ohne sich seiner Materie durch anhaltendes Nachdenken zu versichern, springt man unbesonnen genug ins Publicum hinaus, und tummelt sich auf gut Glück mit auf den Gemeinplätzen herum, die irgend ein Ohngefähr, ein zufälliger Einfall, das Ansehen eines berühmten Journalisten, für den heutigen Tag eröfnet haben; man raft eine Menge von Anekdoten zusammen ohne ihre Wahrheit gehörig zu untersuchen oder untersuchen zu können, je ärgerlicher desto besser; ein Journalist schreibt den andern aus, die Compendien der Naturgeschichte werden compilirt, aber meist ohne alle Auswahl compilirt, ganze Bogen mit elenden Gedichten angefüllt, die kein Mensch lesen mag, Erzählungen phantasirt, die keinen bestimmten Endzweck haben, ganze Stände satyrisirt, geklagt über man weiß nicht was? widerlegt, man weiß nicht wer? — Das wäre denn ungefähr der Grad von Einsicht, den man, ohne Furcht die Wahrheit und sein kritisches Gewissen zu verletzen, bey dem größten Theile unsrer Broschürenschreiber und Monatsschriftsteller, voraussetzen darf. Die patriotischen Bewegungsgründe, welche diesen Herren die Feder in die Hände geben, werden sich somit leicht errathen lassen. Es sind — außer denjenigen,

nigen, die etwa in den Ankündigungen stehen — Eitelkeit, Langeweile, Muthwillen, Mangel an Nahrung; man will sich gern gedruckt sehen, man möchte gern eine Rolle im Publikum mitspielen, die Arbeit wird bezahlt! — Und die Herausgeber? — haben ebenfalls, größern Theils, keine bestimmten und überdachten Absichten, etwa eine einzige ausgenommen, die sie alle haben; sonst sind sie auch noch entweder zu bequem oder zu gefällig, andere Eigenschaften zu geschweigen, von denen wir eine lange Liste in petto behalten wollen.

Aber wenn es mit der Einsicht und den Kenntnissen, die man bey dem Verfertiger kleiner Aufsätze voraus setzt, so übel gegenwärtig bestellt ist; wie wird es um Vortrag, Styl und Einkleidung aussehen? — Wir wollen es nur gerade heraus sagen: über die Hälfte sogar von denjenigen, denen es sonst weder an Einsichten noch Kenntnissen fehlt, verstehen von der Kunst des Vortrags wenig oder nichts; und man geräth beynahe in Versuchung zur Erklärung dieses Phänomens, die Hypothese des Hrn. Adelung zu Hülfe zu nehmen, der alle Schuld der groben Organisation beymißt, worinnen wir Deutschen noch zur Zeit bestimmt seyn sollen, unsere trägern Seelen herum zu schleppen. — So viel ist gewiß: daß es unsrer Nation im Ganzen, an dem feinen Gefühle, an der Schärfe des Geschmacks gar sehr fehlet, die man sonst bey aufgeklärten Völkern antrift. Und — um uns vor der Hand mit einem weniger tiefgedachten Grunde zu behelfen, — so ist eben so gewiß: daß hauptsächlich

sächlich unsre Dichter (im weitläuftigsten Verstande diese Benennung genommen!) und unsre Journalisten an diesem Unglück Schuld sind. Oder will man lieber alle Schuld nur den Dichtern beymessen? — Der Gedanke ließe sich vertheidigen. — Denn wenn diese, die Dichter, durch eine getreue Schilderung unsrer Sitten, durch ein geschicktes Hervortreiben der tiefer liegenden Züge in denselben, durch Milderung des Harten und Rauhen, was sie etwa noch in dem deutschen Charakter vorfanden, vermittelst einer klugen Darstellung desselben — fortgefahren hätten — (der Anfang war gemacht!) das sittliche Gefühl allmählig zu verfeinern, den Beobachtungsgeist zu schärfen, und auf diese Weise dem Geschmack eine feste Grundlage zu verschaffen; wenn sie fortgefahren hätten, die Sprache analogisch auszubilden, auf Reinheit, Eleganz und Harmonie des Ausdrucks die gehörige Sorgfalt zu verwenden, von den Ausländern bescheiden zu borgen, und in ihren Produkten eine gewisse Einheit des Tons zu beobachten, welche bey aller Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit des Einzelnen, jederzeit auf das Eigenthümliche des deutschen Geistes hingewiesen: so würden wir so gut als ein anderes Volk unsern Nationalgeschmack haben, der vielleicht, bey andern mitwirkenden Ursachen, nicht so eifersüchtig sich innerhalb gewisser Gränzen hielte; aber nur desto besser! — er würde verträglicher, geselliger, und dennoch fein genug, strenge genug geworden seyn, um auch diejenigen in den Schranken eines geschmackvollen Vortrags zu halten, welche die

Nation mehr unterrichten als ergötzen wollen. — Da aber, wie Jedermann weiß, drey Viertheile von unsern neuern und neuesten Dichtern, von dem allen wenig oder gar nichts gethan haben, wenn sie nicht vielmehr das Gegentheil gethan haben: so ist es gar kein Wunder, wenn auch die übrigen Schriftsteller, welche die Nation unterrichten, den bequemen Weg eingeschlagen sind, auf welchem sie so gründliche und ökonomische Grundsätze erlangt haben, daß sie Witz, Laune, Beredsamkeit, einen fleißigen correcten Styl, Eleganz, Wohlklang, zweckmäßige Einkleidung und dergleichen, als Artikel des Luxus betrachten können, von denen ein frugaler Deutscher keinen Gebrauch machen dürfe. Doch — zurück zu Hrn. Möser, ehe wir tiefer in Text gerathen; die Litaney möchte sonst kein Ende nehmen. Klagen, und zwar allem Anscheine nach, so vergebliche Klagen, können ohnedem keine sonderliche Erbauung gewähren. Unsere Leser werden es also hoffentlich ganz wohl zufrieden seyn, wenn wir ihnen dafür lieber sofort die Grundsätze des guten Vortrags mittheilen, die wir aus gegenwärtigen Aufsätzen zu ziehen, Veranlassung gefunden haben.

Wir bemerken zuförderst die Regel, die man überhaupt in jedem dieser Aufsätze beobachtet findet, die Regel: daß auch der kleinste und geringfügigste Aufsatz jederzeit das Fragment eines großen Ganzen seyn müsse. — Es giebt nur eine einzige Wissenschaft, sagen die Philosophen,

wo-

wovon jede einzelne ein größeres oder kleineres Theil ist. Wer nun einen einzelnen Theil für das Ganze, diese oder jene Wissenschaft, für die einzige Wissenschaft hält, der ist ein Pedant. Die freyen Künste und schönen Wissenschaften, haben — was auch unsere Maler, Musiker und Romanschreiber dagegen sagen mögen! — dießfalls kein Privilegium. Man hat sogar, und zwar vorlängst bewiesen: daß die Stutzer die größten Pedanten unter der Sonne sind; vermuthlich, weil die Wissenschaft convenzioneller Bücklinge, von der sie Profession machen, die armseligste und eingeschränkteste von allen ist. Denn so nimmt auf der andern Seite die Pedanterie immer auch in dem Grade wieder ab, je ausgebreiteter das Gebiet und der Umfang irgend einer abgesonderten Wissenschaft ist, die man treibt. Unter den Aerzten giebt es bey weitem nicht so viele und so große Pedanten, als unter den Rechtsgelehrten; und die Alten haben ihren Dichtern das Beywort: doctus, wohl nicht ohne Ursache, vorzugsweise beygelegt. Ein Knaul indessen, der sich in einen langen, dünnen Faden ausdehnen läßt, hat dem ungeachtet nur einen sehr kleinen Umfang. Daher nehmen die gelehrten Ausleger der Classiker, die in einer Note zu untersuchen sich einfallen lassen, ob Nebukadnezar Gras oder Stroh gefressen? (wenn im Texte von Mayenblümchen und Nachtviolen die Rede ist,) ihren Platz, billig gerade nach dem Stutzer ein. Man kann nicht immer alles sagen, wenigstens actu nicht, aber: — „vt, qui pila

„ludunt, sagt Cicero, non vtuntur in ipsa „lusione artificio proprio palaestrae, sed „indicat ipse motus, didicerintne palaestram, „an nesciant et qui aliquid fingunt, etsi „tum pictura nihil vtuntur, tamen, vtrum „sciant pingere, an nesciant, non obscu„rum est: sic in orationibus hisce ipsis „judiciorum, concionum, senatus, etiam„si propriae ceterae non adhibeantur artes, „tamen facile declaratur, vtrum is, qui di„cat, tantummodo in *hoc declamatorio opere* „sit iactatus, an ad dicendum, *omnibus in„genuis artibus* instructus accesserit. —“

In diesem Verstande ist es, wenn der Physiognom behauptet: daß man den grossen Mann daran erkenne, wie er den Hut abnimmt; in diesem Verstande ist es, wenn wir von Hr. Mösers Phantasien behaupten: daß sie Fragmente eines großen Ganzen sind. — Hr. Möser zeigt zuweilen Gelehrsamkeit, aber es ist nicht die ärmliche Art von Gelehrsamkeit, die der Eitelkeit ihren letzten Pfennig zum Opfer bringt; Hr. M. giebt von seinem Ueberflusse. Ohne eben sehr ökonomisch zu seyn, scheint er doch von seinen Schätzen mehr zurück zu behalten, als er wegschenkt; und so hat er freylich keine Ursache, die Gelegenheit zu einer prahlerischen Freygebigkeit ängstlich aufzusuchen. — Seine politischen Kenntnisse und Einsichten sind außerordentlich; er weiß sich mit vieler Geschicklichkeit in allerley Gesichtspunkte zu stellen, woraus

die Aussicht freylich bald erweitert bald verengert erscheinen muß. Seine Untersuchungen haben daher oft nur förmliche Wahrheiten zum Resultat, welche der gegenwärtige Zeitpunkt oder die Localität der Umstände erheischen; es würde aber ungerecht seyn, wenn man deswegen glauben wollte, er habe die wirkliche Wahrheit übersehen, oder er sey nicht vermögend gewesen, seine Aussicht bis dahin zu erweitern. Ueberhaupt hat der Politiker fast überall nur sein Absehen auf förmliche Wahrheit zu richten; was innerhalb zehn Meilen wahr und gut ist, ist in einem Bezirk von zwanzig Meilen oft falsch und schädlich. Indessen so viel bleibt immer richtig, daß der eingeschränkte Politiker, der nicht über die Gränzen seines Ländchens hinaus sehen kann, nicht einmal diese deutlich übersehen wird; die wirkliche Wahrheit muß durchaus die Grundlage der förmlichen bleiben, und ein aufmerksamer Leser wird diese Grundlage in den Phantasien des Hrn. Mösers zu bemerken, auch immer noch Veranlassung genug finden, besonders wenn er sich auf Ton, Colorit und Einkleidung versteht. — Ein gewisser Geist der strengern Oekonomie blickt fast aus jedem dieser Aufsätze hervor, die ursprünglich für die Einwohner eines armen Landes geschrieben waren, die ihre Reichthümer nur aus mühsamer Arbeit und aus der Verachtung des Ueberflusses ziehen können. In einem andern Lande würde Hr. Möser vielleicht über die Vortheile des Luxus geprediget, und dem Philosophen dennoch Recht gegeben haben, der aus Grundsätzen der Mo-

ral zur allgemeinen Mäßigkeit räth. Von dergleichen allgemeinen Grundsätzen, und guten stoischen Tugenden sind aber gegenwärtig die gemeinnützigen Blätter unsrer Monatsschriften bis zum Ekel voll, und man muß es daher Hr. Mösern Dank wissen, wenn er sich aus dem Gedränge dieser Gemeinörter zuweilen entfernt, und nur aus seinem Garten über den Zaun zu seinem Nachbar philosophirt. Unter andern möchten wir wohl unsern neuern Pädagogen, etwas von dieser individuellen Art zu philosophiren wünschen. Sie haben sich bisher sehr gemeinnützig zu machen gewußt, auf diese Weise würden sie sich vielleicht noch nützlicher, wenn schon nicht so gemeinnützig machen können. Ueber die Erziehung des Menschen wissen wir, durch ihre Bemühungen, nun so ziemlich alles, was uns zu wissen nöthig ist, und vielleicht noch mehr; der **Bürger** mag nun wohl auch an die Reihe kommen. So ist es z. B. höchst einleuchtend, wenn sie behaupten: daß der Mensch den Menschen mit Liebe erziehen müsse, daß die gelindesten Mittel im Allgemeinen die besten sind; aber sie mögen sehen, ob Hr. Möser nicht auch Recht hat, wenn er behauptet: „daß die Erziehung wohl **sklavisch** seyn möchte." Auch in dem, aus einer ungedruckten Chronik gezognen Fragmente im zweyten Theile dieser Phantasien — werden sie manche nützliche Wahrheit finden können, ob es schon nur das simple Ansehen eines Mährchens hat, wenn es z. B. anhebt: — „Zu dieser Zeit war auch ein Mann, „dem brachte seine Frau einen gar hübschen jungen „Sohn,

„Sohn, und er ließ ihn ganz philosophisch erzie„hen; mit bloßen Füßen auf den Steinen und ohne „Hut im Regen. Und damit der Junge fein wahr „in seinen Reden, recht stark in seinem Vorsatze, „und in allen Ausführungen unerschrocken werden „möchte: so mußte er jede Sache ausdrücken, wie „er sie erkannte oder empfand, und sein Wille durf„te gar nicht gebeugt werden. Und der Knabe „ward recht groß und stark und hatte Muskeln, die „einen ganzen Kerl zeigten. Und der Vater brach„te den jungen Kerl, wie er ausgewachsen war, an „den Hof seines Königs, der ihn sehr gnädig auf„nahm, und sich ob der Aufrichtigkeit und Stär„ke des Burschen sehr verwunderte; auch freueten „sich alle Hofdamen seiner. Es währete aber „nicht lange: so kamen viele Klagen an den „König ꝛc.“ und wie es da weiter heißt. —

Herr Möser mag also in den patriotischen Phantasien, seine Gesichtspunkte so oft verändern, erweitern, verengern, als er will; er mag deklamiren, er mag den Sophisten spielen, er mag so gar einseitig und partheyisch scheinen: man wird ihm von alle dem, dem ungeachtet nichts, oder doch nur sehr wenig und sehr selten zur Last legen können, zumal wenn man die Aufsätze so beysammen hat, und selbige der Reihe nach lesen kann. Je weiter man fortliest, jemehr ründet sich das Ganze, selbst in dem es sich erweitert; und am Ende erscheint es nur wie eine einzige große Gegend, der es, bey der größten Mannichfaltigkeit, bey der abstechendsten Verschiedenheit einzelner Par-

tien, dennoch nichts weniger als an Einheit mangelt, wenn sich auch die Aussicht hie und da sogar ins Unendliche verliert. Zwey Hauptabtheilungen dieses großen Feldes fallen jedoch vorzüglich deutlich in die Augen, es sind: allgemeine Menschenkenntniß und Kenntniß des besondern Publikums! —

Allein wenn ein Schriftsteller, der für sein besonderes Publikum, oder für die Menge schreibt, sich oft in eine Lage versetzen muß, die seinem eignen Charakter, seiner Denkungsart gerade nicht natürlich ist; wenn er, um den gehörigen Eindruck auf seine Leser zu machen, oft übertreiben, deklamiren, übertäuben, oder wohl gar die Schellenkappe aufsetzen muß: wer kann es ihm verdenken, wenn er seine Weisheit hinter einer vorgenommene Maske zu retten sucht? Das ist denn auch allerdings ein Hauptgrund von den mancherley Einkleidungen, deren sich ein guter Schriftsteller bedient, oder die er sich erlaubt. Wenn wir alle dächten, wie wir denken sollten, freylich — so könnte sich die Wahrheit ganz getrost unter uns nackend sehen lassen. — Doch — wir irren uns; alsdann vielleicht, wenn wir lauter Verstand wären. — „Aber, die Einbildung, sagt Hr. **Möser**, hat auch ihre Rechte!“ Witz und Laune wollen gleichfalls befriedigt seyn, und die Sinnlichkeit will auch etwas zu tändeln haben. Wenn ein wichtiger Gegenstand, weil er alltäglich geworden, seinen Reiz für uns verloren hat, so wird die Einkleidung dessel-

selben, Bedürfniß, das der Mann von Genie am ersten fühlen und sich von der Befriedigung desselben gewiß nicht dispensiren wird. Denn er will nicht blos schwatzen, sondern wirken.

Also in dem ersten Falle: ist die Einkleidung eine Rolle, die wir vorzüglich aus Rücksicht auf uns selbst, und aus Rücksicht auf gewisse besondere Vorurtheile der präsumirten Leser übernehmen, um nicht anstößig zu werden; und sie setzt sodann eine richtige Beurtheilung der äußern Verhältnisse voraus, worinne sich der Schriftsteller befindet. Im andern Falle hingegen, ist die Einkleidung eine Rolle, die wir in Rücksicht auf die allgemeinen Bedürfnisse der menschlichen Natur übernehmen, die verhältnißmäßig befriedigt seyn wollen. Wenn keine von diesen beiden Rücksichten zu nehmen ist; so ist jede Einkleidung nichts als ein frostiger Schnörkel, der die Einfalt des Ganzen und folglich das Interesse stört, ein ornamentum ambitiosum, das besser wegbleibt; oder sie hat in einem Fehler unsers Charakters ihren Grund, oder sie verräth einen Mangel an Einsicht in die wahren Verhältnisse des Schriftstellers zu seinem Publikum. Allezeit aber wird ihr der gute Geschmack erst den rechten Zuschnitt geben müssen.

Wenn wir diese Grundsätze nicht aus der Natur der Sache, sondern aus Hrn. Mösers Phantasien gezogen hätten; so würden sie doch nicht viel anders lauten.

z. B. kein Unternehmen ist schwieriger, als unter einem Volke, das sich bis auf einen gewissen Grad verfeinert hat, die strengern Begriffe von Wirthschaftlichkeit, den Geist der Sparsamkeit und Frugalität zu erhalten, oder wieder in Gang zu bringen. Die Empfindung ist in diesem Punkte so eigenwillig, die Phantasie gewinnt so leicht die Oberhand, die Begierde nachzuahmen ist so natürlich, der Ton des Zeitalters, das Beyspiel der Nachbarn so ansteckend! Hier pflegt der Verstand alle seine Kräfte aufzubieten, um durch unzählige Sophistereyen der Begierde, wo möglich, einen Schimmer von Rechtmäßigkeit und Befugniß zu geben. Aber hier hat auch Hr. Möser seine ganze Kunst aufgeboten, um dieser vielköpfigen Hyder mit Nachdruck entgegen zu arbeiten. Er ist hier ein wahrer Proteus, der alle Gestalten annimmt, um einen so schweren Kampf ritterlich und mit Ehren bestehen zu können. Das Herz, den Verstand, die Phantasie, den Geschmack, alles sucht er auf seine Seite zu bringen. — Bald ist es ein glücklicher Schwiegersohn, der seinem Schwiegervater die Veränderung meldet, die mit seiner Frau vorgegangen, und die, nach seiner altdeutschen Meynung, ihrer Erziehung noch die meiste Ehre macht — nämlich: sie hat ihre Puppen fortgeschickt. Und wodurch ist diese Katastrophe bewirkt worden? — Durch die Vorstellungen ihres Mannes — Unglaublich! Aber man betrachte nur die beredte Manier und die Gründe desselben! — „Jetzt, mein liebes Weib, kannst du noch

„die

„die Ehre haben, ein Original zu werden; du „kannst dich freywillig herablassen. — Wir können „keinen glücklichern Gebrauch von unserm Vermö„gen machen, als wenn wir die schwachen Töch„ter, welchen nichts als ein großes Exempel „fehlt, vor der Versuchung bewahren in gleiche „Ausschweifung zu fallen. Die Mütter werden dich „preisen — Alle unsere jetzigen Moden haben blos „das Verdienst des Wunderbaren, des Ausschwei„fenden und des Kostbaren. Sie tragen nichts zur „Erhöhung deiner Reitzungen bey. Diese wer„den vielmehr nur versteckt, beladen und auf eine „recht gothische Art verziert.“ — Nach dieser Einleitung durfte es der kluge Mann schon wagen, folgenden Epilogus hinzuzusetzen, der selbst ein Bewegungsgrund mehr ist. — „Hebe dich einmal aus „dem Schwarm so vieler verdienstlosen Affen; er„weitere deine Einbildung, und erwege, ob nicht „eine heroische Verachtung aller Modesklaven etwas „eben so Neues, und eben so Reizendes für deine „Einbildung seyn werde, als alles, was dein „Kammermädchen mit einem diebischen Blicke der „Hofdame entwenden kann? Es ist jetzt die Mode „a la grecque zu seyn; und diese sollte in der edel„sten Ausbildung des menschlichen Körpers beste„hen . . . setzt er noch ganz wie verloren hinzu. Was kann seine Frau thun? Kaum sind acht Tage verflossen, so kommt sie auf einmal mit den Worten in die Stube getreten: — Nun sieh mich a la grecque! — Und der Mann — hat sie noch nie so reizend gesehen. Die enthusiastische Manier,

nier, worinnen er ihre allerliebste Bauernmütze beschreibt, ihr Camisol mit kurzen Schößen, schildert, ihren netten und hübschen Rock bewundert, würde sogar der Einbildungskraft eines Liebhabers Ehre machen. Diese ökonomische Veränderung übrigens, zieht, wie man denken kann, mehrere nach sich; und alle werden mit so viel guter Laune beschrieben, daß die Eitelkeit selbst ihre Rechnung dabey finden muß, daß der gute Geschmack und auch sogar die Phantasie nichts dawider einwenden kann. Einige Blätter weiter hin, hören wir die Klagen einer Mutter über den Putz ihrer Kinder; hier wird das Herz mit ins Spiel gezogen. Die ungesehene Thräne, die der guten Mutter entwischt, währender Zeit als ihr Mädchen die unschuldige Leichtfertigkeit hat zu, ihr zu sagen: — „sie müßte nun auch bald eine goldene „Uhr haben, weil ihre Gespielinnen bereits dergleichen hätten,„ — muß ihre Wirkung thun, und vielleicht geht der Wunsch der patriotischen Frau bald in Erfüllung: — „daß sich doch patriotische „Aeltern freywillig vereinigen und unter sich verabreden möchten, ihren Töchtern vor dem funfzehnten Jahre, weder Silber, noch Gold, noch „Spitzen, noch Blonden, noch Seide, noch Agremens zu geben.“ — Aber die Mutter kennt das weibliche Herz, und es macht ihrem Verstande Ehre, wenn sie hinzusetzt: — „Wie groß würde „die Freude der Mädchen seyn, wenn sie sich nun „in ihrem funfzehnten Jahre zum erstenmale der „aufmerksamen Neugierde in einem seidnen Kleide

„zei-

„zeigen dürften! Und würde nicht diese Oekonomie „mit ihrem Vergnügen, ihnen bey ihrem Eintritt „in die junge Welt tausend kleine Zierrathen in so „viele reizende Neuigkeiten verwandeln, wenn sol„che nicht in ihren dummen Jahren bey ihnen schon „veraltet wären? Wir erschöpfen das Vergnügen „ihrer bessern Jahre durch unsre unüberlegte Ver„schwendung. Eine Uhr war sonst für ein Mäd„chen so viel als ein Mann. Jetzt giebt man sie „ihnen fast im Flügelkleide.“ — So gar die gelehrten Beyspiele: — „von den englischen Lords, „die ihre Söhne bis ins zwanzigste Jahr ins Colle„gium schicken, wo sie mit abgeschnittenen Haaren, „ungepudert und ungeschoren, in einem schlechten „Kleide, bey Hammelfleisch und Erdäpfeln groß ge„macht werden;“ — und das andere, was sie von ihrem Manne erfahren hat: — „von der „Klugheit der Römer, die für die Jugend eine be„sondere Kleidung hatten,“ — darf uns aus dem Munde einer so klugen und aufmerksamen Mutter nicht befremden. Zwar mag sie, wie zu vermuthen, auch schon um das erstere ihren Mann befragt haben; ihre Leser werden es ihr aber vielleicht noch lieber glauben. — Die Geschichte der reizenden Selinde, — „die von Jugend auf dazu gewöhnt „worden war, das Nöthige und Nützliche allein „schön und angenehm zu finden, der man je„doch erlaubt hatte, so viel möglich, alles Noth„wendige in seiner größten Vollkommenheit zu „haben, und die von der Natur nach gleichen Re„geln gebaut zu seyn schien, indem sie alles Noth„wen-

„wendige in der größten Vollkommenheit be„saß;“ desgleichen: die humoristischen Schilderungen des alten deutschen Wittwers von seiner guten seligen Frau, und seiner allerliebsten Braut; — das Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande, wo sie sich unter der unverdorbnen und frugalen Natur so häßlich gequält hatte. — Die alltägliche Geschichte von Johann, der nicht eher leben konnte, bis er ins Zuchthaus gekommen war, — und endlich — den rührenden Brief der leichtsinnigen Filette Marly aus dem Zuchthause, an ihren eben so leichtsinnigen Gemahl, — wollen wir den Leser bitten, geschwind noch einmal selbst in die Hand zu nehmen, hübsch aufmerksam durchzulesen, und mit uns die Geschicklichkeit und das Genie unsers Verfassers zu bewundern, der so unerschöpflich ist, zur Erreichung derselben Absichten, immer neue, gleich zweckmäßige Mittel zu erfinden, und mit eben so vieler Kunst und Einsicht anzuwenden. —

Hingegen, wenn der Gegenstand, worüber Hr. Möser seine Gedanken mittheilen will, nicht so viel Ecken oder Haaken hat, die den Transport bedenklich machen, so geht er weit runder zu Werke, und seine Emballage und Einkleidung fällt entweder ganz weg oder ist doch nur ganz simpel. Z. B. Die Gedanken über den Verfall der Handlung in den Landstädten, die nur für solche Leute aufgesetzt sind, die von selbst über dergleichen Dinge nachdenken: unterscheiden sich von ähnlichen Aufsätzen blos durch den Ton. Der Ton, in welchem

sie

sie gesagt werden, ist der Ton eines patriotischen Kaufmanns, der von dem Gefühl seines eignen Interesse belebt wird. Man muß gestehen, daß sich zu diesem Gegenstande nicht leicht ein schicklicherer wird finden lassen. — Was für eigentliche Gelehrte geschrieben ist, zeichnet sich in den Aufsätzen des Hrn. Mösers blos durch das negative Verdienst aus: daß der Ton nicht pedantisch ist. — Bey verwickeltern Materien indessen, wo die Verschiedenheit des Charakters, und des Standorts, worauf der Beurtheiler hält, auf die Entscheidung viel Einfluß haben können: hat auch hier Hr. M. Stellung und Charakter, als wesentliche Stücke zur richtigen Beurtheilung, nicht leicht vergessen mit in Anschlag zu bringen. Wir überlassen es dem Leser, sämtliche Aufsätze, nach den oben angegebenen Grundsätzen, selbst zu prüfen, und wir sind überzeugt, daß er nur selten Veranlassung zu solchen Erinnerungen finden wird, als — die wir eben im Begriff sind, ihm mitzutheilen. Sie betreffen einige Aufsätze des vierten Theils, in Rücksicht auf die Einkleidung insbesondere.

Gleich der zweyte Aufsatz des vierten Theils: **über das Kunstgefühl, von einem Weinhändler**, scheint uns durch die Einkleidung ziemlich einseitig, unbestimmt und unfruchtbar geworden zu seyn. Man sollte denken, er sey wirklich von einem Weinhändler geschrieben; von einem Weinhändler, der wohl einen guten praktischen Weingeschmack haben mag, der aber, unglücklicher Weise, nicht bey seinem Leisten bleiben will.

So

So lange vom schönen Markebrunner die Rede ist, kann er Recht haben, wenn er hier besser prüfen, wählen und entscheiden zu können glaubt, als der Präsident von allen gelehrten Akademien in Europa, und wir wollen auch seine Kühnheit eben nicht sehr tadeln, wenn er den Mann festen Fußes erwartet, der seinen Weingeschmack tadeln wird. Die Gefühlshelden haben bekanntermaßen immer sehr viel Muth. Hingegen wenn von dem Kunstgefühle im allgemeinen die Rede ist, von den Ursachen im allgemeinen die Rede ist, die selbiges erzeugen oder ersticken können, so muß der Weinhändler nur eine subalterne Rolle spielen wollen; und derjenige aus der Gesellschaft, worin er sich befand, der ihn durch den Ausspruch: — „daß das Kunstgefühl und die Wissenschaft desselben, zwey ganz unterschiedene Studien wären" — in seine Schranken zurück zu weisen suchte, scheint uns ein Mann von Einsicht, der von dem Weinhändler nicht so überschrieen werden sollte. Kurz die Einkleidung kommt uns mehr sonderbar, als zweckmäßig vor. Wir wollen doch noch einen Augenblick bey diesem Aufsatze stehen bleiben.

Der Weinhändler nämlich geräth zu D... unter einen Club von zwanzig und mehr jungen gelehrten Herren, die immer das Wort, Kunstgefühl, im Munde haben, und von dessen Mangel in gewissen Gegenden ein Langes und Breites sprechen. Der eine beschuldiget das feindselige Clima, der andere schiebt die Schuld auf die schlaffe Regierungsform, der dritte klagt die philo-

sophische

sophische Erziehungsart an, der vierte bringt sogar die Religion ins Spiel, um den eigentlichen Grund zu bestimmen, warum in dem einem Lande mehr Kunstgefühl und Geschmack sey als in dem andern. Was wird der Weinhändler dazu sagen? — „Aber ums Himmels Willen, wie können Sie „sich über eine solche Sache so lange zanken? Ich „kenne alle Gewächse des Rheingaues, und will „nicht allein alle Arten, sondern auch alle Jahr„gänge auf das genaueste unterscheiden: das ist aber „von Ihnen keiner im Stande, und woher rührt „dieser Mangel des Geschmacks bey Ihnen? wahr„lich nicht vom Klima und auch nicht von der Re„ligion, sondern weil Sie nicht, wie ich von Ju„gend auf in Kellern gewesen sind und nicht alle „Arten von Weinen oft genug versucht haben.“ — Und was erwiedern die jungen Herren darauf? — „Anfangs scheinen sie zu stutzen, aber bald sagt „einer, das wäre etwas ganz anders; ein solches „Memorienwerk als diese Weinkenntniß wäre, kön„ne ein Jeder lernen u. s. w.“ — Die jungen Herren antworten ein wenig zu hastig; wenn der Präsident des Clubs dafür das Wort hätte nehmen wollen, so kömmt es uns vor, als ob er etwa folgendes hätte antworten können. — „Mein lie„ber Freund, hätte er sagen können, Sie haben „vergessen, wovon die Rede war. Wir geben Ih„nen recht gern zu, daß Uebung und Beschäftigung „mit der Sache dem Künstler nothwendig sey, „wenn er das sichere Gefühl erlangen will, wodurch „sich große Künstler auszeichnen. Fahren Sie al-

„so immer fort Ihrem Weingeschmacke durch fleißi-
„ges Kosten seine Schärfe zu bewahren: wenn es
„mein Podagra erlaubte, so würde ich Ihre Me-
„thode selbst mit Vergnügen befolgen. Aber auf
„diese Weise mag das Kunstgefühl bey einzelnen
„Personen freylich am besten, bis auf einen ge-
„wissen Grad, entwickelt werden. Allein das ha-
„ben wir hier vorausgesetzt. Unsere jungen Her-
„ren tummeln sich auf einem ganz andern Platze
„herum. Sie wollen die Ursachen wissen, wo-
„durch die Leute in diesem oder jenem Staate
„überhaupt in die Lage versetzt werden, wohlfeiler
„und häufiger die Weine kosten zu können, um da-
„durch bis auf einen gewissen Grad den scharfen
„Weingeschmack zu erlangen, worauf Sie so stolz
„scheinen." Also . . . Der Weinhändler macht
in der Folge noch mehr Vorstöße wider die Logik,
und behält doch Recht; aber wir können uns nicht
darauf einlassen.

Der funfzehnte Aufsatz: **Also sollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten; Schreiben einer jungen Matrone** — fängt so an: — „Nun, mein liebes Kind! ich will nichts
„mehr dagegen sagen, laß deinem Dutzend Kinder-
„chen je eher je lieber die Blattern geben, alle mei-
„ne Wünsche stehen dir dabey zu Dienste, und zwar
„von ganzem Herzen. Aber siehe auch hernach zu,
„wie du deine acht Mädchen an den Mann bringest.
„Denn das will ich dir wohl im voraus sagen, daß
„kein einziges daran sterben werde: unsere Aerzte
„verstehen das Ding zu gut, und sind viel zu glück-
„lich,

„lich, um dir auch nur eine einzige Aussteuer zu „ersparen. Wo will es aber endlich hinaus, wenn „das so fort geht; wenn die Brut, die jetzt erhal- „ten wird, sich mit gleichem Eifer vermehrt, und „nichts davon abgeschlachtet wird? Vordem dankte „eine gute Mutter dem lieben Gott, wenn er red- „lich mit ihr theilte, und auch noch wohl ein Schäf- „chen mehr nahm." u. s. w. Denn in diesem Tone geht es bis zu Ende des Briefs fort, den die junge Matrone endlich mit den Worten schließt: — „Ich breche hier ab, um keine Thorheit zu sa- „gen." — Dieser Zusatz ist offenbar von Hrn. Möser, der damit das Auffallende und Harte der Satyre mindern will, die sich die junge Matrone in ihrem Briefe erlaubt. Oder war es von ihrer Seite, nicht so wohl Satyre als Ueberzeugung? Desto schlimmer! Sie macht sich auf diese Weise nicht so wohl lächerlich, als verächtlich. Der Charakter einer solchen Mutter ist zur Satyre zu verdorben, er ist abscheulich; und gleichwohl zeigt sie, bey allen ihrem Leichtsinne, so viel feine Sophiste- rey, so viele wenigstens verführerische Einsichten, daß leichtsinnige Mütter ihr im Herzen Recht geben könnten, und zärtliche Mütter sie viel zu sehr ver- achten müssen, als daß sie sich die Mühe geben sollten, das Gegentheil von ihren Gründen aufzu- suchen. Kurz, der Eindruck des Ganzen ist wi- derlich, und die Satyre, was Hrn. Mösern sonst nicht leicht begegnet, viel zu weit getrieben. — Wenn ein Gegenstand nur einigermaßen noch pro- blematisch ist, so läßt sich die Ironie nur mit

großer Einschränkung und Behutsamkeit darauf anzuwenden; sonst thut sie leicht die entgegengesetzte Wirkung von der, die der Verfasser beabsichtigte: wie es z. B. dem Verfasser des Aufsatzes über den Nachdruck, im deutschen Merkur, gegangen ist; der sich über die üble Wirkung seiner darinnen gebrauchten Ironie mit Unrecht beklagt. Er hätte die Natur seines Gegenstandes, und den Charakter der Nation besser kennen sollen! —

Noch eine Erinnerung, weil wir einmal im Erinnern sind, ob sie schon gerade nicht die Einkleidung betrift. Nämlich wir hätten große Lust, dem Hrn. Möser eine kleine Inconsequenz zur Last zu legen; laßt uns sehen, ob wir auch Fug und Grund dazu haben. — Von dem neun und vierzigsten Aufsatze des vierten Theils, der: Die Bekehrung im Alter, überschrieben ist, sagt die Herausgeberin in der Vorrede: „daß er vielleicht keinem als ihrem Vater anstößig sey“ — Wenigstens uns hat er sehr gefallen. Es wird darinnen der Satz ausgeführt, und sehr scharfsinnig ausgeführt: daß es mit den Bekehrungen im Alter gemeiniglich nicht weit her sey; daß dergleichen Bekehrungen gemeiniglich mehr Folge der Ohnmacht als der Kraft sind. — Allein dieser Aufsatz ist jetzt *) dem Verfasser anstößig, und warum? — „weil „er jetzt, (heißt es in der Vorrede weiter,) die chy„mische Untersuchung der menschlichen Tugenden „höchst

*) Dieser Aufsatz ist schon über vierzig Jahr alt.

„höchst zweckwidrig findet, und wenn ihm das „Ensemble gefällt oder wohl schmeckt, die Kunst „des Meisters in Zusammensetzung widriger Ingre„dienzien bewundert.“ — Es ist wahr, dieser Grundsatz des Hrn. Möser ist der Schwachheit der menschlichen Natur überaus angemessen, und kann Toleranz und Geselligkeit sehr befördern helfen; so allgemein und ohne alle Einschränkung möchten wir ihn aber doch nicht behaupten. Alte Leute, die in ihrem Leben schon viel erfahren und zergliedert haben, werden sich, beym Totaleindruck irgend eines Charakters, die mancherley Ingredienzien, woraus er zusammen gesetzt ist, leicht mit denken, und sonach nicht leicht zu befürchten haben, daß sie getäuscht werden, wenn sie eine solche Tugend für eine solche Tugend halten. Für diese ist also der angeführte Grundsatz sehr gut, und wenn er unter ihnen mehr in Gang kommen sollte, so würde er die laudatores temporis acti gewiß sehr vermindern. Ganz jungen Leuten, die das Mancherley, das Verschiedene in einem Totaleindruck sich noch nicht gehörig aus einander setzen können, werden ebenfalls wohl thun, wenn sie sich in chymische Untersuchungen der Tugenden und Laster nicht so bald einlassen. Aber die genauere Zergliederung der einzelnen Bestandtheile bringt in unsere Menschenkenntniß doch auch offenbar mehr Licht, und giebt einen schärfern Unterscheidungsgeist, der bis in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens eindringt. Wir getrauen uns sogar zu behaupten, daß Hr. Möser selbst, wenn ihm diese chymischen

Untersuchungen von jeher so anstößig gewesen wären, zu einer so genauen Menschenkenntniß nicht würde gelangt seyn, als die ist, welche die Kenner in seinen Schriften bewundern. — Aber sind sie ihm denn auch wirklich so anstößig diese chymische Zergliederungen, als uns die Herausgeberin versichert; als er vielleicht selbst glaubt? Man lese nur den neunzehnten Aufsatz des vierten Theils, und man wird darinnen die Liebe zum Vaterlande eben so chymisch untersucht finden, als in jenem, die Bekehrung im Alter. Hr. Möser legt zwar die Untersuchungen einem Pfarrer in den Mund: indessen, denken wir, wird es mit der Inconsequenz doch wohl seine Richtigkeit behalten; und das ist uns auch ganz Recht.

Es ist ein Irrthum unserer neuern Romanschreiber, die seit einiger Zeit die chymische Untersuchungsmethode in ihre Geschichten und wahren Erzählungen eingeführt haben, wenn sie glauben, daß diese Methode ihren Produkten einen unstreitigen Vorzug vor den ältern Romanen gebe, wo die Erzählung ganz simpel ist, und die Zergliederung dem Leser überlassen wird. Auch die neuern Geschichtschreiber scheinen absichtlich in diesen Fehler verfallen zu wollen, ohne zu bemerken, wie sehr dadurch die Würde der Geschichte herab gesetzt werde. Unter den Romanschreibern scheint besonders der Verfasser des Moritz diesen Irrthum zu lieben. Sein Roman, der dem ungeachtet noch immer interessant genug bleibt, würde ungleich interessanter geworden seyn, wenn er nicht so viel psycholo-

chologische Chymie enthielte, welche die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Helden zum Schöpfer desselben abwendet, und den Faden der Geschichte beständig unterbricht. Das ist ein Nothmittel junger Dichter, welche die Welt nur noch einseitig beobachtet, einige feine Züge erhascht, andere gelesen haben, und daraus nun einen Charakter bilden wollen. Wo die Erfahrung ausgeht, nehmen sie die Analogie zu Hülfe, und spinnen einen allgemeinen Faden aus. Hier zeigt sich hingegen der Beobachter in seiner Größe, der seinen Kopf mit Totaleindrücken aus der wirklichen Welt angefüllt hat, die an sich ein großes Ganze ausmachen, das er durch allgemeine Erfahrungen und psychologische Analogien nicht nöthig hat zusammen zu sticken. Die Charaktere, die er schildert, werden sich immer gleich bleiben, und doch auch ihre eignen Physionomien haben. Und hierinne zeigt denn auch Hr. Möser seine Stärke. Aber nicht sowohl in den Aufsätzen, worinnen ein wissenschaftlicher oder politischer Satz durchgeführet wird. Hier sind die ausgeführten Charaktere fast immer den wesentlichen Erfodernissen des Raisonnements untergeordnet, der Verfasser ist oft genöthiget seinen Kopf durch die Tapete zu stecken und seine Maschinen sichtbar zu dem Hauptzweck zu leiten, den er im Sinne hat. Die moralischen Aufsätze, worinnen ein Charakter, oder die Seite eines Charakters ins Licht gesetzt, oder zu einem sittlichen Zwecke durchgeführt werden soll — diese sind es, wo Hr. Möser seine Welt- und Menschenkenntniß im schönsten Lichte zeigt. Der ganze

Charakter, mit allen seinen möglichen Entwickelungen, scheint auf einmal vor seiner Seele gestanden zu haben. Es scheint ihm daher gar keine Anstrengung zu kosten, auch wenn er die feinsten Züge aussondert, und die geheimsten Falten durchspähet. Ein solches Meisterstück von Menschenkenntniß ist unter andern der kleine Roman: Die Politik im Unglücke, im dritten Theile dieser Phantasien, und der gleich vorhergehende: Also kann man der Mode ohne Gewissensskrupel folgen. — Besonders haben wir den Schluß des letztern bewundert, worinne der Verfasser selbst auftritt, und den Epilogus macht. — Man weiß, wie hart es hielt, bevor sich Amalie entschließen konnte, der Mode ohne Gewissensskrupel zu folgen. Das moralische Pulver ihres Mannes hatte auf ihre endliche Entschließung eben so viel Wirkung gehabt, als ihr eigner guter Verstand, nämlich — blutwenig. Das: „wenn du mich lieb hast,“ ihres Herrn Gemahls, der ein knotiger, entschlossener Wirth war, traf schon ein bischen näher zum Ziel. Aber, die immer näher heranrückende Nothwendigkeit mit Anstand zu fallen, der schimpfliche Fall ihrer wohlseeligen Freundin, die unbarmherzigen Sarkasmen, womit die Welt diese zur Ruhe bringt, ihre geheimen Schulden, die der Mann auf eine so herzliche Weise bezahlt: — was bleibt ihr übrig? — sie sieht sich noch einmal um, ob — und entschließt sich mit einem Seufzer, die Zahl der vernünftigen Weiber zu mehren. — Um ihrem freywilligen Falle den gehörigen Anstand zu

geben,

geben, mag sie sich ohne Zweifel der Schelmerey ihrer Freundin erinnert haben, die diese soviel Mühe hatte auf das Papier zu mahlen: — „wie das „Machen und Spielen, der Mangel und die Verle„genheit, mit dem Pinsel dieser Schelmerey so durch„einander vertieft, vermischt, vertrieben und vereinigt „werden können, daß die Absiche gar nicht be„merkt, und so wenig der disparate Bettel„stolz, als die contrastirende Tugend den Dilettan„ten auffallend werde.“ — Also diese Schelmerey, oder vielmehr was Amalie davon hatte brauchen können; das Gefühl der Nothwendigkeit, welches nunmehr in Pflichtgefühl übergehen will; eine kleine Spur der alten unterdrückten Seufzer, die in etwas gutmüthiger Medisance noch hervorsticht: kurz, Eitelkeit, innerer und äußerer Zwang, Stolz, Bescheidenheit, Begierde, le Savoir faire, die einige Jahre mit einander abgewechselt und gekämpft haben, — das ganze Triebwerk des feinern weiblichen Herzens und Kopfes — scheint uns — oder unserer Einbildung, in diesem Epilog sichtbar abgedruckt, wenn es da heißt: „Einsmal traf „ich (der Herausgeber von Amaliens Geschichte) sie „in einem öffentlichen Garten an, als eben die Grä„fin von *** mit vollem Geräusche in einem neuen „Wagen vorbey fuhr. Ach, sagte Amalie, wie „glücklich schätzte ich mich ehedem, als ich auch so „hervorstechen konnte; ich glaubte nicht, daß es „möglich wäre, mit Anstand in der Welt zu leben, „ohne die Erste in allen Moden zu seyn. Aber „wie der Beutel endlich mitsprach, und mich nur

„erst zu einiger Ueberlegung brachte: so erstaunte „ich über meine Verblendung; es war, als wenn „mir auf einmal die Augen aufgingen, und ich sa- „he, daß von sechszig Personen, woraus ungefähr „mein Cirkel damals bestand, nur drey waren, die „so mit mir fortrauschten, anstatt daß ich vorhin „glaubte, jedermann suchte in die Wette mit mir „zu gallopiren, und ich könnte nicht zurück bleiben, „ohne verspottet zu werden. Ich fragte endlich „die vielen, welche so langsam nachfolgten, ob sie „denn nicht mit wollten? O ja, antworteten Sie mir, „nach unsrer Bequemlichkeit, wer will, kann vor- „laufen, er wird gewiß desto eher müde werden. „Himmel! dachte ich; ist es so bestellt: so verlohnt „es sich wohl eben der Mühe nicht, das kostbare „Wettrennen mit jenen fortzusetzen, und wie ich erst „mit denen, die der Mode so ganz gelassen folg- „ten, vertraut wurde, erfuhr ich hundert kleine Ge- „schichtchen von den drey Galopins, die ich mir „nicht umsonst sagen ließ. Mein Entschluß war „bald gefaßt, wie Sie denken werden, und seitdem „bin ich nicht wieder in die Versuchung gekommen, „einen so gefährlichen Triumph zu suchen.“ —

Aber es wird Zeit, daß auch wir unsern Epilogus machen. Um so kurz als möglich davon zu kommen, wollen wir dem Leser, unserm Versprechen gemäß, einige Stellen aus dem Aufsatze mittheilen, worin Hr. Möser die Methode schildert, wodurch er zu einem so guten Vortrage seiner Empfindungen gelanget ist. Es ist dieser Aufsatz eine Antwort auf den Brief eines Freundes, worin dieser über die

Un-

Unvollkommenheit der Sprache geklagt hatte, beym Vortrag einer wichtigen und mächtig empfundenen Wahrheit. Herr Mösern will das nicht recht in Sinn. „Eher möchte ich sagen, fährt er fort, „daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst „nicht genug entwickelt hätten, wenn sie solche vor„tragen wollen. Die mehresten unter den Schrei„benden begnügen sich damit, ihren Gegenstand „mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine „sogenannte Disposition zu machen, und ihren „Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die „Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus „ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Ge„mälde, was oft bunt und stark genug ist, und „doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarte„teten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, „der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, „dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag „ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, „mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch der „eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräf„tigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt." Mir, — meynt hingegen Hr. Möser, und wen wird dieses bescheidene Ich aus seinem Munde befremden? „mir mag eine Wahrheit, nachdem ich „mich davon aus Büchern und aus eignem Nach„denken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, „und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: „so wage ich es doch nicht, sogleich meine Dispo„sition zu machen, und sie darnach zu behandeln; „vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Fal„ten

„ten und Seiten, die nur jetzt verborgen sind, und „ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu „gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder „an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. „Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von „meinem Gegenstande begeistert und zum Vortra„gen geschickt fühle, alles was mir darüber bey„fällt aufs Papier. Des andern Tages verfahre „ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von „neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lan„ge, als das Feuer und die Begierde zunimmt, im„mer tiefer in die Sache einzudringen. So wie „ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und „die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, „dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und ge„winnet neue Aussichten, die zuerst noch von nä„hern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie ein„dringt, und jemehr sie entdeckt, desto feuriger und „leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegen„stand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, „fühlt sich leichter und freyer zum Vergleichen, ist „mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilet „und gefällt sich in deren Betrachtung, und höret „nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst „erhalten hat.“ — Bey einem Kopfe, der die gehörige Fassungskraft, den gehörigen Umfang hat, mag diese Methode, die Empfindungen und Gedanken über etwas, durch Erweiterung derselben deutlich zu machen, allerdings die beste seyn. Ob sie aber auch eingeschränktern Köpfen anzurathen, wäre wohl noch eine andere Frage. Wir müssen aber

noch

noch kürzlich sehen, wie es Hr. Möser macht, wenn er nun zum eigentlichen Vortrag kömmt. — „Und nun," fährt er fort, „wenn ich so weit bin, „womit insgemein mehrere Tage und Nächte, „Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, in„dem ich bey dem geringsten Anschein von Erschlaf„fung die Feder niederlege, fang ich in der Stunde „des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, „und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag ein„richten wolle. Fast immer hat sich während die„ser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sa„che vorgestellt seyn will, von selbst entdeckt; oder, „wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden „kann: so lege ich mein Papier bey Seite und er„warte eine glücklichere Stunde, die durchaus von „selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem „man einmal mit einer Wahrheit so vertraut gewor„den ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, „die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus „der Sache hervorgegangen: so fang ich allmählig „an, alles was ich auf diese Art meiner Seele ab„genommen habe, darnach zu ordnen, was sich „nicht darzu paßt, wegzustreichen, und jedes auf „seine Stelle zu bringen. — Insgemein fällt alles, „was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, „oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit „der heraus kommenden Summe zu bemerken nöthig „habe. Destomehr behalte ich von den folgenden „Operationen, worinnen sich alles schon mehr zur „Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn „dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur

„Er-

„Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder „Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan „von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, „die, was die erhitzte Einbildungskraft nunmehro „mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, „ohne dabey einer besondern Leitung zu bedürfen.“ — Was Hr. Möser noch über das Colorit und die Haltung hinzufügt, überlassen wir den Lesern bey ihm selbst nachzusehen. Sie müssen ohnedieß den Aufsatz ganz lesen, wenn sie ihn noch nicht gelesen haben; und wir können ihnen im voraus versprechen: daß sie nicht leicht über diesen Gegenstand, in so wenigen Zeilen, bey irgend einem Schriftsteller, so wohl durchdachte und geprüfte Grundsätze antreffen werden, als die sind, die hier Hr. Möser aus seiner eignen Erfahrung abstrahirt hat. Sie werden aber auch zugleich finden, wie schwer es sey Vorschriften zu befolgen, die ein Mann von Genie eigentlich nur zu seinem Hausgebrauch mag entworfen haben.

IV.

Aufsätze, verschiedenen Inhalts, von Friedrich Arnold Klockenbring. Erster, zweyter Band. Hannover, im Verlage der Schmidtschen Buchhandlung. 1787. —

Proximus — intervallo! —

Auch der glücklichste Nachahmer steht jederzeit, und mehr als um Eine Stufe, tiefer als sein Original. Denn wer kann wissen, ob er, ohne dessen Beyhülfe, sich auch nur so hoch würde erhoben haben? Es ist sogar wahrscheinlich, daß er die Stufe, auf welcher er jetzt steht, ohne dasselbe nie erreicht haben würde. Und so muß auch das Lob des Schriftstellers immer sehr zweydeutig klingen, den man als den Nachahmer eines großen Musters preiset; weil man nicht wissen kann, wen man eigentlich damit gelobt haben will; ob ihn, oder sein Muster? — Wir wollen daher Hr. Klockenbringen, selbst mit dem Lobe eines glücklichen Nachahmers des Hrn. Mösers verschonen; ob uns schon seine Manier, in dieser und jener Hinsicht, mit der Möserschen einige Aehnlichkeit zu haben scheint, ob wir schon hie und da mit einiger Sicherheit auf Nachahmung schließen zu können glaubten. — Nachahmer, oder nicht Nachahmer — Hr. Klo-

cken-

ckenbring gehört unstreitig unter die Zahl der bessern deutschen Schriftsteller, die männliche Einsichten und Kenntnisse mit Geschmack verbinden, die ihre Sprache zu schreiben, und ihre Gedanken darinne mit Eleganz und Geschmeidigkeit auszudrücken verstehen.

Wollten wir indessen doch eine kurze Parallele wagen: nun so müßten wir freylich der Manier des Hrn. Mösers, das Gepräge eines scharfsinnigern Kopfes, einer lebhaftern Einbildungskraft, eines kräftigern und launigtern Geistes; und das Verdienst mannichfaltigerer Einkleidungen und mehr überraschender Wendungen zugestehen. Ueberhaupt merkt man es jedem Aufsatze dieses originellen Schriftstellers sehr deutlich an, daß er immer mit ganzer Seele gearbeitet hat, die Spur des Mühsamen aber entdeckt man nirgends. Er weiß auf einmal sein ganzes Talent sichtbar zu machen; aber die Verbindung von so mancherley Kräften, die er äußert, ist so genau und innig, daß es schwer hält, die starke Empfindung, die man von dem Ganzen erhält, in ihre einzelnen Elemente aufzulösen. Und hierein setzen wir denn auch vorzüglich das Unterscheidende der Möserschen Manier. Wie gesagt, Verstand, Empfindung, Witz, Laune, jedes hat bey ihm seine Rolle zu spielen, sie treten aber nicht nach einander auf, sondern erfüllen die Scene zugleich; doch so, daß Verstand und Empfindung fast überall am meisten hervor stechen. Erfahrung und Gelehrsamkeit sind gleichsam der Boden, worauf sich jene bewegen; die Einbildungskraft hat die Decoration

coration der Scene, und der Geschmack giebt der ganzen Darstellung Einheit und Rundung. — Es läßt sich erwarten, daß der Geist, der auf einmal eine so große Masse in Bewegung zu setzen hat, seine Kraft nicht immer gleich stark äußern wird; und so wird man sich um so weniger wundern, wenn man sieht, daß auch Hr. Mösern zuweilen etwas Menschliches wiederfährt; wenn man sieht, wie die Einbildungskraft bey ihm zuweilen ein bischen in Metaphern luxurirt, der Witz einer hübschen Aehnlichkeit ein paar Schritte über das Gleis nachgeht, und hie und da einige Spuren von dem Hange zum Paradoxen sich zeigen, der allerdings die gefährlichste Klippe guter Köpfe ist. Dem ungeachtet behauptet die Schreibart des Hrn. Mösers durchgehends den Charakter edler Einfalt, ohne allen Prunk und Affectation. Styl und Ausdruck ist zwar oft eigen, aber als natürliche Folge eigner Empfindungen: sonst geht die Simplicität desselben oft sogar bis an die Gränzen des Altfränkischen. —

Aber Hr. Klockenbring? — hat ebenfalls einen sehr simpeln und natürlichen Ton; er hat Witz, er hat Laune, er hat gesunden, geraden Menschenverstand, einen guten Beobachtungsgeist, Menschenkenntniß, Weltkenntniß. Sein Styl ist, bis auf einige Unebenheiten, fließend genug. Allein so viel Energie, einen so weiten Umfang des Geistes, so viel Mannichfaltigkeit, einen so treffenden Scharfsinn, so viel Würde und Einfalt, und besonders jene innige Vereinigung von so mancherley Talenten und Seelenkräften, wodurch sich

Hr. Möser so sehr zu seinem Vortheil auszeichnet, besitzt Hr. Klockenbring freylich nicht. Hier und da finden sich sogar einige Spuren von Trockenheit, von einer gewissen Leere, von einer gewissen Schwatzhaftigkeit, die um den Gedanken herum geht, ohne ihn fassen zu können; von einer gewissen Grübeley die an das Nüchterne gränzet. — Wir lassen die Parallele fahren, ehe wir in Gefahr kommen, einem sonst höchst schätzbaren Schriftsteller Unrecht zu thun, und gehen ohne weitere nachtheilige Vergleichung zu den Aufsätzen selbst fort. Es wird sich übrigens von selbst verstehen, daß wir hier nur derjenigen Aufsätze erwähnen können, die entweder in das Fach der schönen Künste und Wissenschaften geradezu einschlagen, oder deren Werth doch größtentheils von der Behandlung abhängt.

Wir müssen also gleich den ersten Aufsatz übergehen, der „**Einige Resultate und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten der Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande überhaupt, und der Stadt Hannover insbesondere**" enthält; soviel Gutes auch der Statistiker und Philosoph aus den mit der größten Genauigkeit gefertigten Listen, und den lehrreichen Anmerkungen des Verfassers darüber, ohne Zweifel, schöpfen wird.

Die antiquarische Untersuchung, die hiernächst folgt: „Daß die Regeln der Ordnung der Mortalität, schon den alten Römern wahrscheinlich nicht unbekannt gewesen" interessirt eben nicht sonderlich, zumal da der Verfasser nichts als Vermuthungen

thungen vorzubringen hat, die einer an sich nicht wichtigen Erörterung, noch lange nicht den Grad von Wahrscheinlichkeit verschaffen, die der Antiquar mit allem Rechte hier fordern kann. Es ist wahr, daß die römische Politik auf alles ein sehr aufmerksames Auge hatte, was bey der Staatsregierung einigen Vortheil gewähren konnte. Es ist wahr, daß man bereits in den frühern Zeiten Roms, eine Art von Mortalitätslisten gehabt hat. Es ist wahrscheinlich, daß man unter den Kaisern, und auch wohl noch früher, von den Mortalitätslisten, zum Gebrauche der Regierung und Polizey, bereits eine etwannige Anwendung mag gemacht haben. Aber der Schritt von dergleichen etwannigen Anwendungen und ohngefähren Berechnungen, bis zu einer so genauen politischen Arithmetik, als wozu man heut zu Tage dergleichen Listen zu gebrauchen versteht, ist noch sehr weit, und ohne ausdrückliche Zeugnisse alter Schriftsteller kann man die Voraussetzung eines solchen Schritts nicht einmal für wahrscheinlich halten. Wenn man die Bücher des Varro de Urbe noch hätte, so dürfte sich der Werth dieser Vermuthung etwas genauer bestimmen lassen. Indessen zeigt Hr. Klockenbring, bey dieser Gelegenheit, doch einen feinen Vorrath von antiquarischen Kenntnissen, die nach gerade anfangen wieder einen gewissen Werth zu bekommen, da sie seit einiger Zeit so selten geworden seyn sollen.

III. „Etwas über die Musik in den neuerlich entdeckten Südländern." — Hr. For-

ster hat in seiner Reisebeschreibung über die Musik der Neuseeländer folgende Anmerkung. „Ob„gleich, (sagt er,) die Neuseeländer ungemein viel „härter, kriegerischer und heftiger von Leidenschaf„ten sind, als die Bewohner der, näher nach dem „Aequator zu, unter mildern Himmelsstrichen ge„legnen Inseln: so übertrift doch ihre Musik an „Mannichfaltigkeit und Sanftheit der Töne, die „Musik auf Taheite und Anamoka gar sehr.“ Denn von dieser sagt er an einem andern Orte: „Ihre Vokal- und Instrumentalmusik hatte nur „drey bis vier Töne, welche etwa zwischen den „ganzen und halben Tönen unsrer Musik lagen, und „also weder ganze noch halbe Töne waren. Die „Wirkung dieser Töne, ohne Mannichfaltigkeit und „Ordnung, war eine Art von schläfrigem Gesumse, „welches zwar wegen dissonirenden Tönen dem Oh„re nicht wehe that, aber auch keinen angenehmen „Eindruck auf die Seele machte.“ — Herr Klockenbring fällt über die letztere Bemerkung ordentlich in eine Art von Entzückung. „Hier, (ruft er aus,) „ist Wahrheit, in dieser Bemerkung des „Philosophen! Hier ist die Musik gerade in der „verhältnißmäßigen Kindheit, in welcher sich die „ganze Cultur jener liebenswürdigen Insulaner „noch befindet. Hier ist die Musik der Natur“ (vermuthlich also der unverdorbenen Natur!) „noch „eben so am nächsten, als es die Sitten und Le„bensart der Nation sind; und deswegen kann sie „auf uns eben so wenig einen besonders angeneh„men Eindruck machen, als es uns im Ganzen ge„nom-

„nommen und im Ernst behagen würde, alle unser „bischen Kenntniß im Lethe zu ertränken, und alle „unsere vielen Bedürfnisse mit der taheitischen Ge„nügsamkeit zu vertauschen." — Noch mehr! — „Auch physikalisch, (fährt Hr. Klockenbring fort,) „kann jene Musik auf uns keinen Eindruck machen. „Unser Ohr ist an jene Tonverhältnisse nicht ge„wöhnt, und zu stumpf sie bis zur Empfindung zu „unterscheiden. Forster und Cook berichten an „mehrern Orten, wie unglaublich fein und scharf „alle Sinnen dieser nur noch wenig gebildeten Na„tion sind; und daß wir aufgeklärten Europäer da„gegen als halb blind und taub angesehen werden „können. —

Indem wir diese lebhafte Demonstration hier abschreiben, fällt uns ein, was Swift irgendwo von sich und seinem Nachbar sagt: „Wenn ich in einem Autor eine Stelle lese, die auf das hinaus läuft, was auch ich denke: so rufe ich, schön, vortreflich! Sind wir aber ungleicher Meynung, so sage ich: hier hat der gute Mann sich betrogen." — Das wiederfährt uns allen freylich oft genug, aber Hrn. Klockenbring scheint sogar der nämliche Mann, in seinem Urtheile über den nämlichen Gegenstand, zu gleicher Zeit Recht und Unrecht zu haben; und das blos seiner vorgefaßten Meynung zu gefallen: denn kein anderer Grund läßt sich schlechterdings nicht denken, warum die erstere Bemerkung des Hrn. Forsters, über die Neuseeländische Musik, weniger richtig seyn solle, als die letztere über die Taheitische Musik. Die Einwen-

dungen wenigstens, die Hr. Klockenbring gegen den Musiker macht, der das Neuseeländische Trauerlied auf Tupaja in Noten gesetzt hatte, treffen gar nicht zum Ziele. Wenn auch Hr. Forster diese Musik nicht selbst auf Noten gesetzt hatte, so hatte er sie doch mit angehört; sie hatte ihm gefallen, sie mußte folglich seinem Gehör angemessen, folglich natürlich gewesen seyn: folglich müßten auch, nach Hr. Klockenbrings Grundsätzen, die Neuseeländer bereits einen weit höhern Grad der Cultur erlangt haben, als die Taheitier, und folglich — muß Hr. Kl. Unrecht haben, oder Hr. Forster muß zugleich Recht und Unrecht haben? Aut, aut! — Indessen wäre doch wohl noch Rath für Hrn. Kl. System zu schaffen; aber wir wollen es dem Verfasser selbst überlassen, seine Hypothesen zu retten.

IV. „Schreiben eines Dilettanten über die Frage: sollen junge Mädchen von Stande Musik lernen, und wie?" — Die erste Hälfte der aufgeworfnen Frage beantwortet Hr. Kl. ohne Bedenken mit, Ja. Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. Kl. etwas deutlicher erklärt haben möchte, was für Frauenzimmer er bey der Benennung: „junge Mädchen vom Stande," eigentlich gedacht wissen wollen. Er versucht zwar eine Erklärung zu geben, indem er sagt: daß er diejenigen Frauenzimmer meyne, welche ihr Stand zu einer Erziehung berechtigt, wobey hauptsächlich auf die Bildung ihres Verstandes und Geschmacks gesehen werde; allein wer sieht nicht, daß diese Erklärung im Grunde noch

weit

weit unbestimmter ist, als jene Benennung? Doch diese Bestimmung mag der Pädagog aufs Reine bringen; wir können, aus unserm eingeschränktern Gesichtspunkte, die Frage ebenfalls ohne Bedenken mit, Ja beantworten. Es ist also gut, daß ein junges Frauenzimmer vom Stande Musik lerne. Aber was heißt das, Musik lernen?

Es heißt 1) Auf irgend einem Instrumente etliche Stücke so auswendig lernen, daß man sie, wie der Papagey seine gelernten Sylben, sich und andern bis zum Ekel wiederholen kann, ohne dabey das geringste zu empfinden oder empfinden zu lassen; und das heißt es gewöhnlicher Weise. — Es heißt 2) Irgend ein Instrument mit einer ziemlichen Fertigkeit der Finger nach Noten spielen lernen, ohne sich um den guten Vortrag viel zu bekümmern, ohne eine hinlängliche Einsicht in die Natur der Musik, die mancherley Manieren der Meister, die verschiedenen Arten des musikalischen Styls u. s. w. sich zu erwerben. — Es heißt 3) Blos die Theorie der Musik studieren, und auf die praktische Fertigkeit Verzicht thun, um mit Einsicht hören und urtheilen zu können; und das heißt es besonders im gegenwärtigen Aufsatze dem Hrn. Kl. Auf diese Weise, meynt er hier, würden junge Mädchen vom Stande am besten thun die Musik zu lernen. Indessen ist er doch nicht dawider, wenn sie auch eine Arie etwa, aber nur blos nach dem Gehör, singen lernten. – Besser jedoch wäre es, wenn 4) junge Mädchen vom Stande die Musik so lernen

nen könnten, daß sie Theorie und Praxis im hohen Grade mit einander vereinigten; allein das könnten sie nicht, das könnten höchstens nur wenige: und so wäre es denn besser, daß sie blos gute Theorieverständige, als mittelmäßige Spielerinnen würden.

Das ist das Resultat des vierten Aufsatzes. Aber im

V. folgen einige Einschränkungen dieses Vorschlages, die dahin gehen, daß Theorie und Praxis zwar immer vereinigt bleiben müßten, doch, besonders den Landfrauenzimmern, die ihre musikalische Scienz anzuwenden und an den Mann zu bringen wenige Veranlassung finden, könne es vergönnt bleiben, allenfalls die Theorie nur halb zu studieren, und in der Praxis sich mit einer mittelmäßigen Fertigkeit zu begnügen. — Beyde Aufsätze sind mit vieler musikalischen Einsicht geschrieben. Auch hat uns besonders der erstere wegen des lebhaften Colorits, und des treuherzigen Tones, der darinnen gut beybehalten ist, sehr wohl gefallen.

VI. „Von dem verschiedenen Tone der Aussprache des Worts, Ich.“ — Der Verfasser versteht unter dem verschiedenen Tone, nicht den besondern Accent, der im Gespräch oder in der Rede auf das Ich gelegt wird, um einen grammatischen oder rhetorischen Gegensatz, oder sonst eine Schattirung der Rede damit auszudrücken; sondern er versteht darunter den Ton, mit dem die Leute nach ihrem verschiedenen Stande, Vermögen, Ansehn, das Ich verschiedentlich aussprechen. — Dieser Aufsatz hat uns nicht sonderlich gefallen; er ist uns zu ernsthaft geschrie-

schrieben, der Verf. scheint mehr nach feinern Unterschieden gegrübelt, als selbige empfunden zu haben. Die angeführten Beyspiele und Instanzen sind dem ungeachtet, oder eben darum, oft sehr gemein und alltäglich; kurz der Aufsatz scheint uns nüchtern.

VII. Von der Wichtigkeit der Wetterdiscurse. — Ein ganz artiger Einfall, nicht übel ausgeführt. Der Eingang ist ein bischen zu lang und zu matt. Die Schilderungen des Einflusses der Wetterlaune auf die Stadtwelt sind sehr wohl gerathen, und so ziemlich in Rabeners Geschmack. Der Epilogus schnackisch genug.

VIII. Sammlung einiger Briefe die Maskeraden in Hannover betreffend. — Da die Maskeraden unstreitig in das Gebiet der schönen Künste und Wissenschaften gehören: so dürfen wir diese Briefe auf keine Weise übergehen. Doch — bey einer flüchtigen Durchsicht derselben finden wir, daß wir uns in unsrer Erwartung betrogen haben. Wir glaubten wirklich einige tiefsinnige Bemerkungen und gründliche Betrachtung über diesen wichtigen Gegenstand darin anzutreffen, allein der Verf. treibt nur seinen Scherz damit. Wer Beruf dazu hat, mag auf seine Gefahr an diesem satyrischen Unfug Theil nehmen, wir scheuen den Zorn der Damen, und würden sogleich weiter gehen, wenn der letzte Brief nicht so ganz ernsthaft wäre, um uns Muth zu machen, folgende Stelle daraus mitzutheilen. — „Wenn die „Maskeraden das wären, was sie seyn sollten, so

„bin ich, (schreibt ohne Zweifel Hr. Kl. selbst,) „überzeugt, daß die ernsthaftesten Männer einer „Stadt, ihre Erholungsstunden gern an einem Or„te zubringen würden, wo eine gesittete Gesell„schaft sich auf eine Zeitlang alles Ranges, aller „übrigen Connexionen begeben, und sich gleichsam „in den natürlichen Zustand der Menschen zurück ge„setzt hätte, wo man sich mit Jedem mit dem An„stande und der Freymüthigkeit dieses gesitteten na„türlichen Zustandes unterreden, und auf die Art „Vortheil und Vergnügen zugleich von der Gesell„schaft haben könnte." — Bis dahin also, — und es scheint noch ziemlich weit dahin zu seyn — werden die ernsthaftesten Männer der Stadt nicht übel thun, diesen Tummelplatz der Ausgelassenheit den leichtsinnigen Weltkindern ausschließlich zu überlassen. — Hr. Kl. scheint zwar nicht dieser bedenklichen Meynung zu seyn, wenn er hinzusetzt: „Ueber den Einwurf, daß schlimme Folgen aus den „Maskeraden entstehen können, werden Sie, Ma„dame, so lange lachen, bis erwiesen ist, daß „nothwendig schlimme Folgen daraus entstehen „müssen." Allein, es ist doch sonderbar genug, daß bisher aus den Maskeraden immer schlimme Folgen zu entstehen pflegten, ob es wohl vielleicht an sich nichts Unmögliches seyn mag, daß auch keine schlimmen Folgen daraus entstehen können.

IX. Ankündigung einer neuen periodischen Schrift für das Frauenzimmer. — Diesem Aufsatze fehlt es, unserm Gefühl nach, an Salz. Er soll satyrisch seyn, und, laut einer Note des Verfassers,

fassers, besonders die Unverschämtheit der damaligen Pränumerantensammler (vom Jahr 1774) lächerlich machen: aber diese Beziehung kann man, selbst mit Hülfe jener Note, kaum darin entdecken; wenn es nicht etwa vielmehr daran liegt, daß, seit der Zeit, die Pränumerations- und Subscriptionsgesuche, und die Zudringlichkeit der Schriftsteller desfalls, etwas so Gewöhnliches und Alltägliches geworden, daß dergleichen satyrische Hiebe nur wie Nadelstiche anzusehen sind, womit Jemand gewisse dickhäutige Geschöpfe sich drey Schritte vom Leibe halten wollte. Sonst enthält der Aufsatz viele dem Frauenzimmer sehr nützliche Wahrheiten, die mit Laune und Grazie gesagt sind.

X. Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik, an das Hannöverische Intelligenzcomtoir. — Zu diesem Aufsatz, der vom Jahre 1775 ist, findet sich ebenfalls eine erläuternde Note, die so lautet: „In diesem Zeitraume, „war Physiognomik, der Gegenstand mannichfalti„ger Unterredung in den großen Städten Deutsch„lands. Die meisten Beobachtungen derer, wel„che, wie jeder Viehhändler, doch täglich Physio„gnomik anwandten, gingen dahin, es gebe keine, „und könne keine geben. Auch ward dieses Schrei„ben, von manchen sonst sehr aufgeklärten Leuten, „für eine Satyre gegen die Physiognomik gehal„ten.“ — Es ist der Physiognomik gerade wie jeder andern Kunst oder Wissenschaft gegangen, die durch irgend einen plötzlichen Stoß zur Lieblingsbeschäftigung einer Menge guter, mittelmäßi-

ger und schlechter Köpfe wird. Man streitet soviel pro und contra darüber, man macht so feine und so flache Reflexionen darüber, man übertreibt ihren Werth auf der einen Seite so sehr, und sucht ihn auf der andern Seite wieder eben so sehr herab zu setzen; daß auch sonst nicht unaufgeklärte Leute, die aber gerade nicht Muße oder Lust haben, die Sache von Grund aus zu untersuchen, am Ende gar nicht wissen, was sie davon denken sollen. So geht es einige Zeit, während des ersten Tumults; aber der Lärm geht vorüber, die Untersuchung wird bescheidener, die Schreyer ziehen sich zurück, und die Wahrheit gewinnt ihre Mitte. — Wir haben uns daher bey Lesung dieses Aufsatzes und der dazu gehörigen Note, von der Maxime immer mehr überzeugt, daß über annoch problematische Gegenstände, eine scherzhafte oder satyrische Behandlung allezeit mehr Verwirrung als Licht verbreiten müsse; und das zwar um so mehr, je heftiger der Streit darüber noch ist, und je verschiedener die Köpfe sind, die darüber streiten. Wenn die Wahrheit unter den Philosophen ausgemacht ist, dann erst erhält der Witz sein Recht — die **Unverständigen** durch Lachen zu bessern.

X. Auszug eines Schreibens aus Pyrmont. — In diesem Schreiben wird, nach einer schicklichen Einleitung, die Geschichte eines französischen Offiziers erzählt, der, einem deutschen Landmädchen zu Liebe, seinem Vaterlande und seiner treulosen Geliebte entsagt hatte. Der Verf. des Briefs findet in ihm einen alten Bekannten und so erfährt

erfährt er seine Geschichte. Eine Geschichte dieser Art kann einem deutschen Patrioten nicht anders als sehr gefallen; auch ist sie recht angenehm, im Ton harmloser Treuherzigkeit, just wie der Charakter dieser liebenswürdigen Bauernfamilie ist, beschrieben, und der Verfasser hätte immer noch mehr in diesem Tone von dieser Familie sagen können, ohne zu befürchten, daß die Anmerkung des französischen Offiziers auch ihn treffen würde, wenn dieser ziemlich spitzig zu verstehen giebt: „daß er von seiner Geschichte allenfalls einen Roman schreiben könnte, wenn das deutsche Clima bereits so viel Einfluß auf ihn gehabt hätte, um eine Geschichte, die kurz erzählt, vielleicht seinen Freunden interessant seyn könnte, zu einem Buche auszudehnen." — Wir wollen hiernächst auch nicht bergen, daß wir diese Anmerkung im Munde eines solchen Mannes, unter solchen Umständen nicht wenig anstößig gefunden haben, sie verräth den partheyischen und eitlen Franzosen viel zu sehr, als daß wir sie für wahr halten könnten; der Verfasser hätte sich also dadurch gar nicht sollen abschrecken lassen, seine Schilderung weiter auszuführen.

XII. Sollte es nicht gut seyn, öffentliche Schwimmschulen zu errichten? — Dieser Aufsatz schließt mit einer kurzen Betrachtung, die wir hieher setzen, weil sie vielleicht einigen allzuzärtlichen Vätern lehrreich seyn könnte. „Wird „ein Knabe, (sagt Hr. Klockenbring,) ein Jüng„ling, gegen die von beynahe jeder gymnastischen „Kunst zu befürchtende Gefahr, dadurch in Acht

„ge-

„genommen, daß er nicht dazu angeführt wird:
„nun, so bleibt er freylich in diesen Punkten, in
„der Stube und hinter dem Ofen am sichersten;
„allein er verliert demnächst bey irgend einiger im
„menschlichen Leben dennoch unvermeidlichen Fati-
„gue, bey einem rauhen Winde, und bey der ge-
„ringsten Gefahr, auf Lebenslang seine Gesundheit,
„oder stirbt gar, und zwar eben deswegen, weil
„er gegen das Sterben zu sorgfältig verwahrt wor-
„den.“ —

Der zweyte Theil enthält, eben so wie der erste, eine Anzahl kleiner und größrer Aufsätze über mancherley Gegenstände, und es ist auch hier keiner darunter, der nicht entweder wegen seines Inhalts oder der Art der Ausführung interessant genug wäre, um dem Leser von Geschmack eine angenehme Stunde zu machen. Der Verfasser hat seinen eignen Ton, denn er hat selbst gedacht und seine Empfindungen sind natürlich. Er hat Witz, nicht eben im Ueberflusse, aber guten, gesunden Witz, eine gewisse treuherzige Laune, die einen gutmüthigen Deutschen zu charakterisiren scheint. Sein Styl — ist nicht immer ganz rein, nicht immer fließend genug ... Doch wir wollen uns nicht wiederholen — und Hr. Klockenbring ist ja auch nicht seit gestern Autor! —

V. Hand.

V.

Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod, als Grundlage zu einer richtigern Fabellehre des Alterthums, mit erläuternden Anmerkungen begleitet von M. G. Hermann. Nebst einer Vorrede des Hrn. Hofrath Heyne. Berlin und Stettin bey Nicolai, 1787. 456 S. gr. 8.

Es giebt wohl nicht leicht in dem ganzen weiten Gebiete der alten Litteratur eine Wissenschaft, die, man betrachte sie von Seiten ihres Werthes, oder von Seiten ihrer Bearbeitung und Aufklärung, länger und allgemeiner verkannt, und aus einem verkehrtern Gesichtspunkte angesehn worden ist, als die Mythologie. Unsers Bedünkens ist sie ein auffallendes Beyspiel, wozu eine blinde Verehrung des Alterthums und der große Hang, alles zu wissen, die Menschen antreiben kann: denn das eine, oder das andere mußte nothwendig den eisernen Fleiß gewisser Gelehrten erwecken und unterstützen, die, ohne sichs auch nur von ferne träumen zu lassen, daß die mythischen Sagen und Vorstellungsarten der alten Welt die früheste Geschichte und Philosophie enthalten könnten, weitläuftige Wörterbücher zusammen trugen und bändereiche Götterlehren ans Licht

licht stellten. Freylich ließ man es bey der bloßen Aufsuchung und Zusammenschreibung widersprechender, oft seltsamer und abentheuerlicher, Fabeln nicht lange bewenden. Der menschliche Geist liebt deutliche Ideen und lichte Aussichten viel zu sehr, als daß er lange in einem dunkeln Labyrinthe, ohne sich nach einem freyen Ausgange zu sehnen, verweilen sollte. Allein offenbar brachte diese, frühzeitig erwachte und nur allzusehr genährte Erklärungssucht weit mehr Verwirrung und Ungewißheit in ein, ohnehin schwankendes und mühsames, Studium, als die nüchterne Compilation aus Dichtern, Mythographen und Scholiasten. Das letztere war größtentheils nur fruchtlos, das erstere hingegen verführerisch und nachtheilig. Man arbeitete an der Aufführung eines Gebäudes, ohne für einen sichern Grund zu sorgen; man schaffte Materialien von allen Orten und Enden herbey, ohne auf ihre Tauglichkeit und Dauer Rücksicht zu nehmen; man schmückte aus und vergaß über die Zierrathen und Putz das Wesentliche.

Beynahe wäre es unbegreiflich, wie ein Weg, der so weit von dem richtigen abwich, und dessen Abweichung so sehr in die Augen fiel, doch so anhaltend verfolgt werden konnte, wüßte man nicht aus tausend andern Beyspielen, daß in den Wissenschaften nichts schwerer fällt, als eingewurzelte Vorurtheile zu überwinden, und eine Arbeit, die halb gethan scheint, als gar nicht geschehn zu betrachten. Gleichwohl war dieß Verfahren bey der Behandlung der Mythologie gerade das einzige, um einmal

mal auf einen bessern Standpunkt zu kommen. Wenn sie diesem eine Erfindung witziger Köpfe, ein, um der Poesie willen ersonnener Schmuck, jenem ägyptische und griechische Geschichte, symbolisch vorgestellt, dem einen der versinnlichte Planeten- und Himmelslauf, dem andern Bildersprache, die auf physische Erscheinungen deutete, manchen endlich ein, der Entwickelung unwerthes, Chaos von Mährchen und Erdichtungen schien, so rührten diese, sich geradezu widersprechenden Urtheile einzig und allein daher, weil man die Fabeln nicht, wie sie in den ältesten Dichtern vor uns liegen, d. h., in ihrer, vergleichungsweise reinern und ungeschminktern, Gestalt auffaßte, und hiermit eine genaue Unterscheidung des jedesmaligen Lokals verband, sondern weil Jeder aus dem ungeheuern Gemisch von Erzählungen und Sagen immer nur diejenigen aushob, die zur Bestätigung seiner vorgefaßten, gewöhnlich einseitigen, Hypothese und Erklärungsart dienten. Um also in einem, so gut als unbekannten Lande festern Fuß zu gewinnen, war es durchaus nöthig, den Glauben an schon getroffene Anstalten einstweilen aufzugeben, und eine neue unbetretene Bahn einzuschlagen. Es wäre Undank gegen den größten Alterthumskenner Deutschlands, wenn man ihm die glückliche Vorzeichnung dieser Bahn absprechen wollte. Allerdings ist er es, der theils mündlich, theils schriftlich, insbesondere aber in den Noten zum Apollodor, eine bessere Methode für das mythische Studium der Alten empfohlen hat. Allein eben so sehr würde es, wie wir glau-

ben, Verkennung seiner eignen Meynung seyn, wenn man sich von dieser empfohlnen Methode etwas mehr, als — die Möglichkeit, seltener zu irren, verspräche. Bey Wesen, die nichts andres sind, als Geschöpfe dichtrischer Einbildungskraft, personnificirte Abstrakte, Symbole natürlicher Phänomene, Kräfte und Wirkungen, mögen Hesiod und Homer immerhin die ersten und einzigen Führer seyn, und ihre Gedichte uns über die Frage, was gewisse Gottheiten ursprünglich waren und nachmals wurden, eine befriedigende Auskunft geben. Sobald sich aber die Geschichte in die Auflösung mythischer Probleme einmischt, so zweifeln wir sehr, ob irgend eine kritische Unterscheidung und Absonderung viel über dieses leidige Dunkel vermöge. Herodot und Pausanias sind beide zu unsicher, zu unvollständig, zu jung; und wie darf man auf die richtige Erklärung älterer historischen Mythen hoffen, da spätere sogar, selbst solche, deren Entstehen an Homers Zeiten gränzt, z. B. der Mythus vom trojanischen Pferde, die Ausleger noch bis diese Stunde entzweyen? Zwar etwas trägt hier die Beobachtung des Lokals zur Aufklärung bey: indeß ist selbst dieß Mittel, wie sich unten ausweisen wird, weder so vollkommen, noch so untrüglich. Ferner, wenn die Gottheit durch fremde Völker nach Griechenland gebracht, oder die einheimische Fabel durch Ankömmlinge erweitert, ausgebildet, verändert wurde, wer kann hier dreust genug seyn, verlassen von der Führerin Geschichte, über Thatsachen und über das Wie viel? und Wie wenig? einer

Begebenheit urtheilen zu wollen? Endlich, kann nicht ein und eben derselbe Mythus gleich bequem bald physisch, bald historisch gedeutet, bald für bloße Dichteridee genommen werden? Welches sind hier die Entscheidungsgründe? welches hier die Merkmale der Wahrheit und Falschheit? Mehr als einmal sind uns alle diese Zweifel bey der Lesung des gegenwärtigen mythologischen Handbuchs aufgestoßen. Doch zuerst ein Wort über das Verdienst seines Verf. im allgemeinen.

Daß hier nichts anders, als eine Heynische Idee, von einem seiner Schüler, realisirt worden sey, und der eigentliche Vorzug des Buchs in einer vollständigen Darstellung der gesammten Homerischen und Hesiodischen Mythologie gesucht werden müsse, läßt zum Theil schon die Aufschrift vermuthen. So leicht diese Arbeit an sich ist, (denn im Grunde waren aufmerksame Lektüre und deutlicher Vortrag die einzigen hierzu erfoderlichen Eigenschaften,) so lästig ist sie auf der andern Seite, und der Herausgeber verdient daher den Dank aller Litteratoren, daß er sich dieser Bürde so gutwillig unterzogen hat. Wenigstens findet man nun, was vorher an hundert Orten zerstreut war, itzt auf wenigen Seiten beysammen, und welchen Vortheil eine solche Uebersicht in mythischen Untersuchungen gewährt, kann nur der Uneingeweihte verkennen. Allein eben weil die Arbeit so leicht war, würden wir H. Hermann gerathen haben, noch einen Schritt weiter zu gehen und die Sagen der übrigen antihomerischen Dichter, z. B. des Olen, Pam-

 phus,

phus und anderer, deren Pausanias, Diodor und mehrere Schriftsteller erwähnen, nebst den, in den homerischen Hymnen enthaltenen Mythen, auszuziehn und in kurzen Anmerkungen unter den Text beyzubringen. Auf diese Art würde Homers und Hesiods Götterlehre immer für sich bestanden haben, und das Repertorium doch um vieles vollständiger gerathen seyn. Auszüge aus den Hymnen vermißt man in der That ungern. Rühren sie nicht von Homer selbst her, so sind die meisten dem ungeachtet gleichzeitige Gedichte und schätzbare Quellen für den Mythologisten. Nicht größer, als des Verf. Verdienst um den Text, ist das um die Anmerkungen. Wer H. Heyne gehört, oder den Apollodor und die beiden Commentationen über Hesiod und Homer studiert hat, wird hier sicher nichts Neues lesen. Wir wollen übrigens dieß keinesweges zum Nachtheil und zur Verkleinerung des Herausgebers gesagt haben. Es gehört offenbar viel dazu, in der mythischen Gelehrsamkeit reifere und gesündere Urtheile zu fällen, als Heyne; ein Glück vielleicht für die Leser, daß Hr. Hermann von dem Kitzel, etwas Ungehörtes zu sagen, weniger angesteckt war. Eins ist indeß auch hier zu bedauern, daß nämlich abermals nicht alles so genau gesammelt und gehörigen Ortes eingeschaltet ist, als man wohl wünschen und, der Anlage zufolge, hoffen möchte. Vollständigkeit war, unsers Bedünkens, auch hier das Ziel, worauf der Verf. lossteuern mußte, wofern seine Arbeit (einen andern Zweck können wir bey ihr nicht anerkennen,) für den

künf-

künftigen Mythologisten ein Hülfs- und Erleichterungsmittel seyn sollte, und in der That konnte diese Vollkommenheit, ohne merkliche Vermehrung der Bogenzahl erhalten werden, sobald mehr Fleiß auf die Ausbildung der Sprache und Vermeidung aller unnöthigen Wiederholungen gewandt wurde. So viel im Allgemeinen, itzt zu dem Buche selbst.

Statt einer Einleitung geht eine Abhandlung über die Götter Homers voraus. Vielleicht erweisen wir manchen Lesern einen Dienst, wenn wir die Hauptideen ausheben und sie ihnen in einem kurzen Auszuge darlegen. Der Begriff Gottheit war weder bey allen Völkern, noch in der Kindheit des Menschengeschlechts derselbe, der er itzt ist. In den ältesten Zeiten Griechenlands bezeichnete Gottheit nichts mehr, als ein Wesen, das erhabener und stärker war, als der Mensch. Diese Idee fand Homer vor sich, und da einmal der Grund der griechischen Religion, und besonders die Hauptlehre der hellenischen, war, daß die Götter Menschengestalt hätten, so nutzte der Dichter diese für ihn so vortheilhafte Vorstellung, bildete sie aus, verfeinerte sie, und formte seine Götter ganz nach den damals edelsten Menschen, den Helden. Von diesen trug er alle körperlichen Vollkommenheiten, aber zugleich auch alle moralischen Mängel, Zorn, Haß, Liebe, Neid, auf die Götter über, und es ist folglich kein Wunder, da jedes Volk zum Muster seiner Gottheit sich selbst nimmt, daß die homerischen Götter so unvollkommen und plump erscheinen. Um sich einen völlig richtigen Begriff

von ihnen zu bilden, muß man sie endlich nicht als Wesen denken, deren Gegenwart sich auf alle Oerter der Welt erstreckte, sondern als solche, die anfangs nur für einen einzelnen Staat oder Kanton wachten. Gemischte Religionen entstanden erst aus der genauern Verbindung der Völker unter einander. Dieser allgemeine Begriff wird durch die Darstellung folgender, in ihm enthaltenen, einzelnen Ideen anschaulicher und bestimmter. Erstlich giebt Homer seinen Göttern Unsterblichkeit und ewige Jugend. Unsterblich sind sie jedoch nur in Rücksicht auf die kurze Lebensdauer der Menschen. Mars fürchtet z. B. von den Aloiden gefesselt, im Kerker zu verschmachten, und steht in Gefahr von Jupiters Blitzen erschlagen zu werden. Besonders verlischt der Geist der Götter im Wasser. Somnus wäre im Meere umgekommen, hätte ihn die Nacht dem zürnenden Zevs nicht entzogen. Daß die Götter die Unsterblichkeit auf die Helden und ihre Lieblinge übertragen können, ist sehr begreiflich, da der Unterschied zwischen Menschen und Göttern so groß nicht ist. Zweytens besitzen die Götter Homers jene schnellere Bewegung, die er auf vielfache Art bildlich ausdrückt. Kein Wunder; denn Schnelligkeit war eins der vorzüglichsten Heldentalente. Aber da sie nur wenig über die Menschen erhaben sind, so fallen ihnen weite Reisen, insbesondere Reisen unter uncultivirten Nationen, doch sehr beschwerlich. Drittens zeichnen sie sich durch größre Stärke und schönere Figur aus. Die wahre Größe eines Mannes aus

der damaligen Welt bestund in seinen Kräften. Uebrigens ist diese Stärke und Bildung unter ihnen selber nicht gleich. Jupiter ist der Beherrscher der andern, so wie Venus alle an Schönheit besiegt. Viertens ist ihnen das Vorrecht, sich sichtbar und unsichtbar zu machen, eigen. Gewöhnlich sind sie unsichtbar; allein da sie nach der Meynung der Alten mit den Menschen umgehen, und ihnen Rathschläge ertheilen, so stellen sie sich ihnen oft in einer menschlichen Figur dar, doch so, daß sie ihre Gegenwart meistentheils, entweder beym Erscheinen, oder beym Weggehn, durch gewisse Merkmale verrathen. Die Gabe der Unsichtbarkeit tragen sie auch auf ihre Helden und Lieblinge über, und sich selbst wissen sie dem Blicke anderer Gottheiten zu entziehen. Fünftens sind sie die Urheber alles Guten und Bösen. Körperliche und geistige Gaben, die mehr, als gemein und alltäglich sind, Geschicklichkeiten und Fähigkeiten, die nicht das Antheil gewöhnlicher Menschen zu seyn pflegen, selbst alle, nur einigermaßen wichtige Entschlüße werden als Geschenke und Wohlthaten der Götter angesehn. Daher erwarteten auch die damaligen Menschen von den Göttern in allen Fällen Rettung und Beystand. Auf gleiche Weise leitete man aber auch alles Böse von den Göttern her. Die Gottheit will den Menschen übel, ist die herrschende Vorstellung der alten Welt, deren Ursprung man in der unphilosophischen Kenntniß des Zeitalters suchen muß. Schiffbruch, Pest, Seuchen, Wahnsinn sind Wirkungen der Gottheit. Feindseligkeiten und das daraus entste-

hende Unheil kömmt vom Jupiter, oder dem Schicksal, oder der Erinnys. Auch wird der Götter Sinn nicht geändert, wenn sie dem Menschen einmal Unglück zugedacht haben, und der Mensch kann dem zugedachten nicht entgehen. (Die letzte Vorstellungsart scheint uns doch etwas einseitig, und den Aussprüchen Homers nicht ganz gemäß. Mehr als Eine Stelle spricht von einem bedingten Rathschlusse der Gottheit, und scheint mehr auf eine, durch das Betragen der Menschen bestimmte, und daher veränderliche, Regierung, als auf ein ewiges, festgesetztes Verhängniß hinzuweisen.) Nächst diesen Vorzügen aber haften auch alle Bedürfnisse, Schwachheiten und gehäßige Leidenschaften der homerischen Helden auf den Göttern der Iliade und Odyßee. Ob sie gleich unter einander verheyrathet sind, so begehen sie doch die gröbsten Ausschweifungen und tragen nicht einmal Sorge, sie zu verheimlichen. Sie buhlen eben so, wie die Helden des trojanischen Zeitalters, um ihre Schönen, und zahlen nach der Sitte des Alterthums ein Kaufgeld für die erhaltene Geliebte. Selbst in Ansehung ihrer häuslichen Lebensart sind sie den Großen der Erde ganz ähnlich. Ihr Wohnort ist der Olymp. Von diesem aber findet sich im Homer eine zwiefache Vorstellung. Erstlich ist er ihm ein hoher Berg in Thessalien, dessen Gipfel in einer ununterbrochenen Heiterkeit glänzt. Diese Idee ist sehr alt und gehört in die Zeiten, wo die Menschen selbst noch auf Bergen, nicht in Städten und Dörfern, wohnten. Zweytens ist er

ein

ein Palast, in welchem Jupiter mit dem ganzen Götterstaate seinen ewigen Sitz aufgeschlagen hat. So schmückten die Dichter das Bild nach dem Fortschritte der Sitten ihrer Zeitalter aus. Das Modell zu dieser Götterbehausung gab die Bauart der alten fürstlichen Heldenwohnungen. Die Ausführung dieses Satzes, die sehr gut gerathen ist, müssen wir unsern Lesern selbst nachzusehn überlassen. In dem großen Saale des Olymps essen und trinken die Götter gemeinschaftlich, wie die Helden, und ihre Tafelfreuden und gesellschaftlichen Ergötzungen sind ganz die Vergnügungen der Heldenzeit. Sie parfümiren sich mit Ambrosia, (das im Homer häufiger Salbe, als Speise zu seyn scheint,) nach der Sitte, die noch im Orient üblich, ja sogar nothwendig ist, unterhalten sich völlig menschlich, belustigen sich, während der Tafel, an den Liedern Apolls und der neun Musen, halten nach Tische Tänze, und genießen, gleich den Sterblichen, (denn im Olymp wechseln Nacht und Tag, wie auf der Erde,) der Erquickung des Schlafes. Noch gehört hieher die Vorstellung der Götter im Kampf und in Schlachten. Gerade wie die Helden des trojanischen Kriegs, nehmen sie an den Gefechten Antheil, trennen sich in Partheyen und streiten gegen einander. Ihre Waffen sind alle aus Bronze, und, dem verfeinerten Zeitalter gemäß, aufs künstlichste gearbeitet. Das einzige *αἰγιοχος* spielt auf die ehmalige, einfache Rüstung an. So riesenmäßig übrigens die Figur und Stärke der Götter ist, so erfahren sie doch das veränderliche Kriegsglück der Helden, verwunden und

werden verwundet, schlagen und werden geschlagen. Mit ihren Lieblingen fahren sie öfters auf Einem Wagen, und dann verleihen sie ihnen gewöhnlich größern Ruhm und Ehre. Endlich Betrug, Grausamkeit, Rachbegierde sind den homerischen Göttern mit den Menschen des trojanischen Zeitalters völlig gemein. Nicht leicht lassen sie eine Versammlung ohne Zank hingehn. Das Unglück Vulkans, die Züchtigung Dianens, die ewige Streitsucht der Juno und die vom Apoll gesendete Pest kennt Jeder. — Dieß ist das Wesentliche aus einer Abhandlung, die, in einer ziemlich guten, obgleich hie und da etwas gedehnten, Sprache die Heynischen Ideen sehr getreu darlegt. Nur in zwey Vorstellungsarten stimmen wir mit dem Verf. nicht überein. Wenn der Wohnsitz der Götter auf den Berg Olymp verlegt wird, so geschah es wohl schwerlich, weil die Menschen der alten Zeit selbst auf den Bergen wohnten, sondern weil ein solcher Aufenthalt den Begriff von Erhabenheit, Sicherheit und allgemeiner Uebersicht des weiten Erdkreises, (lauter Eigenschaften, die man den Göttern beylegte,) am vortreflichsten ausdrückte. Eben so wenig können wir die Ursache, warum Vulkan in den frühesten Zeiten der Mundschenke und Lustigmacher der Götter gewesen sey, darein setzen, weil das Feuer die Luft verdünne und heiter mache. Es steht ja nirgends, daß Vulkan diese Aemter bekleidete. Die Stelle Jl. α. 597. 98. schildert uns nichts, als einen individuellen Vorfall in der Götterwelt. Juno zankt sich mit ihrem Gemahl; Vul-

Vulkan redet ihr zu und sucht durch Wein die Uneinigen zu versöhnen. Macht ein dargereichter Becher gleich zum Mundschenken und Lustigmacher? oder ists so befremdend, daß Vulkan sich ins Mittel schlägt, er, der bereits bey einem ähnlichen Zanke, (der Dichter selbst giebt diesen Aufschluß,) vom Jupiter aus dem Himmel geworfen wurde und itzt vielleicht etwas Aehnliches fürchtete? Wenn er sein Unglück erzählt, so geschieht's nicht, um den Göttern ein Lachen auszupressen, sondern aus treuherziger Einfalt.

Auf die Abhandlung folgt das mythologische System selbst. Da dieß im Ganzen keinen Auszug verstattet, so werden wir uns begnügen, unsern Lesern den Plan vorzulegen, und sodann einige Bemerkungen, die sich uns beym Durchlesen darbothen, hinzuthun. Das Werk zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält die älteste Mythologie ohne Lokal über Theogonie und Kosmogonie, der zweyte die Mythen von bestimmtern Lokal. Unter jener Rubrik findet man die vier Grundursachen aller Dinge, Chaos und seine Familie, Tartarus, Eros, Gäa und ihre Nachkommenschaft; und die drey ältesten Göttersysteme, namentlich das System des Uranos, und unter diesen Titanen und Titaniden, Cyklopen, Centimanen, Erinnyen, Giganten und metische Nymphen, dann das System des Kronos und seiner Familie, zuletzt das System des Jupiter. Die zweyte Abtheilung ordnet die Fabeln nach der Lage der Länder. Hier ist die Folge: Griechenland, Peloponnes, Eigentliches Griechenland und hierun-

ter Attika, Böotien, Lokris, Phocis, Aetolien, Thessalien, Epirus, Macedonien, Thracien. Asien. Der Verf. wendet sich vom schwarzen Meere aus westlich, die ägäische Küste hinunter, und schließt mit Cilicien. Inseln. Auf die um Kleinasien herum folgen die im ägaischen, und sofort die im jonischen Meere. Unbekannte Westwelt Homers und Hesiods. Ogygia, Sicilien, Aeolische Inseln, Italien, Aeäa, Aegusa, Pityusische Eilande, Erythia, Atlantischer Ocean, Glückliche Inseln. Afrika. Libyen, Insel der Lotophager, Aegypten, Pharos, Aethiopien. Ohne Hrn. Hermann durch dieses lange Labyrinth Schritt vor Schritt zu begleiten, als welches uns zu weit von unserm Zweck abführen würde, wollen wir ihm, wie gesagt, itzt blos einige Zweifel zu genauerer Prüfung mittheilen.

Manches Lokal dürfte wohl schwerlich zu zu rechtfertigen seyn. Wie kommen z. B. Hebe und die Horen nach Kreta? Ihre Abstammung von Jupiter kann sie unmöglich dazu berechtigen: denn sonst müßten die böotischen Musen auch nach Kreta gehören. Beide waren vielmehr Geschöpfe dichtrischer Phantasie und, da sie nirgends besonders verehrt worden, auch nirgends einheimisch. Ueberhaupt ließe sich wohl wider diesen, vom Lokal hergenommnen, Eintheilungsgrund noch manches einwenden. Bey einigen Fabeln ist das Lokal ganz unwichtig, und bey andern gar sehr zweydeutig und schwankend. So werden Viele Syrien gewiß lieber für Venus Vaterland anerkennen, als

Cypern.

Cypern. Doch bescheiden wir uns gern, daß bey einer blos homerischen Mythologie hierauf keine Rücksicht genommen werden konnte. — Was auf die Frage: Warum Juno gerade als feindselige Gottheit erscheine? S. 70. zur Antwort ertheilt wird, scheint uns ein wenig weit hergeholt. Homer würde ihr (der allgemeine Begriff von Gottheit erlaubte es ja, und der Plan der Ilias leitete gerade darauf,) den Charakter einer stolzen, herrschsüchtigen Frau gegeben haben, und wenn auch kein Dichter vor ihm Herkules Thaten besungen und die Juno zur Feindin dieses Helden gewählt hätte. Behauptet man doch auch nicht, daß Neptun als Ulysses Gegner in der Odyßee auftrete, weil ihm der Charakter eines rachsüchtigen Gottes durch die Herakleen eigen geworden sey. Wie gezwungen ist ferner nachstehende Erklärung: „Jupiter hängt die Juno in den Wolken auf und bindet ihr zwey Ambose an die Füße. Dieß ist ursprünglich alte Naturphilosophie über die Elemente, in welcher Jupiter das Symbol der obern und Juno das Zeichen der untern Luft war. Diese entsteht aus Dünsten, die von der Erde und dem Meere aufsteigen, welche zwey Elemente durch die beyden Ambose ausgedrückt werden.“ Das klingt freylich gelehrt, aber auch abentheuerlich genug. Die ganze Stelle ist, unsers Bedünkens, Homers Erfindung und starkes poetisches Bild der despotischen Allgewalt Jupiters. An physische Deutung ist schwerlich zu denken. — Ulysses Rettung aus dem Schiffbruch (S. 142) ist wohl nichts anders, als verschönerte Thatsache. Er sah, daß

daß er der Gewalt der Wellen einzig durch Schwimmen entrinnen konnte. Daher verließ er sein leckes Boot, warf seine Kleider von sich und behielt nichts, als eine Binde, die er, nicht um sich zur Arbeit zu stärken, denn wie kann das vermittelst einer Binde geschehn? sondern um sich durch Festegürten gegen die baldige Ermüdung zu sichern, unter die Brust, d. h. um den Leib, band. Diesen eignen Entschluß des Helden legt der Dichter der Meergöttin Ino bey und so erhält das Ganze den Anstrich des Wunderbaren und wird folglich episch und anziehender für den Leser. — Die Geschichte der Metis und ihre Verschlingung, als Symbol von Jupiters Weisheit, scheint uns eine, zumal für das hohe Alterthum, viel zu künstliche Allegorie zu seyn. Eher wollten wir glauben, daß etwas Historisches dabey zum Grunde läge. Kurz bey dieser und den meisten physischen Auslegungen bestätigt sich, was wir oben bereits bemerkten. Es ist unmöglich, sich hier der Wahrheit zu nähern, ohne den Antheil, den wirkliche Begebenheiten unstreitig an so manchen poetischen Einkleidungen haben, genau zu kennen. Um indeß unsern Lesern von Hrn. **Hermanns** Behandlungsart einen vollständigern Begriff zu verschaffen, wollen wir zum Beschluß den Artikel Jupiter ausziehn.

Jupiter griechisch **Zevs** Sohn des **Saturn**, und der **Rhea** und Bruder der **Vesta**, **Ceres**, **Juno**, des **Neptuns** und **Pluto** (Hesiod. Theog. 453. vergl. 468.) war ein bey den Griechen sehr zusammengesetzter Begriff, und wird vom Homer

bald

bald im physischen, bald im philosophischen, bald im poetischen Sinne gebraucht. Von den Pelasgern wurde Jupiter in den ältesten Zeiten als das Symbol der Natur verehrt; und aus diesen Zeiten hatte er noch nach dem trojanischen Kriege ein Orakel in Epirus zu Dodona, wo die Selli seine Priester waren und Antwort aus einer Eiche gaben. Daher heißt er der dodonäische pelasgische König. Im physischen Sinne, besonders in der orpheischen Religion, bezeichnete er die obere Luft, den Aether, und in diesem Begriff war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus lassen sich die Stellen Il. α. 398—406. ϑ. 18. ο. 16. und 187. (die Fabeln werden hier jederzeit, soviel als möglich, mit den Worten Homers eingeschaltet,) nebst verschiedenen Beywörtern erklären. Zweytens war Jupiter ein philosophischer Ausdruck, mit dem man den Begriff des höchsten Wesens verband. Wood scheint von Homers natürlicher Religion zu hohe Begriffe zu haben. Jupiter ist zwar bey den Dichter Il. α. 544. und anderwärts der Vater der Götter und Menschen, aber wahrscheinlich blos in sofern, als die Götter nach den Vorstellungen der Dichter von ihm abstammen. Zur Idee eines Weltschöpfers in einer so hohen Reinigkeit, wie die Griechen zu Sokrates und Platos Zeiten, stieg Homer schwerlich hinauf. Gewiß ist es indeß, daß er eine Gottheit glaubte, die mit ihrer Fürsorge über die Menschen walte und sich um sie bekümmere. Dahin gehört Ζευς ἑρκειος, Od. ψ. 335.

335. μητιετης, Il. β. 197. ικετησιος, Il. κ. 213. ξενιος, Od. υ. 270. Alle diese Vorstellungen von der Gottheit wurden besonders durch die alten Gesetzgeber und Dichter in Umlauf gebracht und von ihnen als Mittel gebraucht, die wilden Völker zu bändigen und ihnen Menschlichkeit und sittliches Gefühl einzuflößen. Viertens war Jupiter ein historisches Wesen, das nach Kreta gehörte, und hier sind viele Fabeln, z. B. die von seiner Geburt, Auferziehung, Kampf mit den Titanen und Reichestheilung zu Hause. Endlich ward er ein bloßes Dichterbild, oder König der Götter, ein Begriff, der unstreitig in den Zeiten, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte, entstund. Diese vereinigten sich nämlich oft und wählten ein allgemeines Oberhaupt, dem der Vorsitz von den Uebrigen eingeräumt wurde. Gerade so dachte man sich Jupiters Oberherrschaft. Er ist es daher, der die Götter in wichtigen Angelegenheiten nach seinem Palast zur Versammlung beruft, sie, wenn's ihm gefällt, entläßt, sie lenkt und züchtigt. Und so, wie er in seiner Würde nach den griechischen Königen geformt ist, so ist er es nicht minder in seiner übrigen Lebensart. Auch in Ansehung der Leidenschaften ist er ganz den griechischen Helden ähnlich, sein Zorn ohne Gränzen, seine Liebe sinnlich und plump."

Wenn wir uns nicht länger bey diesem mythologischen Handbuche verweilen, so geschieht es hauptsächlich deshalb, weil es zunächst weder für den Dichter noch Künstler, sondern mehr für den

Alter-

Alterthumsforscher bestimmt ist, und seine Anzeige folglich nicht ganz innerhalb den Grenzen dieser Bibliothek liegt. Wir verkennen indeß, bey allen Mängeln und zum Theil nothwendigen Unvollkommenheiten, den Werth dieser Arbeit gar nicht, sondern wünschen vielmehr, daß Hr. Hermann oder ein Anderer uns recht bald einen ähnlichen treuen Auszug aus den tragischen und lyrischen Dichtern der Griechen liefern möchte. Dann aber müßte zugleich auf die, im Hygin (man vergleiche Lessings Dramaturgie, Th. I. S. 311.) und anderwärts vorhandenen Plane von verlornen Trauerspielen Rücksicht genommen werden. Auf solche Weise wäre wenigstens einmal für den eigentlichen Litterator gesorgt, und auch der Jüngling dürfte sich nicht länger so unsichern Führern, wie Damm und Seybold sind, anvertrauen. Dichter und Künstler brauchten ohnehin immer noch Jeder eine eigne Mythologie, über deren Zweck und Einrichtung wir uns ein andermal ausführlich zu erklären gedenken.

V.

Notices générales des Graveurs divisés par nations et des Peintres rangés par Ecoles précédées de l'histoire de la gravure et de la Peinture depuis l'origine de ces arts jusqu' à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné d'une collection choisie d'Estampes par Mr. Huber. à Dresde et à Leipzig, 1787. 8. 710 Seiten, und 48 Seiten Discours préliminaire.

Herr Huber, der den Freunden der schönen Künste schon durch mehrere Werke, vornämlich durch die Uebersetzung von Winkelmanns Geschichte der Kunst und Hagedorns Betrachtungen über die Malerey, bekannt ist, vermehrt durch dieses Buch seine Verdienste um dieselbe auf eine sehr nützliche Art. Die erste Veranlassung dazu war seine eigene mit vieler Wahl und Geschmack angelegte Sammlung. Seine Nachrichten aber sind durch Anordnung, Auswahl der Künstler, und die von ihnen und ihrer Manier, besonders der Kupferstecher, und die, in gedrängter Kürze entworfnen Schilderungen, so brauchbar gemacht, daß man dieses Werk allen, welche Sammlungen anlegen wollen, oder bereits besitzen,

besitzen, nicht genug empfehlen kann. Ein zwanzigjähriger Umgang mit der Kunst und Künstlern, lange Uebung, und Denken über die Kunst haben des Verf. Geschmack bestimmt; so daß man seine Urtheile als eine Frucht reifer Ueberlegung ansehen kann. Ein vieljähriger Aufenthalt in Paris hat ihm den französischen Styl ganz eigen gemacht, aber im Fleiße und Solidität blieb er ein ächter Deutscher, und ließ sich nicht durch französische Flüchtigkeit anstecken, die man bey seinen Vorgängern **Basan** und **Papillon** fast auf allen Seiten antrift. *)

Diese Sammlung ist desto zweckmäßiger angelegt, weil der Verf. dabey allemal Rücksicht auf

*) Basan redet z. B. von unserm sel. Hagedorn, der einige Blätter unter dem Titel Versuch sehr meisterhaft radierte; und tauft den Künstler Monf. Versuch; Papillon, macht in seinem Traité de la gravure en bois aus unserm ehrlichen alten Meister Martin Schön viererley Meister: Martin Schom, Ipsem Martin le Thudesque, Martin Sebon de Colmar, und Martin d'Anvers. Was für Verwirrungen müssen dadurch in der Künstler-Geschichte entstehen! Alsdann kann man sich leicht rühmen, wie Joseph Strutt in seinem biographical Dictionary of Engravers, (London 1785. 2 Bände) zu Basans tausend Meistern noch zwey tausend hinzugesetzt zu haben. Allein viele derselben existirten nie, und andere sind unter zwey bis drey Namen aufgeführt.

seine Vorlesungen nahm, die er jungen Studierenden darüber hielt, um sie zur Kenntniß der Kupferstiche, und durch diese zur Kenntniß der Gemälde zu führen. Man muß daher hier keine sogenannte vollständige Werke der Künstler, keine vorzüglich seltene Blätter suchen, deren Werth nur zu oft vom Eigensinne der Liebhaber abhängt, und die in Absicht auf die Kunst keinen besondern Vorzug haben. Mehr sah der Sammler und das mit Recht, auf die besten und in der Verfahrungsart charakteristischen Stücke eines Meisters, auf die verschiedenen Manieren, wenn er deren hatte, und auf eine ununterbrochene Folge der besten Meister, um daraus das Steigen und Fallen der Kunst bey einer Nation abzunehmen, und viele Meister kennen zu lernen, die zur Kenntniß der Geschichte der Kunst gehören und nicht aus der Folge in derselben ausgehoben werden können.

Nun zum Plane des Werks, der im Discours préliminaire angezeigt, und nebst den verschiedenen Arten der Kupferstecherkunst kürzlich beschrieben wird. Der erste Theil handelt von der Kupferstecherkunst, der andere von der Malerey. In beiden sind die Meister nach den Nationen oder Schulen und nach der Zeitrechnung geordnet, um daraus den Anfang, Fortgang, Verfall oder den heutigen Zustand zu erkennen, und eines jeden Manier wird kürzlich beurtheilt.

Ehe der Verf. den Nutzen und die verschiedenen Arten der Kupferstecherkunst beschreibt, theilt er einige litterarische Nachrichten über seine Vorgänger,

ger mit, welche alphabetische Verzeichnisse von Künstlern, oder andre in dieses Fach einschlagende Schriften geliefert haben, und die bey diesem Werke zu Rathe gezogen worden. Der Nutzen und das Angenehme bey einer Kupferstichsammlung wird kürzlich gezeigt. Allerdings muß man sich wundern, daß die Anzahl der Liebhaber nicht noch größer ist, da man mit geringen Kosten dazu gelangen kann, anstatt daß zu einer Gemäldesammlung große Kapitalien erfordert werden. Zeichnungen sind ebenfalls kostbar, und sind nicht für die meisten, weil schon Kenntniß und Geschmack dazu gehört, wenn sie das Auge vergnügen sollen. Kupferstiche sind hingegen für jedes Alter, für jeden Stand, und von ausgebreiteterm Nutzen, weil sie sich über so viele Gegenstände erstrecken. Wir können dem Verf. hier eben so wenig als in der Darstellung der Vortheile und Nachtheile folgen, welche die Kupferstiche in Vergleichung mit den Gemälden haben. Die Kupferstiche theilt der Verf. in drey Hauptklassen: in historische und symbolische, in Landschaften und Bildnisse.

Hierauf werden die verschiedenen Arten der Kunst angezeigt, nämlich mit der Radirnadel, mit dem Grabstichel allein, oder mit beiden zugleich, so daß man mit jener anfängt, und mit diesem aufhört, oder mit Punkten ohne Striche, welches heutiges Tages, vornämlich in England, gewöhnlich ist. Man macht die Punkte erst mit der Radirnadel, und giebt dem Ganzen hernach die Harmonie mit dem Grabstichel, welches vornämlich bey dem

 Fleische

Fleische und feinern Theilen eine schöne Wirkung hervor bringt. Das so genannte Opus mallei des Lutma, oder die gehämmerte Arbeit, da man erst die Platte mit Scheidewasser fressen läßt, und sie hernach vermittelst einer Ciselirnadel und einem Hammer überarbeitet. Die schwarze Kunst, welche zu unsern Zeiten in England auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die Manier der getuschten Zeichnungen (Aqua tinta) ist eine Erfindung unsrer Zeiten, und drückt die Manier der Originale glücklich aus: die Ausführung hängt aber sehr vom Geschmack und der Geschicklichkeit ab. Die Holzschnitte werden gewöhnlich mit einer Form gemacht; man macht aber auch welche mit zwey, drey, und vier Formen, um die verschiedenen Tinten herauszubringen: diese Manier nennen die Italiener Chiaro-scuro und die Franzosen Camaieu. Endlich die mit bunten Farben abgedruckten Platten.

Der Verfasser theilt die Sammler der Kupferstiche in drey Klassen. Man ist entweder Liebhaber aus Mode und um sich das Ansehn eines Kenners zu geben, oder aus Nachahmung, weil andre dergleichen besitzen, oder aus Geschmack und wahren Kenntnissen. Die letztern, deren Anzahl am kleinsten ist, sammlen um die Kunst dabey zu studieren, und ihre Kenntnisse zu vermehren: einige die sehr ekel sind, schaffen sich nur einen geringen Vorrath an, aber die Abdrücke müssen auserlesen seyn, und daher kommt es, daß von manchen Blättern die ersten und besten Abdrücke so außerordentlich bezahlt

zahlt werden. Es folgen sehr zusammen gedrängte und nützliche Regeln, wie man sammlen soll.

Man thut wohl, sich einzuschränken, und gute Stücke zu wählen, ohne daß es zur Leidenschaft wird; da man oft um theuern Preis Blätter zur Completirung des Werks von einem Meister anschaft, die er für seine Ehre lieber nicht möchte bekannt gemacht haben. Der Anfänger zumal verfährt ungleich vernünftiger, wenn er nur einige gewählte Stücke von einem Meister kauft, um ihn daraus kennen und beurtheilen zu lernen. Eine solche Auswahl der besten Künstler vom Anfange der Kunst bis jetzt, ist lehrreicher und unterhaltender, als eine sogenannte vollständige Sammlung. Man hüte sich auch vor einem blinden Vorurtheil für diesen oder jenen Künstler. Der wahre Kenner sieht auf den Werth des Blattes, das er vor Augen hat: inzwischen ist es sehr gut und nöthig, sich eine historische Kenntniß von den besten und berühmtesten Stücken eines Meisters zu erwerben. Wer ein Blatt nicht eher zu beurtheilen weiß, als bis er den Namen des Künstlers gelesen, hat eine blos mechanische Kenntniß, und schätzt es um des Meisters willen, da es doch umgekehrt seyn sollte. Daher werden viele Blätter von Sammlern geschätzt, ohne daß sie wissen, warum? Oft macht eine kleine Veränderung in der Platte die ganze Seltenheit aus, die im Auge des Kenners nichts ist. Die Händler ersinnen manche Seltenheiten dieser Art, damit sie Ursache haben, manche Blätter den Liebhabern theurer aufzuhängen. Um das lächerliche dieser

blinden Namensverehrung zu zeigen, gab Picart seine bekannten Impostures innocentes heraus, darin er den Manieren verschiedner Meister glücklich nachahmte; und manche Liebhaber damit hinterging. Rembrand veränderte in seinen Platten oft Kleinigkeiten, und man bezahlte sie ihm als neue. Le Clerc hat in den ersten Abdrücken seiner schönen Platte vom Einzuge Alexanders in Babylon, den König im Profil vorgestellt; er gab dem Könige einen neuen Kopf, den man ganz oder von vorne sieht; und jene ersten Abdrücke werden zehnfach theurer bezahlt; dergleichen Vorurtheile der Sammler giebt es unzählige.

Der Liebhaber hat sich in Acht zu nehmen, daß man ihm statt der Originale keine Kopien verkauft, weil viele der merkwürdigsten Blätter nachgestochen sind, und zum Theil so glücklich, daß schon ein Kennerauge dazu gehört, um sie von den Originalen zu unterscheiden. Sind jene so gut als diese, so thut es nichts zur Sache: aber gemeiniglich sieht man die Aengstlichkeit und das Steife des Kopisten; dieß ist der Fall bey des Ragot Kopien der schönsten Blätter des Bolswert, Vorstermann und Pontius nach Rubens und van Dyck. Eben so sehr hat sich der Liebhaber vor schlechten Abdrücken und aufgekratzten Platten in Acht zu nehmen, welche noch schlimmer sind, als Abdrücke von abgenutzten Platten. Bey sehr gesuchten Blättern muß man sich zuweilen mit einem blassen Abdruck begnügen: daher kommt die Liebhaberey der sogenannten Epreuves avant la lettre,

tre, weil man versichert ist, daß die Abdrücke, ehe der Künstler seinen Namen oder die Unterschrift darunter setzte, gewiß die ersten, schärfsten und schwärzesten sind, welches zumal bey den feinen englischen Blättern in schwarzer Kunst statt hat.

In dem ersten Theile seines Werks handelt der Verf. nun die Kupferstiche ab, von deren Hand er etwas in seiner Sammlung besitzt. Inzwischen können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß diese Methode mit mancherley Schwürigkeiten verknüpft ist, wenn man nicht blos die Absicht hat, gleichsam eine Geschichte der Kupferstecherkunst und der Malerey jede für sich dem Auge darzustellen. Ein paar Beyspiele mögen dieses deutlicher machen. Im ersten Theile finden wir den Marc Antonius aufgeführt, wie er es seyn muß, und Blätter nach Raphael von ihm: im zweyten Theile kommen unter Raphael wieder Blätter von ihm nach diesem Meister gestochen vor; so sehen wir im ersten Theile von Augustin Caracci gestochene Blätter, und weil er auch Maler war, so stehen wieder im zweyten Theil Blätter eigner Erfindung, die er gestochen, und auch welche, die nach ihm gestochen worden. Bey der holländischen Schule ist dieß noch häufiger, wie z. E. beym Lucas von Leyden Heinrich Golzius und Rembrand, welche ebenfalls getrennt sind. Insonderheit haben viele holländische Maler selbst radirt, als Sachtleven, Peter van Laer, Waterloo, Everdingen, van den Velde, Potter, Swanefelt u. a. m. deren Blätter sind sämtlich im zweyten Theile zu

suchen, ob sie gleich auch in dem ersten Theile hätten aufgeführt werden können.

Die Eintheilung der Kupferstecher ist die gewöhnliche nach den Nationen oder Malerschulen. Den Anfang machen die Italiener. Vor jedem Abschnitte schickt der Verf., ehe er das Verzeichniß der Blätter seiner Sammlung selbst mittheilt, einen kurzen Abriß der Geschichte der Kunst in dem Lande, nebst einigen Anmerkungen über die vorzüglichsten Meister voran. Bekannt ist der Streit ob die Italiener oder Deutschen als Erfinder des Kupferstechens anzusehen sind. Die Italiener schreiben sie dem Maso Finiguerra um das Jahr 1460 zu. Hr. H. erklärt sich mit Recht für die Deutschen, in so weit man blos auf das Alter der Kunst sieht. Es wäre aber leicht möglich, daß Finiguerra bey der damaligen wenigen Verbindung zwischen den Deutschen und Italienern, hätte auf den Einfall kommen können, das was er gestochen auf feuchtes Papier abzudrucken, ohne daß er etwas von dem bereits seit langer Zeit in Deutschland üblichen Verfahren gewußt. Es ist auch nicht ausgemacht, ob die in den Sammlungen hin und wieder befindlichen und dem Finiguerra zugeschriebnen Stücke würklich von ihm sind. Hr. Otto in Leipzig besitzt 24 Stücke von einem italienischen Goldschmiede, die Hr. von Heineke für Originale hält, und deswegen in seinen neuen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, 1ster Theil kopiren lassen. Vermuthlich arbeiteten die ersten Stecher nicht in Kupfer, sondern in weichern Platten

Platten von Bley oder Kupfer, zuweilen auch, weil sie Goldschmiede waren, in Silber und Messing. Andreas Mantegna hob die Kunst sehr empor, aber der erste, welcher einen bessern Geschmack einführte, war Marc Antonius Raymondi. Gute Holzschneider brachte Italien auch hervor. Hugo da Carpi lieferte nach Albert Dürers Erfindung gute Blätter in chiaro-scuro, welche den getuschten Zeichnungen oder Malereyen mit einer Farbe nachahmen. Auch mit der Radirnadel wußten sie, nachdem eben der Albert Dürer ihnen den Weg gezeigt, gut umzugehen: insonderheit haben einige italienische Maler sehr geistreiche Blätter geätzt. Die besten heutigen Kupferstecher dieses Landes sind: Joseph Perini, Domenico Cunego, Antonio Capellano, Johann Volpati, Angel. Campanella, Camillo Tinti ꝛc. die man aus Hamiltons Schola italica picturae, kennen lernen kann.

Bey der Kupferstecherkunst in Deutschland handelt Hr. Huber vornämlich von den Holzschnitten, weil solche zuerst in Deutschland verfertigt wurden. Die Erfindung der Spielkarten gab Gelegenheit dazu, und durch die Formen der Holzschnitte, mit darunter geschnittener Schrift kam Guttenberg zuerst auf die Gedanken der Buchdruckerkunst. Ein heiliger Christoph von 1423 in der Karthause zu Buxheim in Schwaben, ist das älteste Werk mit der Jahrzahl, welches man kennt. Die Kunst kam aber erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu ihrer Vollkommenheit, als Albert Dürer,

rer, Lucas Cranach, Albert Altdorffer u. a. m. Arbeiten verfertigten, die noch heutiges Tages gesucht werden. Man verfertigte auch Holzschnitte auf Zeichnungsart in chiaro-scuro frühzeitiger als die Italiener. Der älteste eigentliche Kupferstecher, den man kennt, war Martin Schön, ein Goldschmidt, Maler und Kupferstecher, welcher 1486. starb; man arbeitete aber lange vor ihm, nämlich vor 1460 schon mit dem Grabstichel. Wir übergehen viele mit Fleiß zusammen getragene Nachrichten von dem ältesten Zustande der Kunst in Deutschland. Albert Dürer war ein großer Mann, der außer andern Verdiensten, auch das von der Erfindung des Radierens mit der Nadel hat. Aus seiner Schule kamen die Meister, welche ihre Gegenstände im Kleinen, z. E. Georg Penz, ausarbeiteten, und daher bey den französischen Liebhabern les petits maîtres heißen. Von der Künstlerfamilie der Kilians führt Hr. Huber nur die drey vornehmsten an, und eben soviel von den Preislers. Den Anhang dieses Abschnittes machen die Schweizer aus. Der Verf. hält sich überhaupt bey diesem Abschnitte am längsten auf, weil die Kunst den Deutschen anfangs am meisten zu verdanken hatte, und weil die ersten Zeiten zumal den Ausländern am wenigsten bekannt sind. Daß viele deutsche Künstler sich außer ihrem Vaterlande ausgebildet, und auch auswärts etablirt; davon sucht der Verf. den Grund theils im Mangel solcher Städte wie Paris und London, wo die Künstler ein Corps ausmachen, theils in dem min-

der

der allgemein ausgebreiteten Geschmacke an den Künsten, theils in der Art der Erziehung. Man möchte auch hinzu setzen, daß nicht so viel Reichthum, und Prachtliebe bey uns, als in jenen Städten anzutreffen ist, und daß es nicht so sehr zum Ton und zur Mode gehört, dergleichen Sammlungen anzulegen.

Es hat zu unsern Zeiten einige gegeben, zum Exempel, Hr. Meermann und Enschede, die den patriotischen Eifer zu weit getrieben haben, und lieber den Holländern die Erfindung der Kupferstecher- und Buchdruckerkunst zuschreiben wollen; aber dies Vorgeben ist ohne allen Grund. Die Geschichte der Kupferstecherkunst in Holland fängt erst mit Lucas von Leyden an, der Albert Dürers Zeitgenosse war. Haben sie aber auch nichts erfunden; so gebührt den Niederländern doch der Ruhm, daß sie zu einer gewissen Zeit, nämlich da Rubens und van Dyck lebten, die eigentliche Kunst den Grabstichel zu führen, höher getrieben, als damals alle andere Nationen, und die Anzahl der europäischen Künstler die später gelebt haben, und ihnen an die Seite gesetzt zu werden verdienen, ist gewiß nicht so groß, als mancher vielleicht denkt. Lucas Vorstermann, Paul Pontius, Scholte von Bolswert, Marinus, de Jode, Neefs, Baillieu, Cornelius Vischer. Was für Männer! Wie allgemein sie noch geachtet werden, beweiset der hohe Preis guter Abdrücke von ihren Blättern. Einer der berühmtesten Künstler dieses Abschnittes bleibt allemal Rembrand. Jetzt ist diese Kunst in Holland

land fast ganz gesunken. Von allen diesen grossen Meistern sind in diesen erstem Theile nur ein paar Blätter angezeigt, die meisten kommen im zweyten Theil unter den Malern vor, nach welchen sie gestochen haben.

Der älteste Zustand der Kupferstecherkunst in Frankreich ist in Dunkel gehüllt, und verdient auch keine genaue Untersuchung. Aber um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts fing sie an ihr Haupt empor zu heben, so wie sie in den Niederlanden nach und nach sank. Es bildeten sich Meister, welche in Führung des Grabstichels jenen grossen aus der Niederländischen Schule beynahe an die Seite gesetzt zu werden verdienen, und in der Zeichnung und im Geschmack den Vorzug haben. Dahin gehören Nicolaus Dorigny, Giller Rousselet, vornämlich aber die drey Poilly, Franz, Nicolaus und Johann Baptista, die vier Audrans, Carl, Gerhard, Benedict und Johann, (der andern aus dieser Familie nicht einmal zu gedenken,) Nanteuil, Masson, Simoneau, Roullet, Peter Drevet Vater und Sohn, und viele andre mehr. Zu unsern Zeiten war Balechou, einer der ersten Künstler, die jemals gelebt haben. Viele Maler der französischen Schule haben auch radirt. Zu den Liebhabern, welche geätzt, gehört vornämlich der Graf Caylus, dessen Werk in des Mariette vortreflichen Sammlung aus 3200 Blättern bestand. Wenn die Kupferstecherkunst gleich nicht so weit herunter ist, als in den Niederlanden, so ist doch nicht zu leugnen, daß

der

der leichtsinnige Geschmack der Nation schuld ist, daß die Künstler gar keine große edle Gegenstände mehr wählen, sondern meist Blätter für Bücher arbeiten, und kleine artige galante zum Theil freye und wollüstige Sachen liefern, wobey der Verstand nicht viel Nahrung findet.

Im zweyten Theil schickt der Verf. eine kurze Einleitung vom Zustande der Malerey bey den Aeltern und Neuern voran, und geht alsdann die gewöhnlichen Malerschulen durch. Dieser Theil ist in Ansehung der Sammlung von Kupferstichen selbst ungleich wichtiger als der erste, um so mehr, da hier eine Menge von Malern selbst radirte Blätter vorkommen. Vor jeder Schule steht gleichsam eine Skizze der darin vorkommenden Meister; nicht sowohl Lebensgeschichte, welches der Zweck nicht war, als einige gewählte Nachrichten von einem jeden, was er gemalt, und was man insonderheit an ihm schätzt und tadelt, nebst einer Charakteristik seiner Manier. Im ersten Theil waren die italienischen Meister alle in eine Klasse begriffen; hier werden die Maler nach den gewöhnlichen Unterabtheilungen der römischen, florentinischen, venezianischen, lombardischen, spanischen und neapolitanischen Schule abgetheilt. Der Verf. sagt hier zwar meistens bekannte Dinge, sie haben aber doch den Vortheil, daß sie zweckmäßig gesammlet, kurz zusammen gefaßt sind, und zur Kenntniß sowohl der Maler selbst, als der nach ihnen gestochenen Blätter gehören.

Bey der deutschen Schule sind die erst zu unsern Zeiten gemachten Entdeckungen von einem weit höhern Alter der Oelfarbenmalerey, als aus den Zeiten des van Eyck, dem diese Erfindung gemeiniglich beygelegt wird, angeführt. Deutschland hat weit eher Oelmaler hervor gebracht. In der Kaiserlichen Gallerie zu Wien ist ein Gemälde das ein böhmischer Edelmann Thomas de Mutina, gemalt, mit der Jahrzahl 1292. Theodoricus von Prag und Nicolaus Wurmser von Strasburg malte am Hofe Kaisers Karls IV. Diese Arbeiten sind freylich steif und hart, aber das Kolorit ist lebhaft. Von den vornehmsten deutschen Meistern, deren Blätter hier vorkommen, gedenken wir nur Albert Dürers, Lucas Cranach, Holbeins, Hans von Achen, Rotenhammer, Joh. Ad. Elzheimer. Viele Deutsche gingen nach Holland, weil die Liebhaberey zu sinken anfing, und nahmen den dasigen Geschmack an, z. B. Ostade, Netscher, Lingelbach. Landschaftmaler hat unser Jahrhundert vortrefliche aufzuweisen, z. B. Reich, Ferg, Brinkmann, Dieterich, Schütz, Hackert rc.

Die deutsche Schule verdient allerdings einen eignen Abschnitt, da man sie sonst mit der flamländischen zu vereinigen pflegte. Hr. Huber trennt sie aber mit Recht; so wie er auch aus guten Gründen aus der niederländischen und holländischen Schule noch zwey besondre Abtheilungen macht, die würklich jede ihr eignes haben, und deswegen besonders betrachtet zu werden verdienen.

Beide

Beide haben große Meister gehabt; beide sind aber so gesunken, daß man fast gar keinen Meister, der diesen Namen verdiente aufweisen kann.

In der französischen Schule sind hier eine Menge schöner Blätter angezeigt. Ein Glück ist es für diese Schule, daß so viele trefliche Kupferstecher die Arbeiten derselben verewigt haben; viele Maler haben dadurch unstreitig gewonnen, die vielleicht auswärts gar nicht bekannt geworden wären.

Den Beschluß macht die engländische Schule. Zu Anfang dieses Jahrhunderts getrauete man sich noch keine besondre Schule von dieser Nation zu machen. Noch du Bos, Montesquieu, und Winkelmann wollten bald wegen des Clima, bald andrer Ursachen halber der Nation das Talent zu den Künsten absprechen. Spät hat es sich allerdings entwickelt, aber auf einmal so geschwind, daß sie es jetzt allen andern Nationen, wo nicht zuvor, doch wenigstens gleich thut, und in der schwarzen Kunst hat es noch keine Nation zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Diese glückliche Epoche Englands fängt sich vornämlich gegen die Hälfte dieses Jahrhunderts an. — Der Verf. hat hier Maler und Kupferstecher zusammen genommen, weil noch zu wenige englische Maler sind, um eine eigne Schule zu formiren, und die Kupferstecher, wie bey den bisherigen Schulen geschehen, davon zu trennen. Das Verzeichniß der Blätter ist eingeschränkt, aber es sind schöne Blätter darunter. Die englischen Kupferstiche, und zumal die Blät-

ter in schwarzer Kunst, und nach der jetzigen beliebten Manier mit mehrern Farben, sind so theuer, daß es das Vermögen eines Privatliebhabers übersteigt, alles anzuschaffen, was einen Platz in einer Sammlung verdient. Unsre Leser sind schon mit den hohen Preisen und mit einer großen Anzahl derselben aus den in den verschiednen Jahrgängen unsrer Bibliothek mitgetheilten Verzeichnissen bekannt, und sie sind bey weitem nicht alle angezeigt. —

Dieses allen Kunstkennern willkommene neue Werk, das seinem Hauptzwecke so sehr entspricht, verdient auch, durch Berichtigung in Nebendingen, vervollkommet, besonders aber durch einen Geschichts- und Sachkundigen deutschen Uebersetzer, unter uns gemeinnütziger zu werden. In Hoffnung auf die Befriedigung beider Bedürfnisse, enthalten wir uns einer genauern Erforschung des erstern. Nur etwas von dem, was wir mit flüchtigem Blicke auffingen.

Die Akademie zu Dresden ward nicht vom Churfürsten Friedrich Christian gestiftet: sie war es schon seit 1697. Friedrich Christian — nicht Christian Friedrich, wie ihn unser Verf. nennt, — erneuerte und erweiterte sie nur. Nach dessen Ableben wuchs sie, unter dem Schutze seines noch glorwürdigst regierenden Sohnes, welcher einen ihrer Zweige nach Leipzig legte. —

Daß Hanns Holbein nicht aus Basel oder Augsburg, wie man sonst glaubte, sondern aus Grünstadt an der Hard in der Unterpfalz in der Grafschaft Leiningen gebürtig sey, beweist Hr. Prof.

Sey-

Seybold, im Julius 1778. des deutschen Museums.

Auch ist, nach den Umständen, welche Houbracken angiebt, Netscher nicht zu Prag, wie einige meynen, sondern zu Heidelberg geboren.

Johann Eleazar Schenau ist, nicht zu Zittau, sondern zu Schönau, unweit Zittau, geboren. Sein Familienname ist Zeisig, für welchen er, weil er ihm mißfiel, den Namen seines Geburtsortes annahm.

Bach heißt Johann Sebastian — nicht Samuel, und ist zu Berlin — nicht in Hamburg geboren.

Noch wollen wir erinnern, daß Herr Jakob Mechau, welcher mit der selbst radierten allegorischen Titelvignette, dem Werke, von dem wir reden, eine geschmackvolle Zierde gegeben, Jakob Wilhelm heißt. Sein Geburtsjahr ist nicht 1748. sondern 1750.

Das S. 118 angeführte Bildniß des Hrn. Prof. Schröckh, worunter weder der Name des Malers noch Kupferstechers steht, hat Hr. Geyser, nicht Hr. Bause gestochen.

VI.

Beschreibung der Reichsstadt Augsburg, nach ihrer Lage, jetzigen Verfassung, Handlung, und den zu solchen gehörenden Künsten und Gewerben, auch ihren andern Merkwürdigkeiten, verfaßt von Paul von Stetten. Augsburg, 1788. 205 Seiten in 8.

Eine Stadt, wie Augsburg, die längst durch den Flor der Handlung und der Künste in großem Ruf gestanden, verdiente wohl eine gute Beschreibung, und diese hat der würdige Verfasser geliefert, der sich schon eben sowohl durch vortrefliche Schriften, als durch wohlthätigen Eifer für das Beste seiner Vaterstadt in so mancherley Absichten, berühmt gemacht hat. Das meiste in obangezeigter Beschreibung liegt zwar außer unserm Gesichtskreise, aber das Fach der Künste ist doch immer wichtig genug um sich etwas dabey aufzuhalten. Auf der 136sten Seite werden 25 Kunstverlage angeführt. Gewiß eine große Anzahl in einer einzigen Stadt: aber leider sind auch darunter viele Werkstätte, welche den schlechten Geschmack verbreiten. Augsburg hat allerdings große Männer hervor gebracht, und besitzt noch Künstler, die allen Ruhm verdienen, und gewiß über die elende

Fabrik-

Fabrikarbeit seufzen. Allein die Verfertigung der unzähligen heiligen und andrer geschmacklosen Bilder, welche der Aberglaube des einfältigen Haufens unter den Katholiken befördert, unterhalten manchen Kunstverlag, der diesen Namen nicht verdient. Jedoch ist nicht zu läugnen, daß auch hierbey mehr Simplicität, ohne die vielen Schnörkel und ängstliche Zierrathen angebracht werden könnte, damit sich endlich einmal die Gewohnheit verlöre, dergleichen Blätter gleich schlechtweg augsburgische Arbeit zu nennen, wenn sie auch nicht einmal von dem Orte herrühren; ein Ausdruck, darunter oft mancher rechtschaffner Künstler, der bessern Geschmack zeigt, leidet. Hoffentlich wird sich aber der gute Geschmack immer mehr und mehr verbreiten, da hier nicht nur eine Akademie, eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste, eine lutherische und eine katholische Zeichenschule angelegt sind, deren Lehrer die Zöglinge von jenem verderbten Geschmack abführen, und ihm, wie die fleißigen Ausstellungen daselbst vermuthen lassen, eine bessere Richtung geben werden.

Wir theilen unsern Lesern das Verzeichniß der jeztlebenden Künstler mit.

Johann Huber, Direktor der Akademie, Mitglied des Ausschusses der Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Geschichtmaler in Fresco und Oel.

Johann Christ, und Mich. Dänzel, in eben dem Fache.

Joh. Deyle, Bildniß- und Historienmaler.

Christ. Erhart, desgleichen.

Joh. Mich. Frey, Landschaftsmaler.

Joseph Hartmann, Geschichtmaler.

Fr. Joh. Maucher, Porträt- und Historienmaler.

Joseph Schmidt, Historienmaler, Lehrer bey der katholischen Zeichnungsschule.

Joh. Walch, Miniaturmaler.

Joh. Ad. Weidner, Thiermaler.

Abr. Baumeister, Vater und Sohn, mit Wasserfarben.

Wolf. Joh. Sirch, desgleichen.

Kupferstecher und Arbeiter in schwarzer Kunst sind:

Joh. Ch. Nilson, Direktor der Akademie.

Joh. El. Haid, Direktor der Akademie, Mitglied des Ausschusses der Gesellschaft zur Beförderung der Künste. In schwarzer Kunst.

Gottfried Seuter, Kupferstecher.

Carl Schleich.

Phil. Haid, in schwarzer Kunst, Lehrer in der Gesellschaft-Zeichnungsanstalt.

Chr. Abr. Wilhelm, Lehrer bey der lutherischen Zeichenschule.

Franz Weber.

Bildhauer sind: Ignaz Wilh. Verhelst, Ignaz Ingerl, Joseph Götzl.

Die Kirchen in Augsburg sind zum Theil wegen der Gemälde merkwürdig, die von berühmten Meistern, meistens Deutschen, doch aber auch von

von ein paar Italienern herrühren. Bey den Dominikanern sieht man Bilder von Tintoretto und Lanfranco. Unter den Deutschen nennen wir den Lucas Cranach und Johann Georg Bergmüller, welcher insonderheit viele Andenken seines Pinsels bey den Carmelitern, und in der Kirche zum heiligen Kreuz, auch im Dom und der Annenkirche hinterlassen hat. Von den andern bekannten Meistern, deren Arbeiten man in den hiesigen Kirchen antrift, nennen wir nur Joh. Ulr. Mair, Joh. Heinr. Schönefeld, Christ. Schwarz, Joh. Holzer, Matth. Kager und Joh. Rottenhammer. Das Rathhaus hat ebenfalls gute Gemälde aufzuweisen; insonderheit hat hier Matth. Kager sein Andenken in vielen schönen Stücken gestiftet. Viele Häuser haben noch Malereyen an den Außenseiten; allein der Liebhaber sieht sie allemal mit Leidwesen an, und bedauert, daß es einmal eine Zeit gab, da gute Künstler ihre Zeit so übel anwandten, und Gemälde dahin malten, wo sie voraus sehen mußten, daß ihnen Regen und Schnee bald den Untergang droheten. An eigentlichen Gemälden- und Kunstkabinetten fehlt es jetzt in Augsburg. Es giebt viele Liebhaber, die gute Stücke besitzen, auch zu ihrem Vergnügen sich eine Auswahl treflicher Kupferstiche anschaffen, ohne Anspruch darauf zu machen, daß ihr Vorrath den Namen einer Sammlung verdiene. Wir haben von dem Hrn. Verf. noch eine Kunstgeschichte zu erwarten, der wir mit Verlangen entgegen sehen.

VII.

Vermischte Nachrichten.

Copenhagen. Herr Preisler, der Sohn, ist kürzlich von Paris hieher zurück gekommen. Er hat daselbst unsers vortreflichen Wille Unterricht genoßen, und die Ehre gehabt, zum Mitgliede der Pariser Akademie aufgenommen zu werden. Sein Receptions Stück führt den Titel: *Dédale et Icare*, peint par *J. M. Vien*, Chevalier de l'Ordre du Roi, pour sa réception à l'Académie de Paris en 1754, gravé par *I. G. Preisler, fils*, Pensionnaire du Roi de Dannemarke, pour sa réception à l'Académie de Paris en 1787. Die Größe ist 13 Zoll Höhe zu 9 Zoll Breite. Ein vortrefliches Blatt, das an die Zeit zurück erinnert, wo der Hauptsitz der Kupferstecherkunst zu Paris war.

Dagegen ist der geschickte Kupferstecher J. F. Clemens nach Berlin abgegangen. Sein größtes, im vorigen Jahre verfertigtes, historisches Blatt ist Sokrates, nach einem Gemälde von Abilgaard. Der Weltweise sitzt nachdenkend in seinem Zimmer; über ihn zischt der Neid, dem aber der Genius des Sokrates den Mund zuhält: beide sind als eine Luft-Erscheinung vorgestellt. Das Ganze hat eine, dem Süjet sehr angemes-

sene

sene Simplicität: Composition, Zeichnung und Grabstichel verdienen das größte Lob. Die Hand, auf die Sokrates sich stützt, dürfte aber wohl etwas zu groß seyn. Kostet 2 Thlr.

Nach Juel hat er die Bildnisse des Kronprinzen und seiner Schwester, Louise Auguste, geliefert. Jedes kostet 2 Thlr.

Noch müssen wir von den Copenhagner Kupferstechern anzeigen:

Von Bradt, zwey Landschaften, nach niederländischen Gemälden, aus der Königl. Bildergallerie. Jedes Blatt kostet 1 Thlr. Und in Verbindung mit Clemens, der die Figuren gestochen hat, eine Waldung mit einem See, worin sich einige Mädchen baden, nach Juel. Preiß 1 Thaler 8 Gr.

Von Georg Haas das Bildniß des Professor Winslow, nach Juel. Preis 1 Thlr.

Ein geschickter Zögling der Copenhagner Kunst-Akademie, Christian Schule, hat sich nach Leipzig gewendet, in der Absicht für Buchhändler zu arbeiten. Dieses Journal wird nächstens die Bildnisse des zu früh verstorbenen Prof. Musäus und der Frau von der Recke von ihm liefern. Von seinen größern Arbeiten zeigen wir an: das Bildniß eines kürzlich verstorbenen 112jährigen Greises zu Kopenhagen, nach einem Pastelgemälde von Madam Clemens; das von Wiedewelt in Marmor aufgeführte und gezeichnete Ehrendenkmahl Christian VI. und den Eingang und die Haupt-

promenade des Kopenhagner Schloßgarten, von ihm selbst gezeichnet.

Zürich. Die Orellische Buchhandlung daselbst hat durch eine gedruckte Nachricht bekannt gemacht, daß man zu Zürich darauf bedacht ist, dem vortreflichen Geßner, auf einem von ihm oft besuchten Spaziergange bey Zürich, ein Ehrendenkmahl zu errichten. Alle Verehrer seiner Gedichte und Kunstarbeiten können durch Geldbeyträge daran Antheil nehmen, welche die Orellische Handlung bis zur Michaelmeße dieses Jahres in Zürich und Leipzig annimmt, dagegen einen Empfangschein ausstellt, und zu seiner Zeit eine Abbildung und Beschreibung des Denkmahls, nebst einem Namen-Verzeichnisse der Theilhaber, an die Interessenten abliefert.

Augsburg. Von hier aus erhalten wir die Neunte Nachricht an das augsburgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie und der mit derselben, zu Ermunterung der Künste verbundenen Privat-Gesellschaft. Mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. Diese enthält einen kurzen Abriß von den verschiedenen Schulen Italiens in die römische, longobardische, florentinische und venetianische Schule, mit einer Charakteristik derselbigen, und einer Schilderung der vornehmsten Schüler einer jeden, zum Unterrichte der augsburgischen Zöglinge. Die Anzeige der von diesen zu Erringung

gung eines Preises eingelieferten Kunstarbeiten und Versuche, wie auch der von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten Arbeiten, zeigt durch die reiche Anzahl derselbigen, den edlen Wetteifer, der durch diese rühmliche Anstalt zur Aufnahme der Kunst befördert wird.

Dresden. Von Herrn Klengel, Mitgliede der hiesigen und der Berliner Akademie der bildenden Künste, ist die erste Lage seiner vor einiger Zeit angekündigten Plauenschen Prospekte, in Aberlis Manier, heraus gekommen; sie besteht aus drey Blättern, welche folgende Unterschrift führen: 1) das Dorf Plauen bey Dresden in Sachsen; 2) der Kupferhammer im plauenschen Grunde bey Dresden; 3) der Reisewitzische Garten in Plauen bey Dresden. Die Ansichten sind mit Geschmack gewählt, die Umriße mit geistvoller Hand auf die Platte getragen, und die Abdrücke mit einer Sorgfalt ausgemalt, welche diesen Blättern den Werth von Original-Zeichnungen giebt; so daß der Preis von Einem Dukaten für jedes Blatt äußerst gering ist. Hoffentlich wird der Künstler ermuntert werden, mit dieser Arbeit fortzufahren, die Allen, welche die reizenden Gegenden bey Plauen kennen, oder sich eine Idee davon machen wollen, äußerst willkommen seyn muß, da die Ausführung der Absicht so völlig entspricht.

England.

Auszug aus einem Briefe aus London.

Ich sagte Ihnen, mein Freund, in meinem letzten Briefe etwas von folgendem Buche: Gulielmi

mi Bellendeni Magistri supplicum libellorum Augusti Regis magnae Britanniae &c. de Statu libri tres. Editio secunda longe emendatior. Londini. 1787. Seit dem habe ich es gelesen, und da es hier viel Aufsehen gemacht, muß ich Sie doch näher damit bekannt machen. Genannt ist weder der Name des Herausgebers, noch des Verlegers. Indessen hatte ersterer, der Hr. D. Parr, keinesweges die Absicht verborgen zu bleiben, obschon dieser Umstand ihm nützlich seyn könnte, im Fall die Gesetze, (und solche giebt es hier, ungeachtet der Preßfreiheit) Hand an seine Vorrede legen sollten. Die Welt ist diesem gelehrten Manne gar sehr für das Geschenk verbunden, das er ihr hier macht, wiewohl es schwer ist, zu entscheiden, ob das Verlangen, den Bellendenus aus seiner Dunkelheit zu ziehen, ihn darzu antrieb, oder ob er blos eine Gelegenheit suchte, das gegenwärtige Ministerium von England herabzuwürdigen. Dem sey wie ihm wolle, wir sind ihm Dank für einen Schriftsteller schuldig, den Wenige gesehen, noch Wenigere gelesen haben, und den man in vielen der ansehnlichsten Büchersammlungen von Europa vergebens sucht.

Wilhelm Bellenden, wie uns der Herausgeber in der Vorrede sagt, (S. 63. und folg.) war ein Schotte von guter Familie, von dessen Lebensgeschichte aber wenig bekannt ist. Im Dempsters Verzeichnisse Schottischer Schriftsteller finden wir, daß er 1602 Professor zu Paris war. Jakob I. von England, oder der VI. von Schottland ehrte und

schätzte

schätzte ihn; was aber durch das Amt oder den Titel gemeynt ist, den er ihm gab, ist nicht klar. Bellenden war sein Magister supplicum libellorum, d. h. derjenige, der die Bittschriften lesen, untersuchen und dem Fürsten überreichen mußte: dieß scheint denn eine Stelle gewesen zu seyn, dergleichen der englische Hof noch itzt in Menge zu vergeben hat. Man nennt sie Sinecure places, Stellen, die ein Einkommen, aber keine Arbeit geben: und so war Bellenden Jakobs Mag. supplicum lib., während daß er sein Leben zu Paris zubrachte. In dieser Stadt war es, daß er 1608 das Werk drucken ließ: „Ciceronis princeps, rationes et consilia bene gerendi firmandique imperii &c. Paris apud Car. Chappelain“ — Von dieser ersten Ausgabe ist gedruckt: Tractatus de Processu et Scriptoribus rei politicae. — Im Jahre 1612 erschien, ebenfalls zu Paris, die erste Ausgabe seines „Ciceronis Consul, Senator Senatusque Rom. &c. Paris. apud Joann. Corbon. Dieses ist Heinrich, dem damaligen Prinzen von Wallis älterm Bruder Karl I. zugeeignet. Beide Werke erschienen zusammen, in einer zweyten Ausgabe 1616, Karln, dem Prinzen von Wallis zugeeignet. In dieser Ausgabe findet sich auch liber de Statu prisci orbis, welcher das Jahr vorher, einzeln erschienen war. Zwar sagt Bellenden von diesem letzten Werke in der Ausgabe von 1616. nunc primum editus, allein das Exemplar im brittischen Musäum ist vom Jahre 1615. Allem Vermuthen nach

gab

gab man von diesem kleinen Werke nur einige Exemplare aus, behielt die übrigen zurück, und hing sie alsdann an die zweyte Ausgabe der andern, so, daß das Ganze einen mäßigen Band ausmacht. Der Titel der Ausgabe, die D. Parr vor sich hatte, ist: „Gulielmi Bellendeni Magistri supplicum libellorum Augusti Regis magnae Britanniae &c. De Statu libri tres. 1) de Statu prisci orbis in Religione, Re politica et Litteris. 2) Ciceronis princeps, sive de Statu principis et Imperii. 3) Ciceronis Consul, Senator, Senatusque Rom. sive de Statu Reipublicae et vrbis imperantis Orbi. Primus nunc primum editus: ceteri cum tractatu de Processu et Scriptoribus Rei polit. ab auctore aucti et illustrati. Parisiis apud Herveum du Mesnil &c. 1616.

Bauer in seiner Biblioth. lib. rar. univ. und Saxius in Onomastico reden von Bellendens Werken, aber sehr unvollständig. Dergleichen Freytag in Analect. litterar. und David Clement in Biblioth. curieuse. Morhof in seinem Polyhistor gedenkt ihrer nicht; auch nicht Fabric. in Bibl. lat. med. et inf. so wenig als die Amoenitates Litterar. Francofurt. et Lips. noch die Observatt. Litterar. Halae, Magdeb. editae 1705.

Herr Parr spricht hierauf von der Seltenheit der Werke dieses Mannes, und nennt die wenigen Büchersammlungen, in denen sie sich entweder ganz, oder zum Theil finden. Man vermuthet, daß

daß ein großer Theil derselben mit einem Schiffe unterging, auf welchem auch verschiedene andere Werke waren, die zum Theil dadurch selten geworden sind.

Außer den hier von P. herausgegebenen Werken hatte Bellenden auch ein anderes: „de tribus Luminibus (orbis Romani)“ angefangen, welches zu vollenden der Tod ihn gehindert. Zwar will man Exemplare davon gesehen haben; D. P. hat aber keinem auf die Spur kommen können.

Da Bellenden vermuthlich wenig in Deutschland bekannt ist, muß ich ein Wort von seiner Schreibart sagen. Sie ist ganz Altlateinisch, ich meyne nicht, wie man es etwa vom lateinischen Style eines Ernesti und anderer sagt; sondern es ist römisches Latein totidem verbis, indem B. nicht nachahmte, sondern Redensarten und ganze Perioden zusammen trug, und diese pannos so zusammen nähete, daß es ein Ganzes ihm eigen Gehöriges wurde. D. Parr befolgte in seiner Vorrede den nämlichen Plan, nur daß er sich in der Wahl seiner Originale größere Freyheit erlaubt und nicht aus den Schriftstellern des goldenen Alters allein schöpft. Ich will nachher von dieser sonderbaren Sprache einige Proben geben. Die Gelehrsamkeit, die Belesenheit und die äußerst genaue Bekanntschaft dieses Mannes mit den Alten ist bewundernswürdig, und man erstaunt nicht wenig, im achtzehnten Jahrhunderte einen Aufsatz von 76 enge gedruckten Seiten in einem Latein zu lesen, wie dieser Mann es schreibt. Man kann sich des

Be-

Bedauerns nicht enthalten, so große Gaben und so viel Gelehrsamkeit gemißbraucht und die elegantiam litterarum humaniorum zu einer Arbeit gebraucht zu sehen, die wenig von einem Pasquille unterschieden ist.

So nützlich auch Bellendens Werke und so groß auch seine Verdienste seyn mögen; so würden sie doch im itzigen Zeitalter wenig Aufsehen gemacht haben, wenigstens nicht so allgemein, und, ich möchte sagen, ein Gegenstand der täglichen Unterredung geworden seyn, wenn Parr nicht diese Vorrede dazu geschrieben hätte. Seit sechs Monaten ist sie in Jedermanns Händen, man hat dagegen geschrieben, man hat Auszüge daraus gemacht, man hat lateinische Verse in olentem Bellendeni Editorem gedichtet, man hat sie endlich ins Englische übersetzt.

Er fängt damit an, daß er einen bittern Ausfall auf den nun verstorbenen Middleton thut, den Verfasser des so nützlichen und allgemein brauchbaren Lifes of Cicero. Parr wirft ihm vor, daß er in der Bodlejanischen Biblioth. ein im Catalogus unangezeigtes Exemplar des Bellenden gefunden, daß er den ganzen Plan seines Werkes daraus genommen und daß das ganze Verdienst desselben dem B. gehöre.

Von dem verlornen Werke de tribus Luminibus nimmt er Gelegenheit auf die tria Lumina Anglorum zu kommen, welchen er die drey Bücher des Bellendens zueignet und die Zueignungen mit ihren Porträten begleitet, die nicht übel gestochen,

gestochen, aber schlechterdings nicht ähnlich sind. Vor dem Statu prisci orbis steht Burke, vor dem Cicero Princeps, Lord North und vor Ciceronis Consul, Senator &c. Carl Fox, kurz die drey Häupter der gegenwärtigen Opposition. Mit ungemessenen, ausschweifenden Lobeserhebungen entwirft er in der Vorrede eines Jeden Porträt, und fügt ihnen endlich Hr. Sheridan bey, den er, wo möglich, noch höher erhebt.

Architectum quendam verborum esse scio, qui a vulgo numeretur inter optimos oratores (er meynt Hrn. Pitt,) propter expeditam ac profluentem quodammodo celeritatem et commissiones meras. Fremant eius fautores licet, dicam de Burkii eloquentia quid sentiam. Huius suavitate maxime hilaratae essent doctrinarum omnium illae inventrices Athenae: huius maxime admiratae ubertatem et copiam: huius in labris suadam sessitantem maxime veneratae.

Von Lord North sagt er unter andern: Meliore in omnia mente et ingenio quam fortuna usus est; neque in omni eius vita aliquid est ad laudem illustrius, quam quod fortuna non fractus est, summamque in rebus asperis retinuit dignitatem.

Nachdem er Hrn. Fox mit jedem Lobe überhäuft, kommt er auf einen Punkt, der freylich zu bekannt ist, als daß er ihn hätte mit Stillschweigen übergehen können. Mich dünkt, es ist äusserst erbaulich zu lesen, wie sich ein Gottesgelehr-

ter, ein Prediger darüber ausdrückt, und zugleich auch, in welchem reizenden Latein er sich aus der Sache zieht.

Erupisse in eo fatebor illum impetum ardoremque, qui, sive ad litteras humaniores, siue ad prudentiam ciuilem, siue ad luxuriam amoresque inclinaret, id unum ageret, id toto pectore arriperet, id vniversum hauriret. Fatebor, a vera illa et directa ratione non gradu illum aliquo, sed praecipiti cursu desciuisse: vt patrimonium effuderit, vt foenore trucidatus sit, et naturale quoddam stirpis bonum degenerauerit vitio aetatis. At hae, *deliciae quae vocantur*, etsi ad eas haeserit, nunquam hunc occupatum impeditumque tenuerunt diu. At *scelere semper caruit*; vt in luxum se praecipitauit eum, qui a Tacito *dicitur eruditus*, itemque a Cicerone habetur *homine ingenuo et libero dignior*. Man hat wohl gethan, diese Vorrede ins Englische zu übersetzen, damit die unlateinische Jugend, die itzt häufiger hier ist, als ehemals, solche herrliche Lehren nicht verlieren möchte.

So weitläuftig auch Hr. Parr im Lobe seiner drey Lichter ist, so ist er doch kurz in Vergleichung mit dem, was er gegen das Ministerium ausspeit.

Seitdem die drey Lichter nicht mehr am Ruder der Regierung sind, hat sich diese Insel auf eine unbegreifliche Art erholt, und genießt itzt aufs neue eines Wohlstandes, eines Ansehens und einer

innern

innern Stärke, von der man vor vier Jahren geglaubt haben würde, daß sie sie unmöglich in dieser Zeit erreichen könnte.

Hr. P. sieht das ganz anders. Redite mecum, lectores, sagt er, in memoriam rerum, quas nuper vidimus, miserrimarum. (Nuper heißt hier das Ende des Jahres 1783, in welchem der namhafte Minister, der Herzog von Portland, und mit ihm die drey Lichter aus dem Ministerium getrieben wurden.) Cum iam prope esset, vt optabilem ex iniquissima fortunam haberemus, (d. h. als wir glaubten, daß die Coalition nun ganz fest sitze und Pfarreyen, Pfründen und Bisthümer zu vergeben habe,) eruperunt subito (Pitt und seine Parthey) qui occasione quam virtute honores petere malebant. Fieri autem non potuit inter motus istos animorum, quin obmutescerent ciues boni, et quasi repentina popularique tempestate perculsi ac prostrati tantum non obtorpescerent....

At vero cum a strepitu illo tumultuque aures nostrae paullum conquieverint, (hier sind die Addressen gemeynt, die der König aus allen Theilen des Landes empfing, in welchen man ihm dankte, daß er das letzte Ministerium verstossen und dem Lande das gegenwärtige gegeben habe,) quid tandem caussae est, cur, de Republica quid sentiamus, taciturnitate celemus diuturniore? .... Animus etiam nunc horret meminisse, vt Respublica tota sit permissa oratoribus, non de coelo illis qui-

quidem repente delapsis, sed stultis, nouis adolescentulis, et in arcem optimae causae cateruatim inuadentibus. In diesem Ton geht er nun das ganze Ministerium durch, nennt keinen, beschreibt aber einen Jeden so, daß man ihn, wenn man nicht durchaus unwissend in den öffentlichen Geschäften ist, augenblicklich erkennt. So nennt er Hrn. Pitt τὸν δεῖνα, und sagt, er habe darinne den Nic. Heinsius nachgeahmt, qui in Epistolis ad Gronouium scriptis Geuartium, quem contumeliae causa aperte nominatum nollet, τὸν δεῖνα vocitabat.

In höchst beleidigenden, höchst ungesitteten und oft groben Ausdrücken thut er alle Arten von Ausfällen auf ihn. Haud sane diu est, cum se in cancellos et conciunculas tanquam in pistrinum quoddam detrudi et compingi indignatus est. Pedantisch macht er ihm unter andern den Vorwurf, daß er selten lateinische locos communes in seine Reden bringe, und daß, wenn er es ja thue, diese aus Lucan oder Livius wären. Inde fit, vt argumenta eius persaepe declamatorem de ludis sapiant: conuicia eius, rabulam de foro. Gleichwohl wird dieser Redner von allen seinen Opponenten gepriesen und bewundert. Parr wußte und fühlte das; bedachte aber nicht, wie übel das Folgende mit dem Uebrigen zusammenstimmt. Habet autem, sagt er, ὁ δεῖνα, id quod unice laudandum statuo, facultatem illam dicendi ex tempore, quam longi laboris esse praemium vel amplissimum.

Veteres

Veteres dictitabant. Quaecunque ei demum acciderit necessitas, primo corporis motu, prima jactatione manus, prima pedis supplosione, copiae verborum, veluti milites Pompeiani duci suo sacramento addicti, promunt se, atque in medium certo euocatae prosiliunt. Per id mirum quoque semper mihi visum est, solere illum, in perpetuitate sermonis et celeritate maxima; solere, inter *ambitus sententiarum longissime circumductos*; solere, inter vel *abruptas vel flexuosas interclusiones* *παρατηρεῖν τῶν ὀνομάτων ἐκλογὴν καὶ τῆς συνθέσεως τὴν ἀκρίβειαν*, vt in verbulum, *quod a Grammaticorum regulis aberret, ne unum quidem incidat....* Nunquam intersistit eius oratio claudicatue. Nunquam aut haesitare videtur, aut, rebus duabus animo obuersantibus, vtra earum sit aptior ad vsum vel ad ornatum magis decora, punctum temporis, deliberare.

Folgendes ist lächerlich genug. — Man sagt, Hr. Pitt versage sich durchaus gewisse Vergnügungen: eine Tugend, um derentwillen der Prediger Parr ihn lächerlich zu machen scheint. Er führt deswegen Hrn. Wilkes ein, den er Clodius nennt, und dessen Sitten in Deutschland bekannt genug sind. Tantum ipse Clodius praedicat in *τῷ δεῖνα* castitatis splendorem esse, vt oculos etiam suos eo hebetari et praestringi sentiat. Er läßt hernach den Wilkes sagen: vnum a se aliquem inventum esse, qui aspernetur ocu-

 lis

lis pulchritudinem rerum .... hic pudicus, hic probus perambulabit astra sidus Georgium. — Vortreflich! Andere tadeln Pitt, daß er kein Spieler ist, daß er mit seinen 9000 Pfunden jährlich auszukommen weiß, und keine Schulden macht. Ich habe ihn wenigstens, in der That mehr als einmal, um aller dieser Dinge willen lächerlich machen hören.

Er kommt zunächst auf den Marquis von Lansdowne, ehemaligen Grafen von Shelbourne, den er Doson nennt, und von dem er sagt, daß er Pitt zum Minister gemacht und daß dieser ihn mit Undank belohnt habe. Darum sage Doson, se otia inglorium amare, syluasque, et vitam quae fallere sit nescia. Und an einem andern Orte: ita est totus fallaciis conflatus, ita ad insidiandum nocendumque συγκεκροτημένος &c. Dann kommt Lord Thurlow, der gegenwärtige Großkanzler, den er Nouius nennt, und, wegen seiner rauhen Arten, wie einen Bär im Walde beschreibt. Vox fulminea Thrasonici istius oratoris τῦ τας ὄφρυς κυανέας ἐπηρκότος &c. (er hat ungeheure schwarze Augbraunen) truculentus semper incedit teterque, et terribilis aspectu. Der Kanzler hat in seinem Alter der Liebe noch nicht entsagt. Dieß wirft ihm Parr in folgenden Worten vor: Latine non accusatorie dico, potuisse Nouium satis spectatum probatumque ciuem videri, si in omni eius vita nihil esset magis inhonestum, quam quod cum

cum ancillula, senex miles, diuortium non fecerit.

Miso-Themistocles ist in der That eine sehr glückliche Benennung des Herzogs von Richmond, weil er, als Master of the board of Ordinance, immer dieses Land befestigen will, und man ihm oft geantwortet hat, daß die hölzernen Mauern des Themistokles die besten Festungswerke einer Insel wären. Ita est propositi tenax atque *αὐθάδης*, vt ne Pythium quidem Oraculum de ligneis muris possit eum a machinis et deliramentis suis vnquam deflectere aut diuellere.

Der letzte, den er unter dem Namen Thrasybulus, an den Pranger stellt, ist, Henry Dundas, der Schatzmeister der Flotte, und den er mit eben der Ausgelassenheit und Unanständigkeit mißhandelt, wie die Uebrigen. Doch ich glaube, ich habe Auszüge genug aus diesem Werkchen geliefert, um Ihnen einen Begriff von seiner Art und seinem Style zu geben. Ueberall sieht man einen Mann, der sich vernachläßiget fühlt, und seine Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit nicht hervorgezogen und belohnt findet. Er scheint lange im Stillen gewartet, und endlich seine aufgehäufte Galle auf einmal ausgeschüttet zu haben. Ueberall sieht man Partheygeist, und, außer diesem, auch persönlichen Haß; denn, ob er schon einen großen Theil des gegenwärtigen Ministeriums angegriffen, so hat er doch einige Glieder desselben, als die Staatssekretäre, den

geheimen Siegelbewahrer und andere, ganz mit Stillschweigen übergangen.

So groß auch übrigens die Geschicklichkeit dieses Mannes ist, und so viel auch diese Erscheinung dem Liebhaber der classischen Gelehrsamkeit Vergnügen machen muß: so ist doch nicht zu leugnen, daß im ganzen Werkchen eine lächerliche Eitelkeit, und eine unmännliche Prahlerey herrscht. Auf allen Seiten sieht man es dem Manne an, daß ihm nicht nur daran lag, sein schönes Latein und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sondern auch eine höchst ausgebreitete Belesenheit in Büchern aller Art, und in theils wenig bekannten und noch weniger gelesenen Schriften zur Schau aufzustellen. Häufig affektirt er eine schwere, gesuchte, ungewöhnliche Schreibart, die er durch die Autorität mancherley Schriftsteller unterstützt. Dahin gehören auch die vielen griechischen Worte, Redensarten, Floskeln, Verse und Stellen, womit das ganze Werk durchwebt ist, und wodurch er freylich der Welt zeigt, daß er in der griechischen Litteratur nicht weniger, als in der römischen zu Hause ist. Giebt er nicht durch alles das einen Beweis, daß man äußerst vertraut mit den classischen Schriftstellern der Alten seyn kann, ohne von ihnen den Geschmack gelernt zu haben, der in den Römern und noch mehr in den Griechen unsere vorzügliche Bewunderung verdient! —

Schon vor einigen Monaten kündigte ich Ihnen an: Notices and Descriptions of Antiquities of the Provincia Romana, of Gaul, now

now Provence, Languedoc et Dauphiné &c. By *Governor Pownall.* Allein das Werk erschien fast zwey Monate später, als es versprochen wurde. Es ist kein, zur Belustigung geschriebenes Buch, sondern für den Kenner und Liebhaber römischer Alterthümer und für den Verehrer der classischen Schriftsteller. Von dieser Seite betrachtet hat es großen Werth. Ich habe manches darin gefunden, was seine Vorgänger entweder übersahen, oder nicht kannten, oder mit Nachläßigkeit und Mangel gehöriger Studien beschrieben. Ich bedaure, daß es nicht nur trocken, sondern auch in einer schlechten Sprache geschrieben ist, und hin und wieder kürzer seyn könnte. Am interessantesten darin ist mir die Beschreibung des, vor vier Jahren zu Badenweiler gefundenen römischen Bades, welches so vollkommen erhalten ist, daß es deutliche Begriffe über manche auf Bäder sich beziehende Stellen in den classischen Schriftstellern giebt. Es hat einige mittelmäßige Kupferstiche, und enthält 197 Quartseiten.

Folgendes Büchelchen kann vielleicht Ihren Kunstliebhabern angenehm seyn: An accurate and descriptive Catalogue of the several Paintings in the King of Spain's Palace of Madrid, with some account of the pictures in the Ben-retiro. 1787. Hr. Cumberland, der nicht nur durch seine Schauspiele und andere Werke, sondern auch durch seine Anekdoten von berühmten spanischen Malern, sich bekannt gemacht hat, ist der Verfasser dieser kleinen, an sich selbst unbe-

trächtlichen Schrift. Da indessen die Schätze, die der König von Spanien an Gemälden besitzt, in England wenig bekannt sind, und das, was Mengs darüber geschrieben, sich nur auf einen Theil derselben erstreckt, so verdient Hr. C. unsern Dank, und würde ihn noch mehr verdienen, wenn er in seinen Urtheilen und Ausdrücken weniger allgemein gewesen, und sein Verzeichniß so bearbeitet hätte, daß es mehr dem Begriffe entspräche, den man sich von einem Catalogue raisonné macht. So wie das Werkchen itzt ist, mag es einem Reisenden, der diese Gemälde besuchen will, überaus nützlich seyn; uns andern aber giebt es mehr einen allgemeinen Begriff von der Zahl der Gemälde und der Menge der verschiedenen Meister, als eine genaue Kenntniß der Gemälde selbst.

Hr. C. machte das Verzeichniß nicht selbst, als er in Spanien war, sondern erhielt es, nach seiner Zurückkunft, von dem Aufseher der Gemälde des königlichen Palastes zu Madrid. Es ist also nicht zu zweifeln, daß das Verzeichniß genau ist; von dem, was C. daran gethan hat, will ich Ihnen nun das und jenes ausziehen.

Er geht von Zimmer zu Zimmer, nennt in jedem die Meister und giebt mehrentheils eine kurze Beschreibung von dem, was jedes Gemälde vorstellt.

Nachdem er die von Mengs gemalten Deckenstücke in den beiden Speisezimmern des Königes beschrieben, sagt er: „Diese Frescos, besonders Trajans Apotheose, sind weit über seine Gemälde in

„Oel

„Oel erhaben, und in diesem Zweige seiner Kunst, „erscheint er als ein sehr großer Meister. Ich ha„be nie etwas gesehen, das ihnen gleich komme; „und sie erschienen mir, bey wiederholten Besuchen, „so bewundernswürdig, daß ich wirklich glaube, „daß es wenig Kunstwerke giebt, die die Neugier„de eines Reisenden besser befriedigen könnten. — „So viel ist klar, daß Meng's Colorit in Fresco „ganz von dem verschieden ist, was er auf der Lein„wand lieferte."

In diesem Tone spricht er nicht immer von Mengs, der keinesweges sein vorzüglicher Günstling zu seyn scheint. S. 43. findet sich Folgendes:

„Mengs. Eine Geburt; die Figuren in Lebens„größe. — Dieß ist sein berühmtes Gemälde, „welches der König mit einem prächtigen Glase be„deckt hat. Es wurde zu Rom gemalt, und von „da nach Madrid gesandt. In der Person eines „der Hirten, hat der Künstler sein eigenes Porträt „angebracht. Das Ganze ist mit unsäglicher Mü„he und Fleiße gearbeitet (laboured) und sehr de„licat colorirt. Seine Miniatur-Erziehung ist in „diesem Werke vorzüglich sichtbar, und das Kind „ist überaus kleinlich (diminutive) und delicat. „Der Gegenstand schließt vielleicht Originalität aus, „und er scheint nicht darnach gestrebt zu haben. „Es ist wohl nicht nöthig hinzuzusetzen, daß die„ses ein Lieblingsstück des Hofes ist. Alle Werke „dieses Künstlers werden in Spanien allgemein er„hoben, und dieß hier am meisten. Indessen ha„be ich bemerkt, daß die Meynung, die die Welt

„über,

„überhaupt von diesem Künstler hat, sehr in ent-
„gegengesetzte Extremen geht: und das ist gewöhn-
„lich das Schicksal, welches ausgezeichnete Män-
„ner in den Urtheilen ihrer Zeitgenossen erfahren.
„Dieß scheint nicht daher zu rühren, daß es uns
„an Fähigkeiten fehlte, den Grad des Verdienstes
„eines Mannes zu bestimmen, ehe die Zeit mit
„mehr Gewicht über ihn entschieden hat; die Ursa-
„che liegt vielmehr in den Zuneigungen und Abnei-
„gungen der Menschen, in ihren Leidenschaften, in
„einer gewissen Affectation besonders zu seyn, und
„in der Eitelkeit, den Ton im Geschmack anzuge-
„ben und verborgenes Verdienst zu entdecken. Von
„diesen Bewegungsgründen zu einem schnellen Bey-
„fall getrieben, fallen wir mit einer Wärme ein,
„die wir, ob sie sich schon oft abkühlt, nicht Muth
„haben zu widerrufen, und so machen wir Parthey
„in einem Rufe, den wir uns anheischig ge-
„macht haben, zu unterstützen."

An einem andern Orte klagt er, daß M. von dem die gegenwärtige Ordnung, in der die Gemälde aufgestellt sind, herrührt, viele gute Stücke in Winkel, oder in ein schlechtes Licht gestellt, und daß er zu viel Partheylichkeit für seine eigenen Arbeiten gezeigt habe.

Unter Mengs Schülern wird vorzüglich Maella genannt, welcher itzt in des Königes Diensten ist. — „Er hat verschiedene Porträte von der
„königlichen Familie gemalt. Ich habe einige gu-
„te Original-Compositionen von diesem Meister
„gesehen, und Copien nach Mengs und äl-
„tern

„kern Malern von großem Verdienste und Wahr„heit.“

„Juan Labrator ist der beste Blumenmaler, „den Spanien je gehabt hat. Er starb in einem „hohen Alter zu Madrid im Jahr 1600.“

„Pedro Orrente, starb 1642. Er war ein „Schüler von Bassan (vermuthlich Bassano?) „und stund in großer Gunst beym Minister Oliva„res, für den er viel arbeitete. Er colorirte in der „Manier seines Lehrers, ahmte aber dessen pöbel„haften Geschmack in seiner Wahl nach der Natur „nicht nach. Er starb zu Toledo, wo er begraben „ist, und mit Recht zählt man ihn unter die ersten „spanischen Künstler.“

Unter allen spanischen Malern setzt Hr. C. den Velasquez oben an. Der König besitzt eine große Menge Gemälde von ihm. Im Speisezimmer hängen fünf Porträte. „Sie sind ein großer „und höchst auffallender Anblick. Man wird we„nig Scenen finden, die die Aufmerksamkeit eines „Reisenden, oder eines, der mit den Werken die„ses großen Malers nicht bekannt ist, besser beloh„nen können. Die Größe dieser Gegenstände, die „Stärke und Lebhaftigkeit ihrer Farbengebung, der „stolze Charakter, den sie zeigen, die verschwende„rische Pracht der Draperie, und (mehr als alles) „die stattlichen Pferde, die aufs schönste geziert „sind, machen zusammen eine erstaunenswürdige „Wirkung.“ — In dem nämlichen Tone beschreibt er mehrere historische Gemälde dieses Künstlers.

Alonzo

Alonzo Cano war Architekt, Bildhauer und Maler und in allen gleich groß. Er heißt daher der Michael Angelo der Spanier.

In des Königes Schlafzimmer hängen sechs große und zwey kleinere Gemälde, alle von Mengs; der König wolte von keinem andern Meister Gemälde zulassen. Eins davon ist eine Abnahme vom Kreuze. „Der Kopf des heiligen Johannes „vortreflich, ist aber eine ziemlich genaue Copie „nach der ältern Marie in einem Gemälde des „Vandyke selbigen Inhalts: dieß war lange „in Mengs Händen und gehört itzt mir. Meiner „Meynung nach ist diese Composition bey weitem „die beste aller seiner Gemälde in Oel, die sich in „diesem Palaste befinden.“

Claudio Coello war ein geborner Spanier, und nie außerhalb seines Vaterlandes; er war ein Schüler des Francisco Ricci und in Diensten Philipp IV. „Seine Werke werden in Spanien „überaus geschätzt, und ich habe unter seinen Be„wunderern Leute gefunden, die nicht anstehen, ihn „dem Murillo, Spagnoletti, und selbst dem Ve„lasquez vorzuziehen. Sein Meisterstück ist das „große Gemälde in der Sakristey des Eskurial, auf „welches er sieben Jahre verwandte.“

Dieß sind die Bemerkungen, von denen ich glaubte, daß sie einen Deutschen am meisten interessiren könnten. Dieser längern Anmerkungen giebt es nicht gar viele in dieser kleinen Schrift, und die Anzahl der Gemälde und der besten Meister ist so groß, daß die mehresten Stücke nur mit wenig

Worten

Worten angezeigt sind. Von Titian, Velasquez, Rubens, Murillo und Spagnolet sind 140 Stücke in diesem Verzeichnisse; wovon 43 von Titian allein sind.

Auch fehlt es dieser Sammlung nicht an Stücken der Flämischen Schule, wiewohl ich hier die Namen verschiedener großen Künstler vermißt habe. Von Deutschen finde ich einige Stücke von Albert Dürer.

Für die französische Schule haben die Sammler dieser Gemälde große Verachtung gezeigt, denn aus dieser findet sich hier äußerst wenig; welches mich um so mehr befremdet, da Spanien einst einen Monarchen hatte, der von Geburt ein Franzose war.

Auch besitzen die Kirchen und Klöster zu Madrid eine Menge Gemälde der besten, nicht nur spanischen, sondern auch italienischen Meister. Hr. C. nennt vorzüglich das Kloster San Pasqual on the Prado und San Placido.

Der Verf. bedauert sehr, daß man so wenig Stiche von diesem Schatze von Gemälden hat, und macht Hofnung, daß einige englische Künstler einige liefern werden. Unter den spanischen, itzt lebenden Kupferstechern nennt er Zelma mit vorzüglichem Lobe. —

Neues habe ich Ihnen heute wenig zu schreiben. Der Winter hat einige neue Trauerspiele auf die Bühne gebracht, welche ich als Ephemeren betrachte, die in der nächsten Jahreszeit vergessen seyn werden. Iulia or the Italian Lover by

Iephson

Jephson ist gedruckt. Der Plan mißfällt mir im höchsten Grade, das Interesse ist schlecht vertheilt, und seine Sprache ist seltsam, geschraubt, geht oft auf Stelzen und mangelt des reinen Geschmacks, den wir in unsern Zeiten von einem dramatischen Schriftsteller erwarten sollten. Der Mrs. Cowley Kings of Sparta sind noch nicht gedruckt, sind besser und machen eine gute Wirkung auf der Bühne. Allein dieses Zeitalter, diese Sitten, diese Grundsätze und Gefühle sind so sehr von den unsrigen entfernt, daß sie nie das Interesse in uns erregen können, als Gegenstände, die unserm Herzen, unsern Gefühlen näher liegen. Uebrigens erwarte ich dieses Stück auf dem Zimmer: denn die Täuschung auf der Bühne ist, wenn die Rollen von gewissen Schauspielern gespielt werden, so groß, daß auch eine lange Gewohnheit, sie zu sehen, uns vor Irthum nicht sichert. Ich habe Ihnen davon einen auffallenden Beweis in meinem letzten Briefe gegeben, in welchem ich der Mrs. Inchbald Such things are Ihnen anpries. Wir schämen uns immer, wenn wir unsern Verstand durch Schauspieler haben täuschen lassen; nie habe ich das so sehr gefühlt, als dießmal. Das Stück wurde mit Anfange des Decembers gedruckt. Als ich durch London nach Paris ging, war es so eben erschienen. Ich glaubte, ich könne nichts bessers auf meine Reise mit mir nehmen, fand aber den ersten Abend, daß ich mich geirrt hatte. Nie bin ich in meiner Erwartung so betrogen worden, und nie war ich unwilliger mit mir selbst. — Zu Paris sahe ich einen Hamlet, den

den Hr. Ducis so eben auf die Bühne gebracht hatte. Man nennt es mit Recht eine piece monstrueuse, denn sie ist wenigstens eben so monstrueuse, als der englische Hamlet, nur auf eine andere Art. Indessen hatte das Stück vielen Zulauf, denn alles Englische ist seit einiger Zeit in Frankreich die Mode. Der nämliche Ducis hat auch Romeo et Iuliette, Le Roi Lear, und Macbeth, alle nach Shakspear geliefert. — Ich wohnte der ersten Vorstellung des Audmar et Zulna bey, eines Trauerspiels des Hrn. de Maisonneuve, das mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen wurde. Indessen ist es arm an Handlung, und die wenigen Facta sind so gedehnt, daß Vieles einer Wiederholung ähnlich sieht. Die Verse und Sentiments sind außerordentlich schön und machten mir ein ungemeines Vergnügen. — Les Rivaux, nach den englischen Rivals, fielen im dritten Akte mit großem Lärmen. De la Rive, Grammont und St. Fal; Mlles Reaucour und Sainval sind vortrefliche tragische Schauspieler; Molé, Fleury und Mlle Contat komische. — Hr. Berquin erkundigte sich nach Ihnen mit Antheil. Er ist mit einer schönen Ausgabe seiner Gedichte beschäftiget. — La Maison de Moliere ist Mercier's erstes Schauspiel, das je auf dem französischen Theater aufgenommen ward. —

Bartolozzi hat so eben geliefert: 1) ein Porträt des Marquis von Lansdown, nach Gainsborough. 2) Als Pendant, Lord Ashburton, nach Sir

J. Reynolds. 3) Die erste Lieferung geätzter Blätter nach Cipriani's Skizzen ꝛc.

Englische Litteratur.

Poems, on several Occasions. By *Ann Yearsley*, a Milk Woman of Bristol. The 4th Ed. 8 *Robinsons.*

Poems, on various subjects; by the same, being, her 2d Work. 4to. *Robinsons.* Wir haben vormals von dieser außerordentlichen Erscheinung einer gemeinen Milchfrau genug gesagt, als daß wir hier es zu wiederholen brauchen. Bey der ersten Ausgabe fand sie eine Beschützerin in Miß Hannah More, die damals sie bis an den Himmel erhob. Seit der Zeit sind sie zerfallen, und so wie man ihr von jener Seite Undankbarkeit Schuld giebt; so vertheidiget sich diese hier, indem sie ihr Partheylichkeit, Ungerechtigkeit und üble Laune vorwirft. Doch dem sey wie ihm wolle! Wir zeigen hier blos den zweyten Versuch ihrer Gedichte an, die dem ersten an richtigen Empfindungen, Originalität, Kraft des Ausdrucks und feinen, oft neuen Wendungen nichts nachgeben.

The English Orator. Books the I. II. and III. By the Rev. *Richard Polwhele.* 4to. *Cadell.* Ein sehr gutes Lehrgedicht, worin dem jungen englischen Redner Regeln vorgeschrieben und die vorzüglichsten brittischen Redner auf eine edle Art geschildert werden: durchgängig zeigt sich der Verf. als ein Mann von Genie und Beobachtungs-

tungs-

tungsgeist und hauptsächlich in den eingeschobenen Episoden, auch als einen sehr malerischen Dichter.

The Vision of Columbus: a Poem, in nine Books by *Jael Barlow*, Esq. 12mo. *Dilly*. Der Inhalt dieses Gedichts, das die Schicksale Amerikas erzählt, ist an außerordentlichen Katastrophen so reich, daß es einem Dichter nothwendig zu großen, pathetischen Schilderungen und Betrachtungen vielen Stoff anbieten muß. Auch ist der Verfasser seiner Materie vollkommen gewachsen, und zeiget durchgängig den Enthusiasmus eines Patrioten und eines Dichters und ob er gleich, als ein Amerikaner für seine Landsleute partheyisch ist, so läßt er doch den brittischen Feldherrn in Ansehung des letzten Krieges Gerechtigkeit wiederfahren. Die Einleitung, die das Leben des Columbus enthält, ist angenehm geschrieben, und die Abhandlung über den Geist und die Gesetze des Manco Capac, in welcher der Peruvianische Gesetzgeber mit Moses, Lykurg, Mahomet und Peter dem Großen in Vergleichung gestellt wird, voll Scharfsicht, die sowohl den Talenten des Helden, als des Verfassers Ehre macht.

Select Beauties of Ancient English Poetry; with Remarks by *Henry Headley*, A. B. 2 Vols. 12mo. *Cadell*. Von einem Perioden der noch um ein großes früher, als in die Regierung der Königin Elisabeth fällt, bis zu dem Beschluße des letzten Jahrhunderts hatten die Engländer schon Dichter, die die Ehre und Freude des Zeit-

alters waren, worinne sie lebten. Aus diesen hat Hr. Headley eine Wahl gemacht, die er hier liefert. In der Vorrede sagt er, wie er dabey verfahren ist, und stellt eine Vergleichung zwischen den Verdiensten der Alten und Neuern unter seinen Landesleuten an. Die kurzen Biographien, die folgen, sind unterhaltend, voll richtiger Bemerkungen und angenehmer Anekdoten. Die Gedichte, im ersten Theile, sind unter zwey Abschnitte gebracht: Beschreibende und pathetische Stücke. Der zweyte enthält fünf Abschnitte, didaktische und moralische Gedichte, Elegien und Grabschriften, vermischte Stücke, Sonnette, und Reden. Er macht Hoffnung, daß noch zwey Bändchen folgen sollen, und die gute Wahl macht darnach begierig.

Französische Kupferstiche.

October. Latone vengée, ein Blatt von Balechou angefangen und von Cathelin geendiget, nach Ph. Lauri, macht das Gegenbild zu dessen Baigneuses aus 26 Zoll 6 Lin. hoch, 18 Zoll breit, kostet 12 Liv.

Le Mouchoir, nach Tonnet, von Ch. F. Macret angefangen und von Duponchel geendiget, Preis 6 Liv.

Figures de l'histoire Romaine, accompagnées d'un Précis historique en 25 Cahiers de 12. estampes. Von diesen ist die 7te Liefer. erschienen, zu 15 Liv.

Vue de la Place de Louis XV. du côté du Midi, ou l'on répresente les travaux pour la pose

pose de la Statue equestre de ce Monarque, ist von Hemery, nach dem Originalgemälde von Machy gestochen, und macht die Folge von den Vues interieures de Paris, von Chevalier d'Epinasse gezeichnet und von Berthaud gestochen. Kostet 12 Liv.

November. Première leçon d'amitié fraternelle, 18 Z. hoch, 23 u. einen halben Z. breit. Zwey Eheleute besuchen ihr Kind bey der Amme auf dem Lande und lassen sich von seinem kleinen Bruder umarmen: nach einem Gemälde des verstorbenen Aubry gestochen vom ältern Delaunoy: Der Preis 16 Liv. Es ist von der Größe der Accordée de village, nach Greuze, und kann der Demande acceptée von Berwick zum Gegenbilde dienen.

Portrait du Comte de Sanois, von Düflos.

Galerie universelle des Hommes qui se sont illustrés dans l'empire de lettres: mit ihren Bildnissen gezieret, vom Grafen de la Platiere, 12. bis 14te Lieferung. Preis jede zu 4 Liv.

Vues pittoresques, Plans &c. des principaux Jardins Anglois, qui sont en France, nach der Natur gezeichnet und buntfarbig mit einer genauen Beschreibung in 4. erste Lieferung besteht aus vier Ansichten von Ermenonville, Preis 6 Liv.

La Paix qui ramène l'Abondance, ein Blatt von Pierre Viel, nach einem Gemälde von Louise Elisabeth Lebrün, macht das Gegenbild von l'Innocence réfugié dans les bras de la Iustice, von Bartolozzi. Preis zu 12 Livres.

Ah! je crains la Prudence. — Je triomphe de la Force; zwey Blätter von P. L. Choizeau, Preis 3 Liv. buntfarbig 6 Liv.

Patience & Persévérance, 2. Blätter von Le Grand, nach Ang. Kaufmann gestochen. 6 Liv. buntfarbig 3 Liv. au bistre.

Roméo & Juliette; Hamlet & Mother; von ebend. nach Bartolozzi. Pr. jedes zu 4 Liv. bunt.

La Sécurité & l'Appréhension, von eben demselben, jede 3 Liv. bunt.

L'illusion, nach Mouchet, gestochen von R. und D. Preis 3 Liv.

Von Pantheon, ou les Figures de la Fable, 3 Lieferung enthält 4 Blätter: Mars, Bellone, Neptune & Amphitrite, 6 Liv. in 4. und 4 Liv. in 8. mit dem Texte.

Le Ménage de bonnes Gens & la Correction maternelle, 2 Blätter von Longueil, das erste nach l'Epicie: das zweyte nach Aubry, 6 Liv. jedes.

Les deux Jeux, ein buntfarbiges Blatt, von Egairam gestochen, nach Lavrince.

La Nature soulevant le voile de la Iustice, von Ph. Triere, nach Lebarbier, dem Aeltern gestochen. 1 Liv. 4 S.

Von der Galerie du Palais-royal &c. ist die 8te Lieferung heraus, zu 12 Liv.

Die übrigen französischen und italienischen Nachrichten müssen wir auf das nächste Stück verspahren, das in wenigen Wochen herauskommen wird.

Nach-

Nachricht.

In des 35sten Bandes 1. St. dieser Bibliothek steht eine Recension des Doolin von Maynz eines Rittergedichts des Hrn. v. Alxinger in Wien. Diese Recension ist (wie jeder Unpartheyische finden wird, der sich die Mühe geben will, sie zu lesen,) ganz in dem kalten ruhigen Tone der Untersuchung, ohne Neckereyen oder Schikane, abgefaßt. Der Recensent behauptet nichts, was er nicht auf der Stelle durch Beweise aus dem Buche selbst unterstützt. Er läßt dem Verf. im Ganzen gewiß vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren, wenn man auch zugeben wollte, daß der Tadel in einigen Kleinigkeiten, vorzüglich was die Versification betrift, etwas zu strenge sey. Allein, nicht alles, was streng ist, ist deshalb auch ungerecht, oder gar seicht und elend. Daß der Tadel seines Rec. aber von dieser Art sey, sucht Hr. v. A. in folgender Broschüre zu beweisen:

> Ueber eine elende Recension meines Doolin in der N. Bibl. der sch. W. u. d. fr. K. 35. B. 1. St. Wien und Leipzig bey Stahel, 1788. 104 S. 8.

Schon dieser kurze Titel kann dem Leser eine Idee von dem Tone geben, der in diesem Pamphlet herrscht. Es ist ganz der Ton eines erbitterten, übermüthigen Schriftstellers, dessen Eigendünkel auf das empfindlichste gekränkt ist, und der sich doch gern die Miene geben möchte, als verachte er die Wunde, die ihn

brennt. Strenger, aber unpartheyischer und bewiesener Tadel kann jedem, am meisten aber dem eingebildeten, mittelmäßigen Schriftsteller eine heilsame Arzeney werden, und es ist nur seine eigene Schuld, wenn er ihm ein Gift wird, das ihm Zuckungen verursacht, wobey sein Mund schäumt, und von Schmähungen überströmt. So spricht Hr. v. A. von »den Krallen »des Recensenten — der Rec. theilt die Ehre, der Landsmann eines Gellert, Rabener, Weiße und Adelung »zu seyn, mit den sächsischen Kälbern — er besitzt eine niederträchtige Geläufigkeit, Lügen ohne Schaam »und Gewissen herzusagen.« — — Die Recension ist ihm »hämisch, schief, voll Galimathias, ein Gewäsche, Albernheiten, ein Wisch, voll Dummheiten und niederträchtiger Scheelsucht.« Der Recensent »ein armseliger, elender Recensent, ein Stümper, ein niedriger, kleiner Mensch, ein seichter, »hämischer, unwissender Knabe, ein Lügner, ein »elender Räsonneur, ein Professor hämischer und »unwissender Knaben, ein elender Recensentenknabe, ein Recensenten h u n d, ein unverschämter Lügner, ein Stümper ohne die geringste Kenntniß, »ein verlarvter B a n d i t,« u. s. w. In diesem Tone, und mit dieser Wuth fällt Hr. v. A. über seinen Recensenten her. Wär es nicht Thorheit, wenn die Bibliothek in diesem Falle zum erstenmale ihr Gesetz übertreten, und sich gegen einen Schriftsteller vertheidigen wollte, der so offenbar für eigene Schwächen keine Augen, und für fremde Gründe keine Ohren hat? Gegen einen Schriftsteller, der, von kindischer Eigenliebe geblendet, alle Schranken des Anstandes und der Sittlichkeit niederwirft, und einen Mann, der das Unglück

glück hatte, von seinem frostigen Gedichte nicht erwärmt zu werden, für einen Dummkopf, und noch mehr, für einen Bösewicht ausschreyt? Ein solcher Gegner verdient nichts, als — stillschweigende Verachtung! Hr. v. A. schreibt hundert Seiten voll Injurien, die beweisen sollen, daß die Recension seines Gedichts elend sey; ich hingegen glaube, (und das sey die ganze Antwort auf seine lächerliche Zumuthung an mich s. S. 99. u. f.!) daß die 40 Seiten lange Recension hinlänglich, und mehr als hinlänglich bewiesen habe, wie mittelmäßig Herrn v. A. Doolin sey. Auch nur ein paar Worte mehr wären höchst überflüßig, und könnten leicht ekelhaft werden. Das Publikum, das sich für die Sache interessirt, hat bereits alles in den Händen, was es braucht, um selbst zu urtheilen. Es hat das Gedicht, und die Kritik. Der Schriftsteller schreibt, gut oder schlecht, je nachdem ihm ein Gott, Hunger, oder Eigenliebe die Feder führt; der Kunstrichter sagt seine Meynung, und beweist sie, gut oder schlecht, je nachdem er will, kann und darf: das ist alles, was sie thun können, wenigstens alles, was sie thun sollten. Die endliche Entscheidung kömmt weder dem Schriftsteller, noch dem Kunstrichter, sondern einzig und allein dem aufgeklärten, unpartheyischen Publico, der Zeit und Nachwelt zu. Hätte Hr. v. A. nicht Persönlichkeiten ins Spiel gemischt, so wäre seiner groben Invektive hier gar nicht erwähnt worden. Er behauptet, den Recensenten namentlich, ja persönlich zu kennen, und nur aus »unverdienter Schonung« nicht zu nennen. **Er nenne ihn!** Ich bin der Denkungsart des Recens. zu gewiß, als daß er alsdann noch einen Augenblick Anstand neh-

men sollte, sich zu dieser Recension zu bekennen, und seine Vertheidigung vor den Augen des Publikums und unter seinem Namen zu führen. Leicht genug hat ihm wenigstens Hr. v. A. die Arbeit gemacht. In dieser Bibliothek aber wird die Vertheidigung nicht geführt werden. Sie ist von jeher so wenig »ein Tummelplatz »ungezogener Knaben« als ein Fechtboden litterarischer Zweykämpfe gewesen, und wird und soll es nie werden. — Das letztere allein sage ich im Namen der Direction, die Hr. v. A. irrigerweise mir zuschreibt; und füge nur noch den Rath bey, litterarischen Klatschern weniger zu trauen. Sie wissen alles nur halb. Ohne sie hätte Hr. v. A. wahrscheinlich geschwiegen, und die Recension aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehen.

D.

Herr Prof. Sprengel in Halle hat die Gefälligkeit gehabt, die Fortsetzung des Werks

Die Engländer in Indien,; nach Orme von J. W. v. Archenholz

zu übernehmen. Die drey fertigen Theile gehen bis zum Jahr 1762, in welchem Orme in sein Vaterland zurück kehrte, und mit welchem er seine Erzählung schließt. Die Fortsetzung derselben muß aus so mannichfaltigen als verschiedenen Materialien zusammen gesetzt werden, welches die Arbeit sehr erschwert: man kann daher die Zeit nicht gewiß bestimmen, wenn der vierte Theil herauskommen wird; doch wird man bedacht seyn, ihn, wo möglich, noch in diesem Jahre zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Sechs und dreyßigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1788.

Digitized by Google

gitized by Google

Inhalt.

I. Bemerkungen über die letzte Rede des Herrn Josua Reynolds; übersetzt im 1sten Stücke des 35sten B. dieser Bibliothek. Von Berlin eingesandt: mit Zusätzen begleitet. S. 177
II. Gedichte von Blumauer. Zwey Theile. 202
III. Sophokles, übersetzt von Christian Graf zu Stollberg. Erster Band. 230
IV. Joh. Georg Schloßers kleine Schriften. Erster bis fünfter Theil. 247
V. Ueber die Malerey der Alten. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst von A. Riem. 284
VI. Estelle, Roman pastoral; par Mr. de *Florian*. 311
VII. Vermischte Nachrichten.
Wien. Choix des Pierres gravées du Cabinet Imperial des Antiques, par *Eckhel*. 333
Berlin. Neue Kupferstiche von Daniel Berger. 335
Düßeldorf. Recueil de Desseins, gravés d'apres les plus fameux Maitres, tirés de la Collection à Dusseldorf. Erste und zweyte Folge von 100 Blatt nach italienischen Meistern. Dritte Folge von 44 Blatt nach Lafage. 335

Leipzig. Tod des Kupferstechers Gregory. S. 336

Englische Litteratur.

Poems by W. *Whitehead*, to which are prefixed Memoirs of his Life and writings by W. *Mason*. 336
The Athenaid, a Poem by the Author of Leonidas. 3 Vols. 337
Mont Blanc, an irregular Lyric Poem by *Whalley*. 337
Vier Gedichte, den Negerhandel betreffend, von Yearsley, Anna More ꝛc. 338

Französische Litteratur.

Memoires de Mr. *Goldoni*. 3 Vols. 339
Goldoni über sich selbst; aus dem Französischen, mit Anmerkungen von G. Schaz. 3 Bände. 342
Recueil des meilleurs Pieces du Thèatre françois, depuis l'origine des Spectacles en France jusqui'à nos jours. Vier Jahrgänge von 1784—1787. 344
Essais historiques sur l'origine & les progrès de l'art dramatique en France. 344
Etrennes de Polymnie. 345
Oeuvres complèttes de M. *Marmontel*. Tomes IX. X. XI. XII. 345
Laure, ou lettres de quelques personnes de Suisse. VII Vols. 346
Laura, oder Briefe einiger Frauenzimmer in der französischen Schweiz; in vier Bänden. Erster

ster Band, welcher die anderthalb ersten Theile des Originals enthält. S. 350
Lettre d'un Campagnard à l'Auteur des Observations sur le Thèatre de Londres, de Paris et de Vienne. 350
Oeuvres complèttes du Chevalier de *Parny*. 2 Vols. 354

Kunstnachrichten aus Frankreich.

Description des principaux Monumens d'Europe, d'Asie, d'Afrique et d'Amérique. Zwey Foliobände mit vielen Kupfern. 354
Der dritte Band der französischen Uebersetzung von Lavaters Physiognomik. 354
Eine neue Ausgabe von J. J. Rousseau mit 90 Kupfern und neuen Büchern der Confessions; nebst einer Geschichte von Rousseaus Streitigkeiten; herausgegeben von Mercier. 355
Die 24ste Lieferung von den Figures des fables de la *Fontaine*. 355
Die 2te Lage von den Figures de Métamorphoses d'Ovide. 355
Eine prächtige Ausgabe des Gierusalemme liberata. 355
Desgleichen von *d'Ussieux* Uebersetzung des Orlando furioso. 355
Die 7te, 8te und 9te Lieferung von den Bildnissen berühmter Franzosen. 356
Die drey ersten Lagen von einer Sammlung von

Bildnissen, die den Titel führt: les plus illustres Modernes. S. 356
Vues de plus beaux Monumens & Edifices de Paris. 357
Diverses Vues en grand par *Janinet*. 357
Die 6te, 7te, 8te und 9te Lieferung von der Galerie du Palais Royale. 357
Die Geschichte von Frankreich, durch Kupfer erläutert von David, der Text vom Abbe' Güyot. 357
Neue Pariser Kupferstiche. 357 — 359
Auszug aus einem Briefe von Paris. 359
Italien.
Florenz. Ankündigung einer Geschichte der Toskanischen Malereÿ. 360
Turin. Alla Gentildonna G. Borghese, la Pittura ad Olio; Poemetto di *F. Martino*. 361

I.

Bemerkungen über die letzte Rede des Herrn Josua Reynolds: übersetzt im Ersten Stücke des 35sten B. dieser Bibliothek.

Diese Bemerkungen sind uns mit der Bitte zugesandt worden, solche einzurücken, und, wenn wir es nöthig fänden, mit Anmerkungen zu begleiten. Wir erfüllen diesen Wunsch, da durch den ganzen Aufsatz ein denkender Kopf sichtbar ist, obschon wir gestehen müssen, daß der Verf. seinen Gegner fast nie verstanden hat; welches aber um so leichter war, da Hr. R. als Künstler zu Künstlern spricht, und man sich in seine Seele hinein denken muß, um ihn zu fassen. Die Hauptidee seiner Rede ist: Die schönen Künste wenden sich an die Imagination und ans Herz. Um ihre Wirkung zu erreichen, müssen sie sehr oft die Dinge ganz anders vorstellen, als sie existiren. Nachahmung kann also nicht der wichtigste Zweck der schönen Künste seyn. Bloße Copisten der Natur gehören nicht zur ersten Classe der Künstler.

„Alle Theorien, welche es wagen, die Kunst „zu leiten, oder einzuschränken, nach „Grundsätzen, die wir fälschlich vernünftig nennen, „und die wir uns nach einer Voraussetzung dessen „entwerfen, was vernünftiger Weise der Gegen„stand

„stand oder das Mittel der Kunst seyn sollte, ge-„trennt von ihrer bekannten ersten Würkung auf „die Einbildungskraft müssen falsch und täuschend „seyn. Die Einbildungskraft ist hier der Sitz der „Wahrheit.“

Wenn ich anders diesen Gedancken so gefaßt habe, wie ihn der Verfasser verstanden wissen will, so scheint mir bey der Beurtheilung der Malerey so wohl, als der übrigen freyen Künste, ein sehr schwankender Maasstab angenommen zu seyn. Alle Theorien müssen falsch seyn, welche die Kunst leiten oder einschränken. *) Entwickele ich den Ausdruck Theorie einer Kunst, so soll es, denke ich, die Regeln bezeichnen, welchen der erste Künstler bey seinen, von uns allgemein als Meisterstück anerkannten Kunstwerken gefolgt ist. Es ist also ein von der Kunst selbst abgezogener Begriff, der nichts Willkührliches in sich hat, sondern in der Natur der Sache gegründet ist. Selbst diese Regeln entstunden nicht durch den ersten Künstler, sondern sie wurden nach dem in seiner Seele dunkel vorhandenen Umrisse derselben vermittelst seines Kunstwerks zuerst anschaulich gemacht. **) Welche Regeln können also wohl richtiger seyn, als die, welche eben aus der Kunst selbst entstanden sind? Und sollten diese nicht, so wie die Werke der Kunst selbst, fähig seyn, dem an-

*) R. meynt solche Theorien, die auf eine willkührliche Hypothese gebaut sind, und zielt besonders auf die Theorie von Batteux.

**) Sie entstunden aus dem Zwecke, den der Künstler sich vorsetzte.

angehenden Künstler die Gränzen zu bezeichnen, innerhalb welchen er zu arbeiten berechtigt ist? sollte er nicht eben dadurch seinen Geschmack berichtigen und gewarnt werden, seine Geisteskräfte nicht auf Sachen zu wenden, die nicht wesentlich sind? Freylich müssen diese Regeln ihn nicht ängstlich fesseln, aber diese Tyranney des Geists maßt sich auch keine Theorie an! Wie sollte diese wohl im Stande seyn, die Masse von Ideen, welche der Künstler in der Natur gesammlet hat, zu vermindern oder ihn verleiten, diese nach einem ungesunden (falschen) Verhältniß zusammen zu stellen? Und ob sie es thäte, würde das nicht der bündigste Beweis seyn, daß der durch sie verführte Künstler der Mann nicht war, von dessen Genie sich etwas Großes erwarten ließ? Sollte der Gesichtspunkt eines jungen Malers nicht sehr fixirt werden, wenn man ihm sagte, er müsse vorzüglich dahin bedacht seyn, in seiner Kunst durch Gegenwart auf den Zuschauer zu würken, ohne sich auf Succession einlassen zu wollen? Sollte es ihm nicht frommen, wenn man ihm zeigte, daß je weniger Zeichen man bedarf, um eine Idee lebhaft und vollständig darzustellen, desto vollkommner der Ausdruck seiner Kunst sey? Würde er durch dergleichen Fingerzeige wohl je in die Gefahr gerathen, in der Ausübung seiner Kunst mißgeleitet zu werden?

„Wird die Einbildungskraft gerührt, so ist „der Schluß gemacht, wird sie nicht gerührt, so „ist das Räsonnement falsch, weil der Zweck nicht „erreicht ist.“

Wahrlich Hr. R. geht mit allen freyen Künsten auf eine sehr beleidigende Art zu Werke. Wie? blos die Einbildungskraft, diese magische Laterne, welche alle Augenblicke ihre Bilder verschiebt, ohne sich selbst darüber Rechenschaft geben zu können, diese unstäte verführerische Dirne sollte der einzige wahre Richter des Schönen in der Kunst seyn? Ihr sollte die helle Vernunft die Schleppe nachtragen, und sich ihren kindischen Launen unterwerfen? *) Das erste Coup d'oeil oder die Würkung desselben auf unsere Einbildungskraft soll, nach des Hrn. R. Meynung, unser künftiges Urtheil über das Gemälde leiten, und wo das Räsonnement diesem zu widersprechen wagt, sollen wir geradezu überzeugt seyn, man räsonnire falsch.

Wer je über die Natur und Wirkung der Einbildungskraft nachgedacht hat, muß schlechterdings wahrgenommen haben, daß nichts auf der Welt so von Kleinigkeiten bestimmt wird, als diese; daß kein Wesen so viel verborgene von uns nie erforschte Triebfedern hat als diese, daß also von keiner Sache auf der Welt die Würkungen sich weniger berechnen lassen, als von dieser: mithin kann ihr Ausspruch unmöglich über den Werth eines Kunstwerks entscheiden. Nach des Hrn. R. Erklärung gewinnt

*) Kunstwerke dürfen freylich den Verstand nicht beleidigen, aber ihre Bestimmung ist doch nicht eigentlich, ihn zu schärfen, sondern das Herz zu beleben, die Imagination zu bereichern.

gewinnt es das Ansehen, als sollte das Colorit des Gemäldes — gerade das kleinste Verdienst *) desselben, welches nur auf eine sehr kindische Seele mit Lebhaftigkeit zu würken pflegt — unser Urtheil über dasselbe zuerst bestimmen. Denn dieses ists, was zuerst auf unsere Sinne würkt, und uns gewissermaßen erst geneigt macht nach dem Inhalte des Gemäldes mit einiger Aufmerksamkeit zu forschen. Wenn ich anders meinem Urtheil über Malerey trauen darf, so würde jemand, der den Werth eines Gemäldes beurtheilen will, sich vor allen Dingen unterrichten müssen, was denn der Künstler eigentlich durch sein Gemälde für eine Vorstellung habe anschaulich machen wollen. Je leichter ein, mit Kenntnissen erfahrner, gebildeter Mensch die Hauptidee des Gemäldes aus demselben zu errathen weiß, desto mehr Grund hat er für die glückliche Ausführung derselben zu stimmen. Der Zuschauer stellt nun Vergleiche an zwischen Zweck und Mittel, sucht alle die Nebenideen auf, welche der Künstler oft nur durch einzelne schwache Züge zu erkennen giebt: findet er nun, daß die

*) Man muß über die Mechanik des Versbaues und der Farbengebung nicht nachgedacht haben, um von ihnen geringschätzig zu sprechen. Wer ihre Schwierigkeiten aus eigner Erfahrung kennt, wird einen Virgil, Racine, Pope, Tasso und Wieland, einen Correggio, Titian, Rubens, Rembrandt und Dietrich, wegen des Zauberähnlichen ihres Colorits, gewiß bewundern.

Hauptidee nicht nur erreicht ist, sondern daß auch ein gewisser Reichthum an Vorstellungen zusammen gedrängt ist, welche dem Ganzen Lebhaftigkeit und Glanz geben; so macht diese Betrachtung der vereinigten Vollkommenheiten in ihm eine angenehme Empfindung rege, welche allemal die sichre Folge des Schönen ist. Und dieses Geschäft, welches viele Modificationen der Seele voraus setzt, die alle successiv sind, kann unmöglich das Werk eines Augenblicks seyn. Wie soll die Einbildungskraft im Stande seyn, alle diese Reflexionen in den Mittelpunkt eines Augenblicks zu concentriren, und über den Werth desselben den Stab zu brechen? Nur dann, wenn diese Vergleichungen zwischen Mittel und Zweck voraus gegangen sind, kann die Würkung des Ganzen den Probierstein der Wahrheit und der Wirksamkeit den Mittel abgeben. Hr. R. wird mirs also bis auf weitere Beweise verzeihen, wenn ich von dem Scharfsinne oder schnellen Blick bey der Beurtheilung eines Gemäldes, welcher nicht auf den langsamen Gang einer regelmäßigen Schlußfolge wartet, sondern auf einmal durch eine Art von schneller Schlußfolge zum Zwecke eilt, nicht die untrüglichsten Ueberzeugungen hege. Auf jeden Fall wär es doch Schade, wenn wir von unsern Gefühlen fürs Schöne, der Vernunft keine Rechenschaft zu geben im Stande wären. Alles, worauf wir dann Anspruch machen dürften — voraus gesetzt, daß unser Gefühl auch das richtige sey — verdiente höchstens den Namen Geschmack, der sich freylich blos auf ein erlerntes dunkles Gefühl gründet,

det, der aber auch dafür in Gefahr steht, jeden Augenblick von einem neuen, denen vorigen nicht ähnlichem Kunstwerke verstimmt zu werden. Wer mit einiger Aufmerksamkeit seiner selbst gelebt hat, dem müssen die Fälle nicht ganz unbekannt seyn, wo eine und dieselbe Erscheinung zu verschiedenen Zeiten ganz entgegengesetzte Wirkungen auf die Einbildungskraft hervor brachte. Welche von beiden soll nun dem Urtheile darüber die Richtung geben, welche von ihnen soll der wahre Probierstein des Kunstwerks seyn? Sicher werden wir in unseren Urtheilen über Werke der Kunst irre geführt, sobald wir den Werth derselben anders als in den Werken selbst suchen, und dieser ist kein anderer als innere Vollkommenheit. Würde diese auch Jahrhunderte hindurch von Menschen nicht erkannt, so bleibt das Werk dem ungeachtet allemal schön, und unabhängig von den verstimmten Gefühlen der Menschen. *) Gab es doch Zeiten, wo die Einbildungskraft der Menschen dadurch auf eine angenehme Art gekitzelt wurde, daß man ihre Brüder wilden Thieren vorwarf, mit denen sie sich balgen mußten, um am Ende aufs grausamste von ihnen zerfleischt zu werden, soll nun — möchte ich hier mit dem Verfasser fragen — die Vernunft uns in den Weg treten und uns vorsagen, daß wir kein Ver-

*) Konnte der Verf. im Ernst glauben, daß ein Maler, wie Reynolds, der entgegengesetzten Meynung seyn?

Vergnügen in dem finden sollen, worin wir doch wissen, daß wir es finden, und uns hindern, die volle Wirkung davon zu fühlen?

Die Nachahmung der Natur ist nicht Zweck des Künstlers, sondern der Absicht, die lebhafte Darstellung irgend einer Vorstellung zu entwerfen, untergeordnet. Der Künstler würde berechtigt seyn, diese darzustellen, ohne die Natur nachzuahmen, wenn es in unserm Vermögen stünde, andere Ideen oder Vorstellungen zu haben, als solche, welche wir in der Natur gesammlet haben. Wir denken und empfinden durch die Natur, mithin müssen die Zeichen von Vorstellung der Natur ähnlich seyn, wenn wir ähnliche Empfindungen durch die Kunst erwecken wollen. Der Künstler, welcher durch die Natur seiner Kunst die Vorstellungen und Empfindungen in uns rege machen will, welche wir bey dem Anblicke eines brennenden Hauses zu haben pflegen, muß nothwendig die Bilder darzu aus der Natur selbst nehmen, daß heißt, sie nachahmen. Allein man sieht leicht ein, daß diese Nachahmung nicht Zweck, sondern Mittel ist. *)

Die Kunst im niedrigen oder hohen Style, es sey nun von Malerey, Dichtkunst, oder Musik die Rede, kann nie blos durch Nachahmung der Natur

*) Sehr richtig! Der Künstler nimmt die einzelen Theile aus der Natur; aber er ordnet sie zu einem bestimmten Zwecke, und erhöht sie durch den Contrast. R. sagt das Nämliche.

tur gefallen. *) Denn diese ist, wie ich eben gezeigt habe, nicht Hauptzweck, sondern blos das nothwendigste Mittel zu demselben. Ich will, da hier doch einmal in ganz vorzüglicher Rücksicht von Malerey die Rede ist, den höchst edelsten Zweck dieser Kunst aufstellen. Lassen Sie den Künstler eine Gottheit, oder einen Menschen — denn das kömmt auf Eins hinaus, da wir uns selbst die Götter nicht anders, als durch Menschen bildlich denken — abbilden, der uns durch seine Tugenden und grossen Eigenschaften der Seele sehr werth ist, so haben Sie gewiß der Kunst das höchste Ziel gesteckt. Der Künstler spielt hier nicht blos mit Farben der Natur, er wird Seelen-Maler. **) Um zwischen denen, in uns herrschenden Vorstellungen von Würde und Größe der Seele, die wir uns einmal in der, durch Farben darzustellenden Person als we-

*) Doch! Der Verf. denke nur an die Prospekte von Canaletto und Aberli.

**) Seelenmaler. Dieser Ausdruck hat im Grunde keinen Sinn, so häufig er jetzt auch gebraucht wird. Nur die leidenschaftlichen Aeußerungen der Seele durch den Körper können abgebildet werden. Ehemals nannte man das Ausdruck, was man jetzt Seelenmalerey nennt. War der Verfertiger der Statue des Laokoons etwa ein Seelenhauer? oder zeigt er in seiner Figur Ausdruck? Kann der Bildhauer die Seele nicht abbilden, so kann es natürlicherweise der Maler eben so wenig.

sentlich denken, und die wir aus seinem Gesichte, dem Spiegel des menschlichen Ichs, vorzüglich herauszulesen wünschen, und dem Ideale, welches der Künstler von ihm aufstellt, jene Aehnlichkeit hervor zu bringen, was würde da der Künstler wohl anders thun dürfen, als in seiner Einbildungskraft alle die Züge von Seelengröße aufzusuchen, welche er hier und da durch das Aeußere menschliche Gestalten ausgedrückt gefunden, diese nach seinem gesunden Gefühle — und hier ist es eben, wo der ächte Künstler den unächten zurückläßt — so zusammenstellen, daß dieses Ganze gewissermaßen den Abdruck jener Vorstellungen abgeben könne, welche schon vorher von dieser Person im Umlauf waren? Was that nun hier der Künstler? mußte er nicht zur Natur zurück, um sie zu copiren, wenigstens trug er doch aus ihr die Materialien zusammen; *) und thun das nicht auch die Maler des niedrigen Styls, so bald sie in ihrer Kunst nicht Stümper seyn wollen? Hängt die vorzüglichste Schönheit ihres Gemäldes nicht ebenfalls von der Composition ab, und darf der, welcher blos Scenen aus der Natur zeichnet, wohl alles dar-

*) Um eine Göttergestalt darzustellen, muß der Künstler freylich die einzelen Theile dazu von verschiedenen Menschen entlehnen: deshalb weicht die Göttergestalt doch von der gewöhnlichen Natur ab; sie war nur in seiner Idee, nicht auf Erden, und ward erst durch ihn selbstständig.

darstellen, was er sieht. *) Muß er nicht die Gegenstände zusammen schieben, und dehnen, nach dem die Gesetze der Mannichfaltigkeit es erfodern? Und bleibt sich hier die Kunst, sie mag auf höhere oder niedere Gegenstände verfallen, nicht allemal im Wesentlichen gleich?

Das Natürliche gefällt nicht blos, wie Hr. R. doch glaubt, in dem niedrigsten Styl der Künste, es sey Dichtkunst, Musik oder Malerey, sondern gewiß auch in dem höhern Style derselben. Nur muß das Natürliche nicht das einzige Verdienst des Künstlers seyn. Dieser kann es gar leicht darin versehen, daß er der Natur zu nahe kömmt, **) oder daß sein Ausdruck durch gar zu große Deutlichkeit seicht und weitschweifend wird, und dann scheint das Gemälde natürlich blos für den gemeinen Kopf bestimmt zu seyn, der schon an den leidendlichen Zustand seiner Seele gewöhnt ist, es gern sieht, daß man seiner Beurtheilungskraft nichts übrig läßt, dem auch bey dem Mangel an Gefühl fürs

*) Allerdings! sobald seine Absicht ist, die Gegenstände so darzustellen, wie sie sind. Wouvermann malt einen Bauer, der die Hosen sich herunter zieht, und einen Hund in einer schmutzigen Stellung; und wir empfinden kein Misfallen, wohl eher Vergnügen, weil es mit der Absicht nicht streitet, die der Künstler bey seinem Gemälde hatte.

**) Wohl schwerlich, wenn seine Absicht ist, die Gegenstände zu copiren.

fürs Sittliche, fürs Schöne, die zu treue Nachahmung der Natur gefällt. Dieß ist aber der Fall nicht bey dem gebildeten Kopfe. Unser Stolz verträgt es nicht, daß der Künstler die Vormundschaft unserer Seele hat auf sich nehmen wollen. Wir lassen es uns gern gefallen, durch einen Wink, durch einen Fingerzeig geleitet zu werden; *) es muß aber immer noch scheinen, als folgten wir unserm Gefühle, als wäre die Entdeckung dieser oder jener Schönheit mehr das Resultat unseres spähenden Auges, als des Dichters selbst. Aber jene, eben angeführte Fehler in der Kunst, die blos in dem unrichtig gebildeten Geschmack des Künstlers ihren Grund haben, sollten billig nicht Ansehen genug haben, sich der Kunst selbst anzuschließen, und eine eigene Klasse zu formiren, die wegen der ihr eignen Regeln, nach welchen sie verfährt, auf Nachsicht rechnen darf. Das verdienen sie nicht. Sie bleiben ewig das, was sie sind, Mißgeburten eines vernachläßigten Kopfs. Wer also ein ächter Künstler seyn will, dessen Gefühle müssen rein und unverstimmt seyn, er muß das Schickliche vom Unschick-

*) Die gemalte Skizze zu dem Dresdner Altarblatt von Raphael Mengs hätte dann einen höhern Werth, als das ausgeführte Gemälde. Wie leicht man sich doch in den Irrthum hinein räsonnirt, wenn man nicht, wie Mendelssohn sagt, sich von Zeit zu Zeit orientirt, das ist, umherschaut, ob man auch noch auf dem rechten Wege ist!

schicklichen, das Edle vom Unedlen genau zu unterscheiden wissen. Die Werke seiner Meisterhand werden in gewissem Verstande der Abdruck seiner Seele und deren Ausbildung, welche nothwendig mit den Werken der Kunst im gleichen Verhältnisse stehn muß. Ich würde es daher wagen, alle Grenzlinien zwischen höherer und niederer Malerey zu verwischen, weil meiner Meynung nach der Unterschied derselben nur zufällig ist. *) Sobald der Künstler sich zu der blos beschreibenden Kunst herab läßt, verläßt er das Gebiet der freyen Künste, er bleibt nicht mehr Dichter durch Farben, er wird Geograph, indem außer der Mechanik seines Pinsels kein Verdienst ist, das sich unter irgend einem Vorwande den freyen Künsten aufdringen ließe. **)

Niemals hat die Dichtkunst sich mit einigem Erfolge die Freyheit heraus nehmen dürfen, die Natur

*) Nichts weniger! Unter höherm Styl in der Malerey versteht man, wenn die Gegenstände so angeordnet werden, um einen erhabenen Eindruck zu machen, unter niederm, wenn der Eindruck belustigend seyn soll. Es giebt daher eben sowohl einen höhern Styl in der Landschafts- als in der Geschichts-Malerey.

**) Der Verf. scheint die Kunst blos in der poetischen Erfindung zu setzen.

Natur zu verlassen, *) wohl aber ist sie bemüht gewesen, in ihren Ausdrücken von dem Gewöhnlichen der Sprache abzugehen, um ihrer Darstellung Lebhaftigkeit und Wohlklang zu geben. So wie zwischen den Schönheiten der Natur auch das Nützliche verwebt ist, welches, unter den Gesichtspunkt des Schönen gebracht, oft wegfallen kann und muß; eben so sieht sich der Dichter genöthigt, den zu sorglosen nachläßigen Ausdruck unserer Ideen im gemeinen Leben abzuändern; er entfernt sich aber um deshalb nicht von der Natur, wenigstens nicht von der schönen Natur, und wer darin zu weit geht, durch seinen Ausdruck die schöne Natur verlassen will, der muß ins Schwülstige verfallen, und seine Arbeit wird sich nie zu den ächten Werken der Kunst hinauf schwingen. Die Form, worin der Dichter öfters seine Darstellungen einzuzwingen sucht, ist nicht wesentlich, ist mehr ein Spiel des Witzes, das nur in so fern angenehm ist, als der Künstler sich darauf verstanden hat, die Mühe, welche ihn der Zuschnitt derselben gekostet hat, zu verbergen. Das Wesentliche der Dichtkunst liegt immer in der lebhaften Darstellung der Ideen, in der

*) Sie schildert doch auch Götter, Engel, Teufel, Feen, Hexen u. s. w. Uebersinnliche Gegenstände kennen wir zwar nicht aus Erfahrung, wir empfinden aber doch ihre Wirkungen, ihre Beziehungen auf unsern Zustand: diese sind die ergiebigste Quelle für den Dichter, sowohl erhabene als belustigende Empfindungen zu erregen.

der vollkommenen und zweckmäßigen Uebereinstimmung der einzelen Theile zum Ganzen, in dem Ueberraschenden der Mannichfaltigkeit; und wo wir dieses alles vereint finden, da wird es uns ziemlich gleichgültig seyn, ob die Dichtkunst in prosaischem oder metrischem Gewande auftritt *), wenn sie nur schön ist. Sie sehen also, daß die Natur der Dichtkunst und ihre Freyheit nicht so zügellos ist, als Sie es zu glauben scheinen, und ob sie es wäre, so würden Sie für das Abweichen der Malerkunst von der Natur durch die angestellte Parallele zwischen eigentlicher Dichtkunst und der Dichtkunst durch Farben auf Flächen nichts gewonnen haben. Der Maler findet die Zeichen, durch welche er spricht, in der Natur schon vorgeschrieben, der Dichter aber nicht. Seine Zeichen von Vorstellungen sind alle willkührlich, gründen sich höchstens auf Convention, die man, sobald man sie verschönert, abändern kann, auch würklich — wie dieß das

*) Mit nichten! Wenn Pope seine Empfindungen über Leibnitzens System darstellen wollte, so mußte er nothwendig versificiren. In Prosa hätte er darüber räsonniren, es erläutern oder widerlegen müssen. Wer geht, tanzt nicht, und wer in Prosa schreibt, ist kein Sänger. Man sagt der Sänger der Iliade, aber nicht der Sänger, sondern der Verf. des Telemachs; obschon künstliche Prosa auch eine Art von Gesang ist. So singt das Rothkehlchen angenehm; herzerhebend die Nachtigall.

das Schicksal aller lebenden Sprachen bestätigt — den Gesetzen der Zeit unterworfen sind, mithin kann man einem Dichter, der im Ausdrucke ungewöhnlich ist, so geradezu nicht zur Last legen, daß er die Natur verlassen habe, weil er mit der Natur in Rücksicht der Zeichen seiner Vorstellungen im strengsten Verstande genommen nichts zu schaffen hat. So darf aber die Malerkunst nicht verfahren, sie ist in Absicht ihrer Zeichen genau an die Natur gebunden, *) und kann diese nicht hinten ansetzen, sofern sie nicht ihr ganzes Wesen aufgeben will.

Der Verfasser scheint in seiner Rede nicht ganz genau Natur der bezeichneten Sache und Natur der Zeichen selbst von einander unterschieden zu haben, sonst könnte er, da er einmal von der Natur der Zeichen sprach, unmöglich den für einen falschen Kritiker erklären, welcher in einer Oper oder Operette es tadelt, daß der Sterbende noch kurz vor seinem Ende einen schönen Gesang abtrillert, welcher so wohl in Absicht unsrer physischen als moralischen Natur den höchsten Grad der Stärke verräth, der sich doch bey einem Sterbenden, wenn ihn der Zufall nicht zerquetschen soll, unmöglich voraussetzen läßt. Wider die Natur ist hier gewiß gesündigt,

*) Sie gebraucht doch auch Säpia, Tusche, schwarze, rothe und weiße Kreide, um buntfarbige Sachen anzudeuten. Ihre Wirkung beruht nicht soviel auf den Farben, als auf Licht und Schatten.

digt, *) aber wir lassen uns oft solche Gebrechen, der Nebendinge wegen, gefallen, von welchen sie begleitet sind. Der Silberklang der Stimme des Sängers,

*) Um Verzeihung! dann würde die Oper verständigen Menschen kein Vergnügen gewähren. Abweichung von dem gewöhnlichen Gange der Natur ist nicht Widerspruch mit der Natur. Unsere Kehle könnte ja so eingerichtet seyn, daß wir unsere Empfindungen, gleich den Vögeln, singend äusserten. Trillern nicht auch manche Vögel, wenige Augenblicke vor ihrem Tode? R. sagt: alle Künste erfodern ohngefähr eine ähnliche Supposition, und man darf nur an die Mittel denken, deren sich Malerey, Bildhauerkunst, Musik und Architektur bedienen, um ihm Recht zu geben. Ein singender Held ist nicht unwahrscheinlicher, als ein Held von Marmor, als ein musikalisches Donnerwetter u. s. w. Wenn Cicero wieder aufstünde, und in französischen oder deutschen Versen spräche, und das und das in der und der Zeit geschähe, so würde er, nach seinem Charakter, so sich ausdrücken, so handeln. Wenn das Donnerwetter sich durch Violinen und Blasinstrumente äußerte, so würde es so klingen. Wenn der Mensch aus Marmor, Sandstein oder Gips gebildet wäre, so würde er so aussehen. Wenn die Körper keine Solidität, sondern blos Gestalt, oder Gestalt und Farben hätten, so würden sie so aussehen. Wenn die Liebe oder irgend eine andere Eigenschaft sich in menschlicher Gestalt zeigte, so würde sie sich unserm Auge so darstellen. Desgleichen in Absicht der

Sängers, das Harmonische der Musik mit unserer Seelenstimmung, würken oft zu mächtig auf unser Empfindungsvermögen, als daß wir nicht mit Nachsicht das Unnatürliche der Handlung übersehen sollten. Die dichterische Darstellung durch willkührliche Zeichen wird da gewissermaßen von einer mit mehrer Heftigkeit würkenden Kunst, von der Gewalt der Tonkunst, verdrängt; sie darf nur neben, oft gar nur hinter her gehen, und wenn diese Einrichtung bey gewissen Arten von Darstellungen einmal wesentlich ist, dann läßt sichs nicht mehr über Natur der einen oder andern Kunst räsonniren, am allerwenigsten aber Regeln für eine isolirte Kunst abstrahiren. Schmerz, Betrübniß, Furcht, Schrecken, sind Leidenschaften, welche, wann sie einen hohen Grad erreichen, meistens verstummen, und will sie der Künstler durch die leidende Person ausdrücken lassen; so darf es wenigstens nicht durch wohl geordnete Töne geschehen, sondern mehr noch durch Pantomime. Sie setzen immer eine gewisse Unordnung in der Seele voraus, das Gleichgewicht der Kräfte derselben ist aufgehoben, mithin lassen

der Größe, so oder so, der Mensch acht Fuß oder einen Zoll hoch; oder wenn Menschen über uns in der Luft schwebten; wenn eine Leidenschaft sich tanzend, oder durch dieses oder jenes Instrument äußerte u. s. w. Bey jedem Kunstwerke findet also eine Supposition Statt, mit der man bekannt seyn muß, um an der Kunst wahres Vergnügen zu haben.

lassen sich unmöglich alsdann abgemessene gesunde Würkungen erwarten. Blos das Stocken der Maschine muß sichtbar werden.

„Gesang, Instrumentalmusik, Dichtkunst, „und eine gute theatralische Action sind, wenn ich „alles besonders nehme im gemeinen Verstande, (wie Hr. R. behauptet,) „keines Weges natür„lich.

Herr R. hätte besser gesagt, sind in Absicht der Ausführung im gemeinen Leben nicht gewöhnliche Erscheinungen; aber sie sind um deshalb nicht unnatürlich. Wie viel Menschen sprechen wohl so richtig, daß der Sinn der Rede durch die Töne derselben ausgedrückt wird? Wollte ich nun wohl diese Nachläßigkeit, diesen Mangel an Bildung, Natur, und dieß beobachtete Verhältniß unnatürlich nennen? Das hieße doch wahrlich mit Vorsatz die Begriffe verwirren. Die Vorstellungen auf dem Theater müssen genau so seyn, wie sie in der Natur sind, oder eigentlich seyn sollten. *) Aus eben dem Grunde gefällt ja schon Wahrheit nicht auf dem Theater, wenn sie nicht wahrscheinlich, und heißt das nicht mit andern Worten, wenn sie uns nicht natürlich scheint. Wenn Shakespear in Absicht der äußeren Handlung wider Zeit und Wahrscheinlichkeit verstößt, so bleiben das immer

 Fehler,

*) Beides ist himmelweit von einander verschieden. Wer will bestimmen, wie etwas in der Natur seyn sollte? Lieber laßt uns bestimmen, wie es in der Kunst eyn muß.

Fehler, und verdienen um deshalb keine verzärtelte Achtung, weil sie mit den glänzenden Verdiensten ihres Schöpfers schattiren; am allerwenigsten aber würde ich dieselbe mit dem Hr. R. in die Reihe der Beweise für das Angenehme des nicht Natürlichen in der Kunst eintreten lassen. Höchstens dienen sie, wenn sie würklich vergnügen, als Beweise eines verdorbenen Geschmacks. *) Wir ergötzen uns an theatralischen Vorstellungen nicht deshalb, weil sie nicht natürlich sind, sondern weil blos das Schöne aus der Natur herausgehoben ist; das übrige, was nicht in der Handlung als Mittel zum Ganzen einen Platz verdient, ist weggelassen: unsere Aufmerksamkeit wird also immer gespannt gehalten; alles hat Beziehung, Deutung: wenigstens soll dieß in einem guten Drama der Fall seyn. Wir urtheilen, muthmaßen, hoffen, fürchten; unser Ich wird gewissermaßen mit hinein gezogen, und dieses sanfte leidenschaftliche Spiel unserer Seele ergötzt uns. Spricht aber Hr. R. von einer abgeleiteten Kunst, wie z. B. die Instrumentalmusik, so ist es freylich wahr, daß wir sie nicht so, wie sie ist, in der Natur antreffen; aber sie ist dem ungeachtet an die Gesetze gebunden, welche die Natur ihrer Mutterkunst, der Vocalmusik, vorgeschrieben hat, und kennt außer diesen keine

*) Das Vergnügen an überirrdischen Wesen, an Heroen, Genien u. s. w.? Denn hievon ist bey R. die Rede.

keine andere, als etwa die, welche den Mechanismus derselben bestimmen.

Dem, einmal von Hr. R. gefaßten Grundsatze getreu, daß Künste nicht in Nachahmung der Natur bestehen, stellt er eine Naturscene in einer Camera obscura neben die, welche der Künstler durch Farben vorgestellt hat und glaubt nun durch den Vorzug der letztern das Gesetz der Nachahmung der Natur in den Künsten auf einmal bestritten zu haben, und das aus dem Grunde, weil jene Darstellung weit genauer und treuer sey als diese. Ich habe schon oben gezeigt, daß wir nicht die Natur nachahmen müssen, wie sie ist, sondern blos die schöne Natur. Die Zwecke sind in der Natur so erstaunlich vervielfältigt, das Nützliche und Schöne strömt so in einander, daß wir allemal irren, so bald wir es wagen, sie aus einen einseitigen Gesichtspunkte zu betrachten. Der Dichter hingegen hat nur Einen Zweck, und dieser ist Schönheit, innere Vollkommenheit. Diesem opfert er alles auf, und wie ist es da zu verwundern, wenn er der Natur es durch Mannichfaltigkeit zuvorthut? Die schöne Natur aber verschönert er gewiß nie. Der Maler einer Rose kann nur in dem Grade sein Verdienst erhöhen, *) in welchem er sich der Natur

*) Man sieht aus diesem Beyspiele, daß der Verf. unter schöner Natur reizende, gefallende Gegenstände versteht: aber im Munde der Maler bedeutet der Ausdruck etwas ganz anders. S. Hagedorns Betrachtungen über die Malerey.

tur nähert, übertreffen kann er sie nicht; und wie armselig sticht nicht die höchste Annäherung *) der Natur gegen die Natur selbst ab? Die Verschönerung derselben durch alle Macht der Künste bleiben immer nur kindische Spielwerke gegen die Pracht der Mutter Natur, und wir vergessen hier gerade so, wie in der moralischen Welt das vierte Gebot, wenn wir unsre Bilderchens neben das Tableau der Natur aufstellen wollen. **) Alles was diesem stolzem Truge zur Entschuldigung dient, ist die Schwäche unseres Verstandes, welche uns nur einzelne Blicke in die Natur erlaubt; dahingegen die Werke der Kunst durch Einheit unserm Verstande bey der Uebersicht derselben eine hohe Meynung von seiner Ueberschauungs-Kraft zu erwecken scheine.

Wel-

*) Und doch giebt es nachgemachte Bluhmen, die, unter frische Bluhmen gesteckt, das Auge nicht unterscheidet.

**) Sollte man wohl von einem Gemälde von Huysum den Blick wegwenden, wenn es neben einem wirklichen Bluhmenstrauße steht? Selten bringt die Natur eine Rose ohne Mängel hervor. Der Maler läßt diese, durch Luft, Insekten und andere Zufälle veranlaßten Mängel hinweg, giebt der Bluhme einen reizenden Schwung, stellt sie gegen andere Kräuter und Bluhmen, die ihre Schönheit noch erhöhen, und bewürkt dadurch, daß sein gemalter kühn neben dem schönsten wirklichen Bluhmenstrauß gestellt werden kann. Das Auge vergnügt sich an beiden; die Nase findet aber freylich nur beym letztern ihre Rechnung.

Welchen Leidenschaften und in welchem Grade der Dichter ihnen den Zutritt auf der Bühne verstatten darf, das muß allein das Gefühl des Schicklichen, des Edlen entscheiden. Sobald der richtige Ausdruck einer heftigen Leidenschaft mehr widrige als angenehme Empfindungen in einem gebildeten Menschen hervorbringen würde, so bald muß sich dieselbe hinter den Coulissen verbergen. Denn was der unsittliche Mensch vom Theater verlangt, und durch welche Mittel man seinem Empfindungsvermögen am stärksten beykömmt, davon möchten uns wohl die Buden der Zahnärzte die beste Auskunft geben. Ich wenigstens wage es nicht mit dem Verfasser zu glauben, daß der Mangel an Täuschung eines solchen rohen Menschen bey theatralischen Vorstellungen höheren Styls uns auf das Unnatürliche der äußeren Handlungen derselben schließen lasse. *)

*) R. sagt: Man macht Herrn Garrik ein schlechtes Compliment, wenn man ihm versichert, ein gemeiner Mensch, der zum erstenmal einer theatralischen Vorstellung beygewohnt habe, hätte seinen Hamlet für den wirklichen Hamlet gehalten; er zeigt, daß dieß nicht Statt finden kann, und daß Garriks Schauspielerverdienst nicht in der Täuschung uncultivirter Personen besteht, sondern in der Wahrheit, mit der er die Empfindungen ausdrückt, welche Wahrheit nur von Kunstverständigen empfunden und beurtheilt werden kann.

Auch die Gartenkunst ist wohl nicht, wie Herr R. glaubt, eine bloße Abweichung von der Natur, *) sondern sie bestehet darin, die mannichfaltigen zerstreuten Schönheiten der Natur auf einem gegebenen Platze so zu vereinigen, daß man das Absichtliche dieser Kunst nicht gewahr wird. Die Grundzüge des Plans, nach welchem derselbe angelegt wird, müssen so unbemerkt unter den Bluhmen der Natur fortlaufen, daß man ihr Daseyn der Schönheit wegen nur ahndet, aber nicht entdeckt. Je weniger ich beym Eintritte in einen Garten den Plan überschauen, die Gänge und Parthien berechnen kann, desto mehr wird meine Neugierde gespannt, alles ist für mich dann neu, und dieses Spiel von Vermuthungen und Würklichkeit ergötzt hier. Irrthum ist hier reizender als Gewißheit.

Die Baukunst, welche nur in so fern zu den freyen Künsten gerechnet werden kann, als sie sich mit demjenigen eines Gebäudes beschäftigt, was allenfalls wegbleiben könnte, ohne daß das Gebäude an Brauchbarkeit und Bequemlichkeit verlieren würde, **) auch diese bedarf eben so sehr der Natur

*) Abweichen thut der Gartenbau allerdings von der Natur; aber er ist deshalb mit ihr nicht im Widerspruch. Der Verf. scheint Abweichung und Disharmonie mehrmal verwechselt zu haben.

**) Wir verweisen, was diesen Punkt betrift, auf die Abhandlung über den Geschmack in der Baukunst. N. Bibl. 35sten B. 2tes St.

tur als irgend eine andere Kunst. Zwar copirt sie weder Form noch Colorit, aber sie dringt tiefer ein. Sie untersucht die Gesetze des Ebenmaßes, welchen die Natur bey dem Baue der organisirten Körper gefolgt ist. Hier entdeckt sie, daß die Natur sich der geraden Linien als Mittel zum Zweck bedient, und nun schuff sie die tragende Säule. Sie findet, daß je näher die Natur dem Ziele kömmt, desto mehr krümmen sich die Linien, und sie schuf das Gebälk mit allen seinen Bogen und Kränzen.

„Alles zusammen genommen — sagt der Verf. am Ende seiner Rede — „dünkt mich, daß „der Gegenstand und der Zweck aller Künste ist, die „natürliche Unvollkommenheit der Dinge zu ersetzen „und oft der Seele ein Vergnügen durch die Schö„pfung und Vorstellung von Wesen zu schaffen, die „nie anders als in der Einbildungskraft ihr Da„seyn hatten."

Ich gestehe aufrichtig, daß ich für die natürliche Unvollkommenheit der Dinge keinen Sinn habe, *) daß ich die Künste im Allgemeinen und von Seiten ihres zufälligen Nutzens betrachtet für ein sehr glückliches Mittel ansehe, den Geist des Menschen zu beschäftigen und zu bilden, ihrem Hange zum schaffen, die sicherste Ahnentafel einer göttlichen Abkunft, zu folgen, und die Regeln der Na-

*) R. versteht darunter die angebornen, anerschaffnen Mängel, durch Zufall bewürkten Verletzungen eines Dinges.

tur, wovon ihnen das Ganze nur einen sehr schwachen dunkeln Umriß verstattet, mit Hinweglassung des Nützlichen, in den Werken der Kunst zu verjüngen. *)

II.

Gedichte von Blumauer. Wien, bey Gräffer und Compagnie, 1787. 8. Erster Theil 202 S. Zweyter Theil 219 Seiten.

Es ist doch in Wahrheit um das Erringen, und noch mehr um das Bewahren und Erweitern des errungenen Dichterruhms eine eigene Sache. Die Schwierigkeiten, zu dem Besitze dieses so geliebten Gutes zu gelangen, sind hauptsächlich bey dem lyrischen Dichter schon an und für sich überaus groß, aber sie werden um so viel größer, je mehr auf der einen Seite die Zahl der Mitwerber wächst, und auf

*) Der Verf. scheint die Theorien der schönen Künste fleißig studirt zu haben. Wir wagens ihm das Studium der Künstler selbst zu empfehlen, welches eigentlich voran gehen sollte, und er wird in den Reden von Reynolds, statt Paradoxie, Wahrheit finden, nur unter einem etwas schweren Ausdrucke versteckt.

auf der andern unsere Sprache an philosophischer Ausbildung zunimmt. Vielleicht galt beydes von keinem Jahrzehend so vorzüglich als von dem unsrigen. Ohne auf den leztern Punkt besondere Rücksicht zu nehmen; in welcher Gattung der lyrischen Poesie fehlt es den Deutschen an vortreflichen Mustern? Von der erhabenen Ode herab, bis zum niedlichen Madrigal — in allem hat sich, soll ich sagen, der geschmeidige, oder der nachahmende und lorbeersüchtige Deutsche versucht, und vielleicht sollte man dem Publicum seine Gleichgültigkeit, da sie offenbar in einer starken Uebersättigung ihren Grund hat, nicht so verübeln. An unsern Dichtern hat es offenbar nicht gelegen, daß dieser Ekel nicht noch früher bewirkt, nicht noch merklicher erhöht worden ist. Die Mittel, deren sie sich bedient haben, ihm zu begegnen, sind wenigstens so unglücklich gewählt, als möglich. Statt den müden Gast durch ausgesuchte und geschmackvoll zubereitete Speisen zu erfrischen, hat man ihn durch starkgewürzte Schüsseln und durch eine neue unerhörte Zurichtung zu verführen gesucht, statt des vollen Magens zu schonen, hat man ihn ganz überfüllt, statt ... doch welcher Kenner hat den Gang unserer Litteratur von dieser Seite nicht längst mit Bedauern bemerkt. Wem ist es nicht aufgefallen, daß unsre jüngsten Odendichter sich wie Rasende geberden, und eine Sprache reden, die kein Seraph zu entziffern vermag, daß unsre Liedersänger Gegenstände verherrlichen, die man in guten Gesellschaften bey ihrem rechten Namen zu nennen Be-

denken

denken trägt, und die witzigen Köpfe uns Sottisen für Pointen verkaufen, und das alles — um sich den Lorbeerzweig zu ersingen.

Noch seltsamer und ungeberdiger stellen sich die Söhne Apolls, denen man hier und da bereits ein Kränzchen um die Schläfe gewunden hat. Statt in diese Ehrenzeichen, die ihnen überdieß oft nur die Gunst des Volks, nicht die Stimme der Edlen, ertheilt, ein kleines Mistrauen zu setzen, statt sich ihrer durch größere Strenge gegen sich selbst und durch sorgfältigere Ausbesserung ihrer Arbeiten würdig zu machen, glauben sie sich über alle Kritik erhaben, und suchen ihre Ehre mehr in der Menge ihrer poetischen Kinder, als in der Erziehung und Pflege der schon vorhandenen. Was Wunder, wenn man es diesen jüngern Lieblingen oft bey dem ersten Hinblicke ansieht, was es mit ihrem Daseyn für eine Bewandniß hat, wenn man sie sogleich für schlechte Copien älterer und besserer Brüder erkennt; wenn man, ohne besonders scharfsinnig zu seyn, wahrnimmt, daß bey ihnen die Lust zum Schaffen nicht ruhig erwartet, sondern gewaltsam erzwungen wurde. Wie schwer ihre Väter hiervon zu überzeugen sind, wissen wir freylich mehr als zu wohl. Die meisten Schriftsteller geben immer noch ihre ältern Werke gelassener Preis, als ihre neusten Produkte, und wehe dem Kunstrichter, der sich an ihnen vergreift.

Wir sind dießmal wirklich in dem Fall, wider diese stillschweigend angenommene Convenienz zu verstoßen, und der vollständigen Samm-

lung

lung von Hrn. Blumauers Gedichten das unbedingte Lob nicht zuzugestehn, das er sich vielleicht, der Aufnahme seiner frühern Versuche zufolge, versprochen hat. Ungern sagen wir es, aber sagen müssen wirs doch, daß er durch die Ausgabe seiner sämmtlichen Werke unsre Hoffnung, das gelindeste Wort zu wählen, nicht erfüllt hat. Als er das erstemal öffentlich auftrat, hatte er das gegründetste Vorurtheil vor sich. Seine Muse, ungeachtet eine gewisse Aehnlichkeit mit der Bürgerschen nicht zu verkennen war, zeichnete sich doch durch mehr, als Eine Eigenthümlichkeit, vor jener aus, und ging ihren eignen Pfad. Zwar redete sie weder mit der Kühnheit des begeisterten Jünglings, noch mit der schmelzenden Zärtlichkeit eines Verliebten; aber eben dieß, daß sie zwey, in unsern Tagen so beliebte Mittel zu gefallen verschmähte, und öfter die ernste und gesetzte Sprache des Mannes wählte, gab ihr in unsern und verschiedener Kenner Augen größern Werth. Zwar sahen wir sie weder in ein reiches, schön besetztes Gewand gekleidet, noch mit mannichfaltigen Bluhmen verziert, aber desto willkommener war uns ihre natürliche Anmuth, desto weniger durften wir fürchten, uns in ihrer Person zu irren, oder Täuschung für Wahrheit zu nehmen. Zwar war sie eben kein Mädchen für die Phantasie und Empfindung, aber dafür besaß sie andere nicht minder wichtige Reize. Die Gabe, witzig zu scherzen, Thorheiten auf eine treffende, doch unbeleidigende Weise zu rügen, und zuweilen die feinste Lebensphilosophie einzustreuen, ist

doch

doch gewiß eben so viel werth, als die Leichtigkeit, gerührt zu werden und seine Gefühle mitzutheilen. Freylich, wir können nicht heucheln, freylich misfiel uns gleich bey der ersten Erscheinung manches an der Blumauerschen Muse. Ihre Scherze waren eben nicht immer die ausgesuchtesten und gesittesten, ihre Unterhaltung grenzte sehr oft an Geschwätz, und ihr Anputz nicht an Negligee, sondern Nacktheit. Allein wir lebten des festen Glaubens, die Zeit werde alle diese Flecken hinwegnehmen und ihr einen höhern Grad von Cultur und Feinheit ertheilen.

Und sollten sich denn, wird man fragen, jene gerühmten Vorzüge aus der neuen Ausgabe der Blumauerschen Gedichte so ganz verloren haben, so gar keine Spur von vormaligen Schönheiten mehr übrig seyn? Wie wäre dieß möglich, falls nicht ein feindseliger Dämon dem Verf. den bösartigsten Streich gespielt hätte? So arg ist es freylich nicht. Was Hrn. Blumauers Gedichte gleich bey ihrer Geburt aus den Händen des Schicksals empfingen, besitzen sie noch bis auf den heutigen Tag; allein besser sind sie, die einer Verbesserung so nöthig hatten, fast um gar nichts geworden, und die hinzugekommenen Stücke beweisen mehr für seinen Fleiß, als für die Ausbildung seines Geschmacks und für die Berichtigung seines Gefühls. Zwar läugnen wir im geringsten nicht, daß sich auch unter den neuern Stücken eines und das andere durch naive Einfälle, artige Wendungen, Erfindung und edle Sentiments auszeichnen, und wir werden ihnen

gewiß

gewiß ihr gebührendes Lob nicht versagen: allein von Flecken und Verunstaltungen mancher Art sind sie so wenig, als die frühern, frey, und was geht bey einer solchen Lectüre über den Verdruß, mitten im Lesen bald durch ein plumpes Bonmot, bald durch einen ärmlichen Spaß, bald durch matte Ausdrücke, bald durch Verletzung des Wohlklangs und Uebertretung der anerkanntesten Sprachgesetze in seinem Vergnügen gestört zu werden? Verschiedene darunter sind endlich für Männer von feiner Welt und polirten Sitten gar nicht, und können höchstens nur solchen Lesern gefallen, die Derbheit für Kraft und die niedrigsten Ausdrücke für Geniezüge halten. Doch wir müssen unser allgemeines Urtheil mit Beweisen belegen.

Schon vor uns hat man, wo wir nicht irren, die Bemerkung gemacht, daß die didaktische Poesie samt dem, was ihr verwandt sey, sich nicht ganz mit Hr. Blumauers Genie vertrage. Wir finden diese Behauptung durch das erste Gedicht dieser Sammlung, welches eins der neu hinzugekommenen ist, wir meynen durch das Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden, wenigstens nicht widerlegt. Ungeachtet aller guten und schönen Stellen, die wir ihm gar nicht abzusprechen gemeynt sind, fühlten wir gleichwohl, als wir zu Ende waren, eine wahre Ermattung, die ihren Grund sicher nicht in dem philosophischen Gegenstande des Stücks, sondern einzig und allein in dem weitschweifigen monotonischen Vortrage hatte. In der ersten Hälfte einer drey und funfzig Stro-

phen

phen langen Ode die Fragform zwanzigmal wiederholt zu finden, und in der zweyten achtzehnmal Ich glaube daß und achtzehnmal Allein ich weiß lesen zu müssen, ist doch im Ernst sehr langweilig, verräth keinen Dichter, der sichs zur Pflicht macht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und bringt dieß poetische Glaubensbekenntniß, in Absicht auf die Form, dem athanasianischen ein wenig zu nahe. Freylich sehen wir leicht ein, daß den Verf. nichts anders, als der strophische Vortrag zu dieser Einförmigkeit verführte: aber warum mußte er auch gerade diesen, den unbequemsten für die didaktische Gattung, wählen? Doch diesen Mangel und manche undeutsche Ausdrücke, z. B. die Sonne die hier Lands uns schimmert, die Vernunft, die mit ihren Blößen nicht hinreicht, auch die unleidlichen Reime strafen und geschaffen, Güte und Bitte und mehreres ungerechnet, ist, was man bey einem solchen Gedichte am wenigsten duldet, das Ganze weder von Uebertreibungen, noch von falschen und nur blendenden Sätzen frey. Die ersten wollen wir dem Verf. schenken, allein die letzten können wir nicht ganz ungerügt lassen. Was soll es heißen:

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verstand nur Irrthum, Täuschung sieht?
Beweist nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laster flieht?

Es

Es würde uns leid thun um die Vernunft, wenn dieser Fall überhaupt, noch mehr, wenn er oft bey ihr einträte. Ferner

Ich glaube, daß du (Gott) Menschen ohn' Erbarmen
Mit eignem Mund ein gleiches Maaß gedroht.

Und dieß sollte Hr. B. als philosophischer Denker, denn als ein solcher erscheint er in dieser ganzen Ode, auch nur einen Augenblick für wahr halten können? Unmöglich! Er schrieb es sicher nur um der Antithese willen, und selbst dieser Verhältniß zum Vordersatz ist nicht vollkommen klar. Wer hat überdem noch jemals gesagt **Jemanden ein Maaß drohen?** Weiterhin

Ich glaube, Herr, daß meines Geistes Kräften
Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt,
Allein ich weiß, daß er (wer denn? der Kreis oder der Geist?) von den Geschäften
Nur eines Tags schon matt in Schlummer sinkt.

Ein sehr unkräftiges Allein! Wohl dem Verfasser, wenn dieß der stärkste Zweifel ist, der seinen Glauben an die Unsterblichkeit stört! Wir enthalten uns mehrere der hier aufgestellten Sätze genauer durchzugehen. Die meisten sind ohnehin nichts anders, als unbedeutende Widersprüche, bald zwischen der Offenbarung und Vernunft, bald zwischen der Vernunft und Erfahrung, bald zwischen dem Verstand und dem innern Gefühl, die, um ihrer Wirkung nicht zu verfehlen, weit sorgfältiger gewählt und rich-

richtiger gesagt seyn sollten. Wie sie izt gestellt und ausgedrückt sind, wundert man sich nicht selten, daß sie ein so heller Kopf als Widersprüche anführen mochte.

An die Muse. Wir finden einige Stellen geändert, ohne daß jedoch durch die Aenderung das Bild feiner und minder beleidigend geworden wäre. Auch stehen die Metze und der geile Raub noch unverrückt. Ueberhaupt wissen wir nicht, was Hr. B. auf dieß Lied für eine besondere Liebschaft geworfen haben muß, daß er es der nochmaligen Einrückung werth hielt. Eine förmliche Begattung, nach allen Umständen geschildert, und wär es selbst mit der himmlischen Muse, kann keine andre Wirkung hervorbringen, als — Schaamröthe bey wohlerzognen Mädchen und Jünglingen, und Lüsternheit bey gemeinen Nymphen und Faunen. Die sich selbst überlegene Gier ist unsers Bedünkens eines Scholions sehr bedürftig.

Mein Dank an Stoll. Nach unserm Gefühl ein sehr schönes Gedicht, worin die Empfindung eines dankerfüllten Herzens mit der muntern Laune eines geretteten Kranken auf das angenehmste wechselt. Nur können wir mit dem Ausdrucke das Leben Tropfenweis vom Nagel schlürfen keinen bestimmten Begriff verbinden. Auch ist wohl „das Leben des andern mit einem Stück des seinigen verlängern,“ und

Als was der gute brave Mann
Gewiß nicht unterlassen hätte,

sehr

zu prosaisch gesagt. Der Seele den Puls (an den Puls) fühlen, für die Ursachen ihrer Bekümmerniß ausforschen, dünkt uns eine ziemlich groteske Versinnlichung.

Die Buchdruckerkunst. Eine hübsch versificirte Geschichte der Schreib- und Buchdruckerkunst im lyrischen Sylbenmaaße, und mehr nicht. Manches hätte doch wohl, ohne von seiner Stärke zu verlieren, edler ausgedrückt werden können. So wahr alles das seyn mag, was der Verf. in der dritten und vierten Strophe bemerkt, so ist doch die Manier, wie er es bemerkt, bey weitem die feinste nicht.

Wir übergehen die folgenden Stücke, nebst allen denen, deren Werth bereits von Andern hinlänglich bestimmt worden sind, sobald sie keine merkwürdige Verbesserungen erfahren haben. Einige falsche Reime abgerechnet, hat uns das Lied S. 52. die Widersprüche der Liebe betitelt, gefallen. Es enthält zu viel Wahrheit, als daß wir es einer gewissen Klasse von Lesern nicht zur Beherzigung abschreiben sollten.

Die Tyrannin, die so viele Sklaven
Zählt, als Menschen auf der Erde sind,
Und mit ihren sieggewohnten Waffen
Alles zwingt, ist doch der Freyheit Kind.

Sie, an deren schweren Siegeswagen
Wir nie anders, als gebunden, gehn,
Der nur Zwang und Sklavendienst behagen,
Kann doch ohne Freyheit nicht bestehn.

Sie, die mit dem Blick die Freyheit tödtet,
Stirbt doch selbst vom kleinsten Hauch der Pflicht;
Sie, die uns so fest zusammenkettet,
Duldet die geringste Fessel nicht.

Sie, die Widerstand nicht überwindet,
Die selbst Elternfluch nicht übermannt,
Flieht vor jedem Schein des Zwangs und schwindet
Unterm Seegen einer Priesterhand.

Sie, die frey im ewgen Lenze blühet,
Welket über Nacht im Ehbett' ab:
Sie, die nach Genusse lechzt und glühet,
Findet im Genusse selbst ihr Grab.

Drum wozu soll sich der Mensch entschließen,
Soll er ewig fruchtlos Sklave seyn?
Soll er lieben, ohne zu genießen,
Oder soll er ohne Liebe frey'n?

An Fräulein M. v. B. In ein Exemplar der travestirten Aeneis geschrieben. Hr. B. hat nicht ganz unrecht, wenn er dieß Produkt seiner Laune einen ungezognen Jungen nennt,

Für den, nach christlichen Gebräuchen,
Kein Mann, geschweige denn ein Mädchen,
Mit Ehren sich verbürgen kann.

Die hier gelieferte Epistel, worin er dem Fräulein seine travestirte Aeneis in aller Stille dedizirt, liest sich übrigens recht artig, doch könnte der Schluß etwas poetischer seyn.

Lied der Freyheit. Männlich und stark. Wie vortreflich ist insbesondere die letzte Strophe:

Doch wer dieß alles leicht entbehrt,
Wornach der Thor nur strebt,
Und froh bey seinem eignen Heerd
Nur sich, nicht Andern, lebt,
Der ists allein, der sagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freyer Mann.

Auf das Lustgärtchen der Frau Gräfin von Egger. Wir finden die Wendung

Der ganze Platz, so mütterlich gepfleget,
So mit Geschmack und Einsicht angeleget,
In so viel Reiz und Anmuth eingehüllt,
Ist deiner Hände Werk und deines Geistes Bild

ganz allerliebst. Allein um dem Compliment den höchsten Grad von Feinheit zu geben, durfte der Dichter fürwahr der Dame nicht vor erzählen, daß sie selbst dieß Gärtchen angelegt, es selbst mit Grün ausgeschmückt, selbst die Felsen mit Rasen gepolstert habe. Das wußte sie ja besser, als er. Um ihr wirklich etwas Verbindliches zu sagen, mußte er sich die Miene geben, als ob er aus der Anlage die Schöpferin so vieler vereinigten Schönheiten errathe.

Der Bock und die Ziege. Keine Fabel. Mag im doppelten Verstande wahr seyn. Wenigstens ist es, ästhetisch betrachtet, eine sehr unvollkommene Fabel. Ein Schaaf, das dem harten

Wucherer seinen Pelz überläßt und bey rauher Witterung die Gewalt der Kälte schmerzlich empfindet, läßt sich denken: allein eine geschundene Ziege, die ihre Jungen den Sommer durch füttert und im Winter ihr Fell wieder zu holen kömmt — wir fürchten sehr, daß dieß wider die, der Fabel so nothwendige, Wahrscheinlichkeit verstößt. Ueberdem haben wir noch nie gehört, daß der Adler auch den vierfüßigen Thieren zum König gegeben sey.

Das Mädchen und der Vogel. Ein naives, niedliches Liedchen; obgleich, der Erfindung nach, nicht ganz neu. Dem letzten Vers allein wünschten wir größre Geschmeidigkeit und richtigern Reim.

O-Tahiti. An Georg Forster. Der Dichter macht sich selbst verschiedene Zweifel über die gepriesene Glückseligkeit dieser Insel und gewinnt sein Vaterland, dem er zu entsagen willens gewesen war, aufs neue lieb. Die Idee ist nicht übel, nur müßte sie, um ganz zu gefallen, nicht so gedehnt und poetischer vorgetragen seyn. Der Tadel, der das erste Stück dieser Sammlung traf, fällt übrigens auch auf dieses. Wenn Hr. B. einmal ins Fragen kömmt, so weiß er kein Ende zu finden, gerade, als ob die Frage das einzige Mittel wäre, poetische Lebhaftigkeit zu befördern. Ausserdem hütet er sich im didaktischen Ton nicht genug vor schiefen Vorstellungen, oder spricht wenigstens nicht bestimmt, nicht vorsichtig genug. Hier ist gleich eine Probe.

Hast du Pandorens Büchse, die uns allen
In der Vernunft Natur, die Mutter, (soll heißen
Mutter Natür) schenkt,
Noch nicht so aufgethan, daß draus der Quaalen
(welch ein Reim auf allen!)
Vollzählig Heer um deine Flur sich drängt?

Ists wirklich falsch, was ich im Angesichte
Der Menschenleiden, und bey manchem Grab
Mir dachte, daß mit jenem Seelenlichte
Uns die Natur — ein spitzes Messer gab?

Wir wollen dem Verf. nichts andichten. Aber klingts nicht so, als ob er die Leiden der Menschheit in der Vernunftgabe, nicht in den Mißbrauch derselben setze?

Der Rechenmeister Amor. Uns kommen, wir könnens nicht läugnen, die Spaße des kleinen Gottes ein wenig bürgerlich vor. Vielleicht denken andere Leser anders. — **Brief eines strengen Vaters an seinen Sohn.** Ein bekanntes Vademecumsgeschichtchen, das der Reime nicht werth war. — **An Alxinger bey Zurücksendung eines weissen Schnupftuchs.**

Hier schick' ich dir den seltnen Freund zurücke, —
Der, wenn du oft in heißen Prüfungstagen
Dein schweres Dichterkreuz, woran
Du nun als Heiland hängst, den steilen Berg hinan
Bis hin zur Schädelstätt des Ruhms getragen,
Den blut'gen Schweiß, der dir dabey entrann,
Wie Sankt Veronika, dir von der Stirne wischte.

Ein neuer Beweis, daß es so leicht nicht ist, richtiges Maaß und Ziel zu treffen. Wider das Dich-

terkreuz und das Tragen des Kreuzes wird Niemand etwas gegründetes einwenden können: aber Hrn. Alxinger an diesem Kreuze als Heiland paradiren und blutige Schweißtropfen vergießen, noch mehr, den Gipfel des Helikons, (denn das soll doch hoffentlich der steile Berg seyn,) in eine Schädelstätte verwandelt zu sehen — es giebt keine abgeschmackte Allegorieen, wenn diese davon auszunehmen ist. Bald nachher heißt es von dem nämlichen Schnupftuche

Den treuen Freund,
Der jeden deiner Seufzer hörte,
So willig stets an deine Lippe kam,
Und all den Unrath von dir nahm,
Der dir den Kopf so manchen Tag beschwerte!

Nun freylich, so eine vorzügliche Eigenschaft durfte bey dem Schnupftuche nicht übersehen werden. Aber die endliche Bestimmung dieses Getreuen errathen unsere Leser wohl schwerlich. Hr. B. hält ihn würdig

Am schönsten Mädchenbusen nun
Für seine Dienste auszuruhn.

Wir für unsre Person sind überzeugt, daß H. Alxinger galanter seyn und seine Freundin mit keinem gebrauchten Schnupftuche beschenken werde.

Die folgenden sechs Stücke sind zu bekannt, als daß wir ihren Werth hier erst zu bestimmen brauchen. Der Erguß der muthwilligsten Laune und die vielen drolligten Züge müssen selbst dem ernsthaftesten Cato zuweilen ein Lächeln ablocken; aber wessen

Ge-

Geschmack kann alle ihnen beygemischte Plattitüden, alle fade Witzeleyen, alle niedrigen Spaße schön finden! Nachstehende Stelle an den Mond möchte zur Noth noch hingehn:

Er hält dem liebenden Gezücht
Bey dunkler Nacht so lang das Licht,
Bis oft die guten Lappen
Aus Inbrunst sich verschnappen.

Aber was sagen unsere Leser zu dieser Apostrophe an den Wind:

Auch wollen ihn, er geiler Bock,
Die Mädchen gar nicht loben,
Es ist ja fast kein Unterrock,
Den er nicht aufgehoben.
Geht das nicht an, so legt er sich
Auf sie, und weiß dann meisterlich
Trotz allem Protestiren,
Sie abzumodelliren.

Nichts ist ihm, wenn er saust und braust,
Auf Erden zu vergleichen:
Allein am allerärgsten haust
Er noch in unsern Bäuchen:
Da brummt und keift und zwickt und quält,
Er uns, so lang' es ihm gefällt,
Und neckt dann durch sein Blasen
Sogar noch unsre Nasen.

Wir fragen Hrn. B., den wir als einen feinen Gesellschafter rühmen hören, ob ihm wohl einfallen würde, Artigkeiten von der Art einer geschmackvol-

len Dame, oder auch nur einem eleganten Weltmanne vorzulesen? Gewiß nicht! das wird ihm sein eignes Gefühl sagen. Und so mag er sich nun selber sein Urtheil sprechen, mag selbst bestimmen, ob es ihm ansteht das Publikum so geringschätzig zu behandeln, und ob er sich nicht um die Achtung des edlern Theils desselben durch solch eine gemeine Sprache bringt, die man keinem Studenten, geschweige denn einem Dichter verzeiht, der in der glänzendsten Residenz und in den besten Zirkeln lebt. Ueberhaupt wünschten wir nicht, daß sich der Verf. in dieser Gattung scherzhafter Gedichte zu sehr gefiele. Sie haben, im Ganzen genommen, zu wenig Verdienst, reizen selten zu einer zweyten Lectüre, und erfodern, sollen sie, öfter versucht, nicht alles Interesse verlieren, offenbar mehr Witz und einen größern Reichthum an Wendungen, als man sich zutrauen sollte. Wirklich sehen sich einige der hier eingerückten Lob- und Tadelgedichte bereits so ähnlich, daß man sie kaum für etwas mehr, als für gereimte Schulübungen in Aphthonius Manier, ansehen kann.

Lied eines Landmanns. Ganz die Sprache des biedern, zufriedenen Arbeiters, der das Glück seines Standes und den Werth des Fleißes empfindet. An die Donau. Nicht blos schön, sondern vortreflich. Möchte doch dieß von den folgenden, Lehren an ein Mädchen, eben so wahr seyn! Aber ein seltsameres Gemisch von guten und schlechten Gedanken, starker und derber Sprache, wohlgewählten und abgeschmackten Bildern giebts nicht. Insbesondere scheint sich der Dichter in die Heilands-

alle-

allegorie verliebt zu haben. Oben fanden wir sie bereits. Hier ist sie noch einmal.

Darob sieht manche jeden Mann
Als einen Mädchenheiland an,
Der sie vom Jungferjoch erlöst
Und sich ans Ehkreuz nageln läßt.

Andere Schwächen, Mängel und Sprachfehler z. B. Davon für wovon, ein Unterschied, den leider! selbst die besten Schriftsteller vernachläßigen, halten wir, in diesem und den übrigen Stücken des ersten Theils zu rügen, für überflüßig. Mehr als Ein Kunstrichter hat Hrn. B. Vorwürfe darüber gemacht, und irren wir nicht, so ist auch die ausgezogene Stelle bemerkt worden: allein ihn scheint vor der Hand nur die Lust zum Dichten, nie die zum Verbessern anzuwandeln. In der Hoffnung also, daß diese sich ebenfalls einmal einstellen werde, wollen wir lieber die unkritisirten Stücke des zweyten Theils durchgehen.

Den Anfang macht ein Gedicht, die beyden Menschengrößen betitelt, voll wahrer und großer Gedanken. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir es ihnen, zum Ersatz für so manche andere Stelle, abschreiben.

Menschengrößen giebt es zwey hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann.
Das Verdienst webt beyde, doch verschieden
Sind die Fäden und die Farben dran.
Eine hüllet sich in eitel Licht,
Wo die andre sanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und stralt die eine,
Welten wärmt und brennet ihre Gluth;
Und die andre gleicht dem Mondenscheine,
Der nur Nachts im Stillen gutes thut.
Jene blendet mit zu vielem Licht,
Diese leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergstrom über Felsenstücke,
Rauschet jene laut und fürchterlich;
Diese windet, unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach, durch das Gesträuche sich.
Jene brauset und verheert die Flur,
Diese tränket und erquickt sie nur.

Jene baut sich Ehrenmausoläen,
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Diese fühlt sich reicher an Trophäen,
Wenn sie Thränen regen Dankes zählt.
Jene hauet ihren Ruhm in Stein,
Diese gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läßt mit lautem Ruhm sich lohnen,
Und ihr Aufenthalt sind Thronen nur;
Diese sieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn ist Seegen der Natur.
Jene kann ein Kind des Glückes seyn,
Diese dankt ihr Daseyn sich allein.

Größe lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmelsfirmament;
Aber deinen Standort zu erringen
Ist nur wenig Sterblichen vergönnt;
Stille Größe, dich nur bet' ich an,
Dich nur, denn du bist für Jedermann.

Nicht

Nicht weniger reich an schönen Stellen sind die Empfindungen in einem neuangelegten Lustgarten, vorzüglich nachstehende Schilderung:

O freue dich, Natur, dein Liebling wollte,
Daß man, nachdem die Kunst das Ihrige gethan,
Nur dich allein noch sehen sollte.
Und wenn die Kunst — hier eine ebne Bahn,
Dort einen Teich mit kleinen Wasserfällen,
Da eine Grotte, dort bequeme Ruhestellen,
Und hier ein Baumbouquet dir abgewann,
Sieh, so verbarg sie doch bescheiden vor dem Blicke
Des Forschers sich und ließ nur dich allein zurücke.

Aber freylich dafür muß man abermals über ein paar alte Lieder hinwegsehen, die, den Reim abgerechnet, sich von der Prosa in nichts unterscheiden. Auch die Freude des Wiedersehns S. 74 (alle vorhergehende Stücke überschlagen wir, als sattsam bekannte,) hat vom Gedichte nichts, als — die Schelle des Reims.

Wie ein Engel
Kam ich ihr.
Ihre schönen
Wonnethränen
Sagtens mir;
Und ihr Blicken
Und ihr Drücken
Sagt' es mir;
Und ein Engel

War

War sie mir.
Mein Verstummen,
Mein Verstummen
Sagt' es ihr.

Wir wollen es Hrn. B. gern auf sein Wort glauben, daß sein Verstummen der Schöne, und ihr Blicken ihm recht viel gesagt haben mag: allein seinen Lesern hat er wenig, oder gar nichts gesagt. Lieder in einem so kurzen, abgebrochenen Sylbenmaaße sind selbst für Dichter, die den Reim ganz in ihrer Gewalt haben, keine unbedeutende Klippe. Nirgends ist mau so sehr in Gefahr, Worte für Gedanken und tönende Sylben für Harmonie zu verkaufen; nicht zu gedenken, daß auch nicht jedes Subject diese Behandlung verträgt. Das letztere kann der Dichter aus seiner Epistel an Hrn. Ratschky lernen.

An Hrn. von Retzer, in ein Exemplar des zweyten Buchs der travestirten Aeneis. Ueberaus launigt. Von den Absichten, die bey einer Dedication obwalten, heißt es unter andern:

Bald ist sie ein Memorial um eine Pfründe,
Und bald ein Kniff, womit oft ein Poet
Zu einem größeren Gevatter bitten geht,
Um seinem namenlosen Kinde
So was von Namen zu verleihn;
Bald ist sie auch ein Schild, worunter Zwergen,
Die Rezensentenruthen scheun,
Doch freylich meist vergebens sich verbergen;
Und bald ist sie ein Monument
Der Freundschaft, bald — ein leeres Compliment.

An

An meinen Freund Pezzl. Der Dichter, der im Salzburgischen Bade Gastein sich aufhält, schildert ihm die Lage des Ortes, und die Sitten und Lebensart der Bewohner. Wir wußten nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten, als wir unter vielen, theils recht artigen, theils wahrhaft komischen, Beschreibungen lasen, wie folget:

Die Sennerin, die, von der Welt geschieden,
Den ganzen Sommer durch auf ihrer Alpe bleibt,
Ist von der Ziege, die sie melkt und treibt,
Nur höchstens darin unterschieden,
Daß ihre Brust ein wenig schwärzer ist.
Auch liegt auf ihren schönen Händen,
Die ihr Damötas, wenn sein Herz zerfließt,
Mit schmalzbeträuften Lippen küßt,
Von so viel Jahren Schmutz und Mist,
Als Schnee hier auf den höchsten Felsenwänden.

Ein ächtes poetisches Vomitiv! Alle Figuren, selbst die Hyperbel, deren sich Hr. B. (zu seinem Ruhm sey's gesagt!) sonst sehr selten bedient, müssen ihm zu Gebote stehn, wenn er auf ekelhafte Gegenstände zu reden kömmt.

Der politische Kannengießer. Im Kannengießerton sollte noch hinzugesetzt seyn, und das Stück wäre zugleich charakterisirt. — **An meinen Freund Adam Bartsch zu seinem Namenstage.** Eine witzige Posse über den Namen Adam und als eine solche artig genug. **Die Kunst zu lieben. An Lydia.** Einige Künste hätte der Dichter immer für sich behalten mögen, z. B.

Küß-

Küsse sind der Liebe Bund;
Es ist süß, wenn Mund an Mund
Sich mein Blick umnebelt;
Aber noch weit süßer, wenn
Dein gespitztes Züngelchen
Mit dem meinen schnäbelt.

Freylich der Geschmack ist in der Art, liebzukosen und sich liebkosen zu lassen, gar sehr verschieden. Hr. B. verträgt sogar Bisse, die doch seit Horazens Zeiten bey unsern jungen Herren um allen Credit gekommen sind. Man sehe S. 194. — Die Epistel an das Fräulein von B. und der Freyer aus Religionsgründen sind beydes leichte und gefällige Spiele des Witzes. Die Wendung des ersten Stücks ist insbesondere gut und unerwartet, schade nur, daß auch hier dem Fräulein manches näher vors Auge gerückt wird, als die Züchtigkeit der Damen gewöhnlich erlaubt. — Liebeserklärung eines Kraftgenies. Ein glückliches Beyspiel von der Kraft der Uebertreibung, das man gewiß nicht mit finsterer Stirne lesen wird. Hier ist es:

Ha! wie rudert meine ganze Seele
Nun in der Empfindung Ocean!
Laute Seufzer sprengen mir die Kehle,
Die man auf zehn Meilen hören kann.

Gleich Kanonenkugeln rollen Thränen
Aus den beyden Augenmörsern mir:
Erd' und Himmel bebt bey meinem Stöhnen,
Und ich brülle schluchzend — wie ein Stier.

Wetter-

Wetterstürme der Empfindung treiben
Mich ost- west- und süd- und nordenwärts:
Meine Seele hat in mir kein Bleiben,
Und es blitzt und donnert mir das Herz.

Ach! ich muß, ich muß im Sturm versinken!
Rette, mich, großmüth'ge Seele, doch!
Ich beginne schon den Tod zu trinken,
Sieh, mein Lebensnachen hat ein Loch!

An meinen lieben P. Noch immer, wie in seiner ersten Erscheinung, die klarste, lauterste Prosa, die jemals gereimt worden ist, kurz der beste Beweis, daß Hrn. B. zum Lehrdichter die Gabe, abstracte Ideen unter einem sinnlichen Bilde darzustellen, ohne welche das didaktische Gedicht aufhört, Gedicht zu heißen, durchaus mangelt. — **Der Blick der Liebe.** Nicht wahre, sondern erzwungene Empfindung. Welcher wirklich Verliebte hat das Glück der Gegenliebe jemals so abentheuerlich und gigantisch geschildert! Zur Probe die letzten Strophen:

Wie beseelt der Schöpfung Fibern beben,
Wenn der Strahl, der sie durchglüht,
Allbefruchtend Millionen Leben,
Weckt und aus dem Grabe zieht.

So ein Leben fühl' ich, strahlet Liebe
In dem Feuerauge dir,
Und ein Regen hundertfält'ger Triebe
Pocht in Herz und Seele mir.

Der Vater als Nebenbuhler seines Sohnes. Nach dem Französischen. Wir erinnern

uns das Original einmal gelesen zu haben und fürchten sehr, daß der Deutsche, bey einer genauen Vergleichung, dem Franzosen an Leichtigkeit und Gewandheit nachstehen dürfte. Einige Zeilen stehen offenbar blos um des Reims willen, z. B.

Die Natur scheint selbst zu widerstreben,
Sie vereitelt sein und mein Bemühn.

ferner

Ach, und wem es in Verwahrung geben,
Dieses Herzchen, das so zärtlich liebt.

Ich und Du. Vielleicht würde uns dieß Gedicht besser gefallen haben, wenn uns das Gesetz der Aehnlichkeit nicht sogleich an das schöne Stück aus Ramlers Blumenlese: **Du schläfst auf weichen Betten**, erinnert hätte. Wer aber kann an jenes denken und dieß noch erträglich finden? Hoffentlich wird uns Niemand einwenden, daß wir Dinge mit einander vergleichen, die sich eigentlich nicht vergleichen ließen. Wir wissen recht gut, daß das Stück aus der Blumenlese mehr unter die empfindungsvollen, das unsrige unter die witzigen gehört. Aber in Einer Rücksicht findet wenigstens eine Vergleichung statt. In jenem sind die Aehnlichkeiten so ganz natürlich und ungesucht, in diesem so gezwungen, so weit hergeholt, z. B.

Du nahst dich jeder Festung still
In nächtlichen Approschen;
Wenn ich mich einer nähern will,
Versteck' ich mich in Poschen.

in jenem die Empfindung so zart und lieblich, in diesem der Witz so gemein und alltäglich, z. B.

Streckst du den Feind zur Erde hin,
So bleibt er unbedecket;
Ich aber werfe mich auf ihn,
Sobald ich ihn gestrecket.

Am Schlusse dieses Theils stehen die vier bekannten Lobgedichte auf vier verachtete Thiere, eigentlich Variazionen einer einzigen Melodie, und — schwerlich errathen unsre Leser, wen unser Dichter, außer Schwein und Esel in Affection genommen und einer Verewigung würdig gefunden hat, — eine Ode auf — den Leibstuhl. Nichts bleibt Sterblichen unversucht, sagte Horaz schon. Hr. B. hat das seinige redlich beygetragen, um das Sprüchwort im Gebiete der Dichterwelt nicht zu Schanden werden zu lassen, nur mit dem Unterschiede, daß er sich nicht, wie Dädalus, himmelan geschwungen, sondern lieber die sicherern, obgleich etwas dunstreichern Reviere der untern Luft gewählt hat. Doch wir wollen über die Wahl seines Inhalts nicht mit ihm hadern. Wer der Farth auf dem poetischen Ocean kundig genug ist, wird vielleicht selbst an dieser Klippe, ohne zu stranden, vorbeysegeln. Was uns verdrüßt, ist seine Manier, sein gefließentliches Streben, von einem an sich widrigen Gegenstande, der sein Unangenehmes, falls es möglich ist, allein durch die Kunst des Dichters verlieren kann, in den gemeinsten Ausdrücken zu

schwatzen. Gleich der Anfang ließ uns nichts Gutes erwarten.

Du kleiner Sitz, von dessen eignem Namen
Man mit Respekt nur spricht,
Den täglich doch die eckelste der Damen
Besieht, (nicht gnug) und fühlt, (noch nicht genug)
und riecht.

Aber es sey fern, das Papier mit solchem Schmutze beflecken zu wollen. Jede Wiederholung dieser eklen Posse, die kaum einem vertrauten Zirkel vorgelegt werden durfte, ist Versündigung an dem guten Geschmack.

Hoffentlich werden unsere Leser, nach so mannichfaltigen Proben, das, gleich im Eingange über Hrn. B. geäußerte Urtheil nicht mehr zu strenge finden. In allen Gattungen der Poesie, worin er Versuche geliefert hat, ist er offenbar noch unter dem Vollkommnen; in allen muß er sich, hier diese, dort jene Eigenschaft zu erwerben suchen, wenn er mit Ehre neben seinen Vorgängern stehen will. Zum Lehrdichter fehlt ihm Klarheit, Reichthum in Ausdruck und Darstellung; zum lyrischen Wahrheit und Natur auf der einen, und Phantasie auf der andern Seite, eine genauere Bekanntschaft mit der Mechanik des Versbaues nicht zu vergessen; zum witzigen die Gabe, fein und wohlanständig zu scherzen. Möchte er sich doch insbesondere in Ansehung des letztern Punktes überzeugen, daß es nicht genug sey, Aehnlichkeiten zu entdecken und zusammen zu stellen; daß es für den scharfen Be-

obachter

obachter noch tausend andre Quellen des Lächerlichen gebe, und daß selbst jene Quelle nicht durch Schlamm und Unrath getrübt werden dürfe. Es ist unmöglich, wofern sich Eigenliebe nicht zu sehr ins Spiel mischt, daß er die so sichtbare Einförmigkeit in Erfindung, Anlage, Manier, ja, wir müssen hinzusetzen, im Sylbenmaaße sogar, nicht bemerken, die Beleidigung des guten Tons und Verachtung aller angenommenen Convenienz nicht bald misbilligen sollte. Im Grunde sind unter allen hier gesammelten Gedichten kaum drey, oder vier, die wirklich fleckenfrey heißen können, die übrigen insgesamt haben schöne Verse, glückliche Stellen, aber selbst diese sind, nach der Menge der tadelhaften zu schließen, mehr das Werk des Ungefährs, als das Werk eines richtigen Gefühls und geprüften Geschmacks. Doch wir hoffen, daß Hr. B. künftig die Kritik nicht ganz verachten, oder, falls der Haß gegen diese zu eingewurzelt wäre, daß wenigstens longa aetas, liber amicus und consilium proprium das Ihrige thun werden.

III.

Sophokles übersetzt von Christian Graf zu Stollberg. Leipzig, bey Göschen, 1787. 8. Erster Band, 386 S. enthaltend Elektra, Oedipus in Theben und Oedipus in Kolonos, voran Sophokles Leben.

Können irgend bey einem Uebersetzer der Alten über die Manier, in der er arbeiten soll, und über die Mittel, wo nicht Jedem, doch den Mehresten, zu gefallen, Zweifel und Bedenklichkeiten entstehen; so, dünkt uns, müßte dieses bey dem, der einen Dichter, als Dichter zu übersetzen gedenkt und schon durch die metrischen Fesseln, die er sich anlegt, zur Erwartung aller poetischen Schönheiten berechtigt, ganz vorzüglich der Fall seyn. Keiner hat mehr zu erfüllen, als er, keiner gegen größere Schwierigkeiten zu kämpfen. Die erste Foderung, die an ihn zu ergehen pflegt, ist die allgemeine Foderung — Treue. Aber wie wenig hat er geleistet, wenn er mehr nicht, als treu, ist? Er und der Schriftsteller, der sich deutlich, es versteht sich, nur deutlich ausdrückt, verdienen dann gerade einerley Lob. Wir wollen, (und mit Recht, Kleid und Miene erregen diese Erwartung,) nicht blos den Nachlaut eines Dichters, wir wollen seinen vollen Gesang hören, und sind unzufrieden, wenn der

Dol-

Dolmetscher ein bloßes Echo seines Originals und in Absicht auf Darstellungen und Sprache, nicht selbst Original ist.

Wir wissen nicht, liegt die Schuld in einem unrichtigen Begriff von Treue und poetischem Ausdrucke, oder an unsrer Unbelesenheit — genug, noch ist uns unter den metrischen Uebersetzern der Deutschen kein einziger vorgekommen, der beyde Vorzüge in sich vereinigte, und wir fürchten nicht, daß man die Ramlerische Uebersetzung der Horazischen Oden als Instanz und Gegenbeweis anführen werde. In der That müßte derjenige wenig Gefühl fürs Schöne besitzen, oder vielmehr von dem seligen Einflusse der Musen gar nichts erfahren haben, der die Vortreflichkeit dieser Arbeit verkennen, oder, wenn es möglich wäre, die Vollendung des Ganzen durch diese Meisterhand nicht noch wünschen sollte. Ramler, und außer ihm Niemand mehr, hat übersetzt, wie Horaz für unser Zeitalter übersetzt werden mußte; allein welch ein Unterschied zwischen den prosaischen Oden, die er dem Batteux einverleibt hat, und zwischen seinen poetischen! Dort ist alles Horazens, hier die ganze ungleich lebhaftere und schönere Darstellung Ramlers und nichts des Römers Eigenthum, als Sitten, Empfindung und Plan.

Und so, denken wir, sollten Alle verfahren, die einen alten Dichter metrisch bearbeiten. Die Behandlungsart, die sie wählen, spricht sie von jenem strengen Gesetze der Richtigkeit und Genauigkeit, das der prosaische Uebersetzer aus Pflicht befolgen muß,

los. In tausend Stellen wird Erreichung der höchsten Treue, verbunden mit der höchsten Schönheit, wahre Unmöglichkeit; und warum soll der poetische Uebersetzer Allen Alles seyn? Warum sollen, nach den verschiedenen Bedürfnissen der Leser, nicht auch verschiedene Ausführungen ein und eben derselben Sache statt finden? Freylich räumen wir gern ein, daß auch diese Freyheit ihre bestimmten Grenzen habe; freylich ist es nur allzu wahr, daß oft die treflichsten Uebersetzer, statt den Geist des Alten überzutragen, uns ohne Noth ihre eignen Gedanken und Bilder verkaufen, und um so viel eher in diesen Fehler verfallen, je mehr ihnen selbst Phantasie und Dichtertalente zu Theil worden sind; allein hier tritt gerade der Fall ein, wo feines Urtheil und Bekanntschaft mit der Denkungsart und dem Ton und den Fortschritten des Zeitalters, für das er schreibt, sich äußern können. Welche Farben für den herrschenden Geschmack zu matt oder zu grell, welche Bilder zu oft gebraucht und unwirksam, welche Ausdrücke zu gemein und verächtlich, welche Tiraden endlich zu gedehnt und zu langweilig sind — alles dieß wird ein kluger poetischer Uebersetzer zu finden und mit gehöriger Behutsamkeit abzuändern wissen: denn sein Endzweck ist offenbar mehr, ein schönes Original, als eine sorgfältige Copie, zu liefern, und vernünftige Leser werdens ihm immer Dank wissen, daß er ihnen die Fehler der Urschrift verborgen und ihr Vergnügen seltner gestört hat. Umsonst wendet man hierwider ein, daß auf diese Art alles Eigenthümliche eines

nes Schriftstellers nothwendig verloren gehen und er aufhören müsse, derselbe Schriftsteller zu seyn. Horaz und Anakreon (wir verstehen die, aus dem letztern in die Blumenlese aufgenommenen Stücke,) unterscheiden sich, ungeachtet beyde an Würde, Lebhaftigkeit und Feinheit gewonnen haben, noch immer hinlänglich von einander, sind noch immer Horaz und Anakreon, und so werden Aeschylus und Euripides, nach gleichen Regeln verdeutscht, stets die nämlichen Dichter bleiben. Gern bescheiden wir uns, daß diese Theorie die Uebersetzung von einigen Stücken des Alterthums, deren Schönheiten größtentheils conventionell sind, äußerst erschwere, von andern völlig unmöglich mache: aber immerhin mögen diese nur in Einer Sprache gelesen werden. Das deutsche Publikum büßt bey einem solchen Verlust sicher nur wenig ein.

Unsre Leser haben es vielleicht schon errathen, daß wir diesen Unterschied zwischen der Uebersetzung eines Dichters, die in Prosa und zwischen der, die in Versen abgefaßt ist, nicht ohne Ursache festgesetzt, und durch ein groses Beyspiel zu bestätigen gesucht haben. Es geschah allerdings blos um der gegenwärtigen Arbeit willen. Der Herr Graf von Stollberg, dem wir übrigens viel Dichtertalente nicht absprechen wollen, schenkt uns hier eine Verdeutschung vom Sophokles, die zwar die Foderung der Treue, einige Stellen ausgenommen, größtentheils erfüllt, aber für eine poetische Uebersetzung schwerlich gelten kann. In der That, je mehr wir die Sache überlegen, desto unbegreiflicher

wird es uns, wie er nach Steinbrüchel mit einer Arbeit hervortreten mochte, die offenbar selten vollkommener und lesbarer ist, als die Arbeit des Schweizers, es müßte denn seyn, daß er auf das Sylbenmaaß einen so überschwenglich großen Werth legte, und dieß als das unterscheidende Merkmaal der Poesie und Prosa betrachtete. Doch um zuvörderst den innern Gehalt dieser Uebersetzung zu prüfen, wollen wir eine Stelle von dem Schmuck des Metrums entkleiden. Kenner mögen dann urtheilen, ob sie noch die membra disjecti poetae finden. Es sey Jokastens Rede S. 183. im Griechischen V. 911—923.

Ihr Fürsten unsrer Stadt, mein Vorsatz ist, mich dem Heiligthum der Götter mit Kränzen und Rauchwerk in der Hand zu nahen: denn Oedipus versinkt, wie dem Weisen nicht ziemt, in Angst und in Leiden aller Art. Ohne Unterlaß vergleicht er diese trüben Tage mit der Vorzeit und hat nur ein Ohr für Schreckenbotschaft. Vergebens vermahne und tröste ich ihn. Zu dir wende ich mich mit meinen Flehen, o Föbos, denn dein Helferarm ist nahe, daß du uns von unsrer Noth lösen wollest. Es schaudert uns allen: denn wir sehen den Steurer, der den Nachen lenkt, für (vor) Angst beben.

Entweder fühlten die Athenienser bey dem Griechischen ihres Sophokles ganz etwas anders, als wir bey dem Deutschen des Hrn. Grafen von Stollberg zu fühlen vermögen, oder ihre Seelen waren weich wie Wachs, wenn solche Reden einen Eindruck

druck zurück lassen konnten, so kalt spricht hier Jokaste. Kurz, die Worte sind übergetragen, aber der Geist ist verflogen. Eben stoßen wir auf eine ähnliche Stelle. Oedipus und Kreon sind im heftigsten Streite begriffen. Jokaste kömmt dazu und läßt sich als Schiedsrichterin vernehmen, wie folget:

Was ists, o Männer, welchen thörichten
Aufruhr erreget eure Zunge? seyd
Ihr schaamlos, itzt in unsres Landes Noth
Euch deß zu kümmern, (sehr undeutsch!) was nur euch betrift.
(zu Oedipus) Du, komm' ins Haus! (zu Kreon) Du, Kreon, geh heim!
Mehrt nicht durch euren Zwist des Volkes Schmerz!

Dieß ist wohl nicht der Ton einer Königin, die aufgebrachte Männer, die Gemahl und Bruder zu beruhigen sucht? — Doch die Wichtigkeit des Unternehmens verdient, daß wir es nicht bey einem allgemeinen Urtheil, oder bey einer kurzen Rüge einzelner Stellen bewenden lassen, sondern eine etwas längere ausheben und genauer durchgehn. Wir wählen den Anfang des Oedipus in Theben. Hoffentlich wird der Hr. Graf mit unsrer Wahl nicht unzufrieden seyn. Da das Stück im Original die größten dichterischen Schönheiten hat, und folglich selbst durch die mittelmäßigste Uebersetzung nicht alles verlieren kann, so erscheint er hier noch immer vergleichungsweise in einem günstigen Lichte.

Oedipus

Oedipus (aus dem Palast tretend.)

O Kinder, jugendliche Zöglinge
Des alten Kadmos, was hat euch vermocht,
Auf diesen Sitzen euch zu lagern, euch
Mit Zweigen, wie die Flehenden es thun,
Zu schmücken? Weihrauchwolken, Seufzer und
Gebete füllen überall die Stadt.
Aus keines Boten Munde wollt' ich es
Vernehmen, Kinder, darum komm' ich selbst,
Ich Oedipus, den jeder preisend nennt.
O sage, Greis, denn vor den übrigen
Ziemts dir zu reden, warum kniet ihr hier?
Was ist es, das ihr fürchtet oder wünscht?
Wie sehn' ich mich, aus aller Noth euch zu
Erretten? unempfindlich müßt' ich seyn,
Erbarmte dieses Kreises ich mich nicht!

Der Oberpriester.

O Herrscher dieser Landes, Oedipus,
Du schauest, welche Schaar dein Heiligthum
Umringt, jedes Alters; diese hebt
Der Fittig kaum, und diese Greise beugt
Die Zeit. Ich bin Zevs Priester! dieses ist
Der Jugend Ausbund; und es knien noch mehr
Der Mengen so mit Zweigen auf dem Markt,
An Pallas Zwillingsheerd, und wo die Glut
Auf Ismänos Altar Weißagung spricht.
Du selber siehst es, wie die Stadt erbebt,
Von Wogen angestürmt, wie sie nicht mehr
Vermag, ihr Haupt emporzuheben aus
Des Abgrunds Schlünden, die den Tod ihr dräun.
Der Erde früchteschwangre Blüten sind
Dahin, die Heerden auf der Trift dahin!
In ihrer Mutter Schooße, die sie nicht

Gebähren

Gebähren konnte, starb der Ehe Frucht.
Der Göttinnen gehäßigste, die Pest,
Die Flammenathmende, die über uns
Furchtbar herschreitet, stürzt die Stadt, verheert
Die Häuser Kadmos, und bereichert mit
Geseufz' und Angstgeschrey den Höllengott.
Zwar achten wir den Göttern dich nicht gleich;
Doch, erster aller Sterblichen, wir knien
An deinem heil'gen Heerd in unsrer Noth,
Ich und die Opferknaben, die du schaust,
Und flehen dir, daß du die Götter sühnest.
Du, der du kamst und löstest Kadmos Stadt
Vom Zwang der Gaben, die wir spendeten
Der blutbegiergen Seherin; gelehrt
Von keinem Menschen, thatst du es; von Gott
Begeistert, warst du unsres Lebens Schutz:
Nun wenden wir uns alle zu dir hin,
Und flehn dir, Oedipus, o bester Mann,
Ersinn' uns Hülfe! Von den Göttern sey
Sie dir verkündigt, oder lerne sie
Von Menschen; denn des Weisen Rathschluß lenkt
Den Ausgang oft, wie wir es selber sehn.
Wohlan, o bester aller Sterblichen,
Erhebe wieder vorsichtsvoll das Land,
Deß Retter du durch Weisheit ehmals warst.
Laß die Erinn'rung deines ersten Werks,
Das uns empor hob, nun nicht schwinden, wenn
Wir wieder sinken! Du beherrschtest uns
Mit gottgesandtem Glück; sey wieder dir
Selbst gleich! — O schöner ist ein Königsthron,
In volkerfüllter, als in leerer Stadt.
Wie unnütz ist die Festung und das Schiff,
Wenn sie verlassen sind und menschenleer!

Genug zur Probe! Wir werden dem Verf. Vers vor Vers folgen. O Kinder, was hat euch vermocht, auf diesen Sitzen euch zu lagern, euch zu schmücken? So spricht weder der Dichter, noch der Grieche. Letzterer braucht wohlbedächtig das verkürzende, kräftigere Particip geschmückt und rückt dadurch das Bild dem Auge näher und ersterer würde, gesetzt, es stünde auch im Griechischen, das schleppende, was hat euch vermocht, lieber mit der natürlichern, lebhaftern Frage: was führt euch zu diesen Altären? vertauscht haben. Mit Zweigen, wie die Flehenden es thun. Viel zu prosaisch! Im Texte steht ἱκτηρίοις κλαδοισιν, mit dem Zweige der Flehenden. Aus keines Boten Munde wollt' ich es vernehmen, Kinder, darum komm' ich selbst. Richtig zwar; aber auch nachdrücklich, auch stark? Wie ganz anders der Grieche? Wie viel sagt sein δικαιων! wie viel gewinnt er durch die Stellung der Worte! und das herzliche αυτος ὡδ' εληλυθα hier bin ich selbst gegen das kalte darum komm' ich. Was ist es, das ihr fürchtet oder wünscht? Abermals eine Auseinanderzerrung des Gedankens. Warum nicht: Was wünscht, was fürchtet ihr? Aus aller Noth euch zu erretten, sehr erbaulich, sehr kanzelmäßig! und endlich: Erbarmte dieses Kreises ich mich nicht! Eine ganz undialogische Trennung des Vorwortes vom Zeitworte. Weit ungezwungner und mehr im Sinne des Originals: Erbarmt' ich dieser Leidenden mich nicht. So der König. Der Priester unterschei-

det sich in nichts von ihm, als daß er unbestimmter und unrichtiger spricht. Doch wir wollen auch seine Rede genauer durchgehen. Gleich der Anfang klingt so sprachwidrig, als möglich. **Du schauest, welche Schaar dein Heiligthum umringet, jedes Alters.** Womit soll man jedes Alters verbinden? Was bey dieser sonderbaren, und wegen der Folge sogar unnöthigen Ellipse suppliren? **Diese hebt der Fittig kaum.** Welcher Fittig? Im Griechischen heißt es: Diesen fehlt die Kraft, einen entfernten Flug zu wagen, d. h. etwas zu unternehmen, sich selbst zu rathen. Und so ist das Bild deutlich, wiewohl wir es im Deutschen doch lieber mit einem bekanntern vertauscht haben würden. **Der Jugend Ausbund** für die auserlesensten Jünglinge, oder die Blüthe der Jugend wollen wir nicht einmal als einen, für den Ton des Ganzen zu unedlen Ausdruck rügen. Aber wohin verirrte sich der Herr Graf, als er den folgenden Vers durch **und es knien noch mehr der Mengen so mit Zweigen auf dem Markt** übersetzte? Sophokles sagt: Hier an den Altären, die vor deinem Palaste stehn, siehst du Kinder, Jünglinge und graue Priester versammelt, *το δ'αλλο φυλον* das übrige Volk sitzt auf dem Markt, oder wallfahrtet zu den beyden Tempeln der Pallas und zum Fluße Ismen. Doch die ganze Stelle gehört unter die verunglückten. Aus den *διπλοις ναοις* ist, wir können nicht begreifen, warum? ein **Zwillingsheerd** geworden, und der Ismänos hat seine angestammte Länge verloren. Ueberhaupt scheint der

Herr Graf mit der Prosodie nicht eben in dem besten Vernehmen zu stehen. Besser unten finden, wir Polybes und Merope. Wir würden diese Kleinigkeiten übergehen, wenn nicht die übergroße Genauigkeit in der griechischen Rechtschreibung zu dieser Kritik berechtigte. Die folgenden sechs Zeilen sind leidlich, aber **In ihrer Mutter Schoße, die sie nicht gebähren konnte, starb der Ehe Frucht!** Wir erstaunten, als wir den Griechen zur Hand nahmen, und für zwey Jamben drey Worte fanden, um so mehr, da das Deutsche **ungeboren** dem *αγονος* vollkommen entspricht. **Zwar achten wir den Göttern dich nicht gleich.** Durchaus wörtlich, schade nur, daß sich der Leser bey diesem sonderbaren Gruße nichts denkt! Bald nachher, welch eine Constructionsfolge?

Du der du kamst und lös'test Kadmos Stadt
Vom Zwang der Gaben, die wir spendeten
Der blutbegier'gen Seherin, gelehrt
Von keinem Menschen thatst du es; von Gott
Begeistert, warst du unsres Lebens Schutz:
Nun wenden wir uns alle zu dir hin.

Das heißt, nicht blos die Gesetze des Dialogs, die der Uebersetzer öfter vernachläßigt, sondern auch alle Regeln der Rhetorik vorsätzlich übertreten. Wir mißbilligen die Versetzung des Zeitwortes nicht unbedingt. Es ist vielleicht keine Inversion denkbar, die nicht irgendwo mit Vortheil sollte angebracht werden können. Allein diese hier ist offenbar ein Kind der Bequemlichkeit. **Und flehn dir,**

Oedipus,

Oedipus, o bester Mann, κρατιστον πασι καρα Ersinn' uns Hülfe. Wie undeutsch! Von den Göttern sey sie dir verkündigt, oder lerne sie von Menschen. Nicht doch! Sophokles sagt: „Hilf uns, es sey nun, daß du durch einen Götterspruch unterrichtet, oder von einem weisen Sterblichen belehrt wurdest.“ Im Deutschen klingen die Worte, wie ein Befehl des Priesters. Des Weisen Rathschluß lenkt der Ausgang oft, wie wir es selber sahn. Sehr kraftlos ist diese schöne Sentenz ausgedrückt. Man vergleiche den Text. Daß es doch dem Hrn. Grafen nie einfalle, seine Hand an den spruchreichen Euripides zu legen! Erhebe wieder vorsichtsvoll das Land! Abermals ganz ohne Gewicht, ohne Kraft! Welch ein Nachdruck in der vierfachen Anrede des Originals! „Auf! edelster aller Sterblichen! rette den sinkenden Staat! Auf! schaue vorsichtig umher!“ Derselbe Vorwurf trift den Schluß der Rede. Nirgends Gefühl, nirgends Wärme. Kein Gedanke erschöpft. Hier und da ein pomphaftes Wort, (z. B. gottgesandtes Glück) das sich, wie ein stattlich gekleideter Ritter unter Menschen im Alltagsgewand, ausnimmt.

Wahrscheinlich werden sich unsre Leser nicht sehnen, mehrere Stellen auf gleiche Weise durchgegangen zu sehn. Aber vielleicht dürften Manche, die Steinbrüchels Arbeit nicht bey der Hand haben, ein Stück aus beiden Uebersetzungen zur Vergleichung abgedruckt wünschen. Diesen zu gefallen, schreiben wir Nachstehendes aus dem zweyten

Akte des Oedipus ab. Es ist die berühmte Rede, durch welche Kreon sich gegen den Verdacht des Königs zu vertheidigen sucht.

Oedipus (sagt.)

Nun zeigst du dich als einen argen Freund.

Kreon.

Nein! wenn du's so, wie ich, erwägen willst.
Zuerst betrachte: würde jemand wohl
Des Throns und aller Schrecken, die er giebt,
Begehren, und nicht lieber ohne Furcht
Der Ruhe pflegen, wäre die Gewalt
Ihm dennoch gleich? (wie schielend und undeutlich!)
Mir selbst ists nicht so werth
Ein König seyn, als das, was Königen
Gebührt, zu thun, und der bescheidne Mann
Denkt stets also: und hab' ich nicht durch dich,
Was ich verlang', und alles ohne Furcht?
Herrscht' ich, wie viel müßt' ich unwillig thun?
Wie könnte wohl die Königswürde, mir,
Als kummerlose Herrschaft, süßer seyn?
O nein, so thöricht bin ich nicht, daß ich
Nicht wählte, was mir beßern Nutzen bringt!
Nun bin ich Aller Freund, mit Lieb' empfängt
Mich jeder, und wer dein bedarf, der fleht
Mich an, und du gewährest alles ihm.
Wie sollt' ich jenes wählen, dieß verschmähn?
Deß Herz ist böse, deßen Wahl hier schwankt.
Ich habe diesen Rathschluß nicht gehegt,
Und möchte keines andern Helfer seyn.
Willst du erforschen, ob gegründet ist
Dein Argwohn, gehe hin gen Pütho, frag',
Ob ich des wahren Spruchs Verkünder sey,

Und

Und triffst du mit dem Zeichendeuter mich
Im Bunde, nicht allein sprichst du alsdann
Mein Todesurtheil, selber sprech' ichs auch.
Laß deinen Argwohn nicht mein (meinen) Richter
seyn.
Gerecht ists nicht, den guten bös', und gut
Den bösen Mann zu nennen ungeprüft.
Und minder strafbar ist nicht, wer den Freund
Verstößt, als wer sich selbst das Leben raubt.
Das wird die Zeit dich lehren; sie nur stellt
Den Redlichen in seiner Unschuld dar,
Den Bösen aber zeigt ein einz'ger Tag.

Dieß giebt Steinbrüchel also:

Oedipus.

Eben das, (die Erhebung Kreons) macht deine Verrätherey schwärzer.

Kreon.

Keine Verrätherey! Das wirst du sehn, wofern du mich anhörst, wie ich dich anhörte. Glaubst du wohl, daß zwischen dem Throne, mit allen den Schrecknissen, die ihn umgeben, und zwischen einem gleich rühmlichen Range, wo aber nichts den sanften Schlummer stört, die Wahl schwer sey? Geboren ohne Ehrgeiz, strebte ich allezeit weniger nach dem Titel eines Königs, als nach dem Ruhme eines guten Bürgers; und so denkt jeder Vernünftige. Frey von Gefahr, genieße ich durch dich, was mein Herz wünschen kann. Selbst auf dem Throne, wie oft müßt' ich meine Neigung verläugnen! Wie sollte ich denn ein fast unumschränktes und zugleich unbeneidetes Ansehn um ein solches Diadem zu vertauschen wünschen? Nein, so sehr ist noch mein Geschmack nicht verdorben, daß ich den Werth

meines Glücks nicht empfinden sollte. Alles kömmt meinen Wünschen zuvor. Geliebt von Allen, von Allen geschmeichelt, bin ich die Stütze Jedes, der dich anfleht. Durch mich fließen deine Wohlthaten auf Jeden. Und diese Vortheile alle sollte ich gegen die Last einer Krone hingeben? Auf diese Höhe des Unsinns kömmt man nicht mit einemmale. Mein Herz verabscheut den bloßen Gedanken der Untreue, und, ferne das Haupt eines Aufruhrs gegen meinen König zu werden, würde ich erröthen, ein Mitschuldiger zu seyn. Glaubest du meinen Schwüren nicht, so glaube dem Orakel; frage den Gott, ob meine Erzählung wahrhaftig sey. Findest du, daß ich mit dem Tiresias im Bunde bin, so will ich sterben; nicht von dir allein, von mir selbst verurtheilt, will ich sterben. Aber auf einen blinden Argwohn schwärze mich nicht so mit dem häßlichsten Verbrechen. Böse für Gute und Gute für Böse ohne Grund zu nehmen, ist beides Ungerechtigkeit: und sich eines redlichen Freundes berauben, das heißt sich selbst das Leben, das heißt, sich das nehmen, was uns das liebste ist. Doch dieß alles wird die Zeit aufheitern. Die Zeit rechtfertigt den Redlichen; den Lasterhaften zu erkennen ist ein einziger Tag genug.

Sollte man nicht schwören, daß hier ein Dichter in Prosa und dort ein Prosaist in Versen spräche? Es sey ferne von uns, daß wir Hrn. Steinbrüchels Arbeit unbedingt in Schutz nehmen, oder für das Meisterstück einer prosaischen Uebersetzung erklären sollten. Sie hat ebenfalls ihre mannichfaltigen Flecken und Schwächen. Allein man bemerke auch, daß sie nunmehr beynahe dreyßig Jahr

alt

alt ist, und wie tief unter ihr kommt, selbst in Absicht auf Treue, des Hrn. Grafen Versuch zu stehen! Unsre neuesten Uebersetzer bedenken überhaupt nicht genug, in welcher Epoche der Litteratur sie schreiben. Es war einmal eine Periode, (ihr Anfang fällt ungefähr mit dem Ursprunge unserer Bibliothek zusammen,) wo jede griechische Uebersetzung, als eine Seltenheit, begierigst gekauft und, wenn sie nur nicht unter aller Kritik war, gepriesen wurde: dieser Zeitpunkt aber ist längst vorüber. Theils hat die größere Bekanntschaft mit den Originalen die Sehnsucht für die Copien gemindert, theils bedarf unsre mehr ausgebildete Sprache fremden Zuwachses und fremder Bereicherung weniger, theils ist durch die Sündfluth von Verdeutschungen aller Art dem Kunstrichter ein wahrer Ekel beygebracht, theils endlich der Geschmack der Leser durch verschiedene gute Muster verwöhnt, oder, genauer zu reden, berichtiget worden. Wem also nicht ganz vorzügliche Sprachkenntnisse, ein feines Gefühl und eine nicht zu ermüdende Geduld eigen sind, der unterziehe sich einer so unbelohnenden Mühe nicht. Zum Unglück scheint dem Hrn. Grafen von allen diesen Erfordernissen keines im vorzüglichen Maaße zugetheilt worden zu seyn. Nothdürftig mag er seinen Sophokles wohl verstehn, aber schwach nur hat er ihm nach empfunden, noch schwächer ihm nachgesungen. Und dann, der Fleiß, die Anhaltsamkeit im Feilen und Ausputzen! Leider sind des Hrn. Grafen eigne Gedichte von dieser Seite fast ganz vernachläßigt; kann man hoffen, daß er sei-

der angenommenen Kinder sorgsamer gepflegt haben werde?

Gern sagten wir noch etwas zum Lobe der vorausgeschickten Lebensbeschreibung des Sophokles: allein auch das können wir nicht, ohne wider unsere Ueberzeugung zu schreiben. Jede Zeile verräth die Anstrengung, die es dem Verf. gekostet hat, um von seinem Dichter in dem Tone eines Begeisterten zu sprechen, und ungeachtet der affektirten hohen Simplicität, jagt immer eine gedrechselte Metapher die andre. Nur noch den Zierrath des Sylbenmaaßes — und manche Perioden würden als Poesie die besten Reden des Griechen, es versteht sich in der deutschen Nachbildung, verdunkeln. — Uebrigens hätte es der eingeschalteten weitläuftigen Disquisition nicht bedurft, um Sophokles moralischen Charakter, in Absicht auf den Schluß der Trachinierinnen, zu retten. Abgerechnet, daß der Dichter hier nicht als Erfinder, sondern als Nacherzähler einer bekannten Sage (man vergleiche Apollodor II. 7, 7. und Ovid. Metam. IX. 279.) anzusehn ist, so verträgt sich sogar Herkules Befehl an den Hyllus mit dem rohen Geiste der Heldenzeit sehr gut, und selbst die Antwort des Letztern beweist zum Theil, daß Sophokles die Denkungsart jener Tage vor Augen hatte. Hyllus sucht der Verbindung mit Iolen nicht, wegen der nahen Verwandschaft, sondern weil sie die Mörderin seines Vaters ist, auszuweichen.

IV. Johann

IV.

Johann Georg Schloßers kleine Schriften. Erster bis fünfter Theil. Basel, bey Karl August Serini, von 1779—1787. 8.

Wenn die Absicht der Bibliothek keine andre wäre, als sich mit dem Publikum von Meße zu Meße über die neuesten Schriften zu unterhalten, so würden wir freylich mit der Anzeige einer Sammlung, deren erster Theil bereits zum zweytenmal aufgelegt worden ist, viel zu spät kommen. Bekanntlich aber ist dieß der Fall der Verfasser so wenig, daß sie gewöhnlich die Anzeige mancher Bücher mit allem Fleiße verschieben, bald um die aus eignem Nachdenken entspringenden Reflexionen mehr zu berichtigen, bald um die Vorliebe der Leser in etwas erkalten zu lassen, und einem unpartheyischen Urtheile leichtern Eingang zu verschaffen, bald endlich um auf die vortheilhaften oder nachtheiligen Wirkungen, die das Buch erzeugt hat, einen Seitenblick werfen zu können. Wirklich verdienten die vor uns liegenden kleinen Schriften diese bedächtliche Zurücklegung um so mehr, je mannichfaltiger und reicher ihr Inhalt und je getheilter der öffentliche Beyfall war. Itzt, dünkt uns, sind wir im Stande, etwas reiferes und geprüfteres über sie sagen zu können, und wir hoffen, uns jeder oblie-

genden Pflicht zu entledigen, ohne weder den Rechten der Kritik etwas zu vergeben, noch dem Verf., für den wir immer eine nicht geringe Hochachtung hegten, zu nahe zu treten. Zuerst ein Wort im Allgemeinen über seine Manier, die Gegenstände anzusehen und darzustellen.

Unter den mannichfaltigen Methoden zu philosophischen Resultaten zu kommen, ist unstreitig keine für die Erweiterung der Wissenschaften ersprießlicher und, im Ganzen genommen, empfehlungswerther, als die von Hrn. Schloßer befolgte. Alle schon vorhandene Eindrücke und erlernte Meynungen, so viel als möglich, verläugnend, und um alles, was Andre vor ihm träumten und dachten, unbekümmert, geht er, an der Hand der Erfahrung, fast immer seinen eignen Gang, beobachtet, sammlet, vergleicht und urtheilt. Wir müßten uns sehr irren, oder dieß ist gerade der vorzüglichste Weg, der zu neuen Aussichten und Entdeckungen führt, und daß ihn Hr. Schloßer mit Vortheil betrat, kann man, ohne ungerecht zu seyn, schwerlich läugnen. Allein so sehr dieß eines Theils einleuchtet, so gewiß ist es auf der andern Seite, daß er den Kreis seiner Erfahrung weder gehörig erweitert, noch auch so vorsichtig, als man wohl erwarten sollte, umher schaut. Seine Folgerungen, statt auf Allgemeinheit Anspruch zu machen, sind nicht selten, in Ansehung ihrer Gültigkeit, ganz an die besondern Bestimmungen des Orts und der Zeit gebunden, und seine Urtheile oft durch bloße Zufälligkeiten und unbedeutende Nebenumstände

gelei=

geleitet. Wie natürlich, daß manche seiner Sätze, Bemerkungen und Maximen bey genauerer Aufmerksamkeit sogleich unrichtig befunden werden, und andre nur unter so vielen Einschränkungen und Bedingungen bestehen, daß ihnen im Gebiete der Philosophie nicht wohl eine Stelle vergönnt werden kann. Bey einem Manne von geringern Talenten und Kenntnissen würde diese Einseitigkeit vielleicht nicht sonderlich befremden — wir sind sie seit einiger Zeit durch verschiedene deutsche Philosophen so ziemlich gewohnt worden — bey Hrn. Schlosser hingegen befremdet sie allerdings. Man braucht nur wenig von ihm gelesen zu haben, um mindestens den Mann von Scharfsinn in ihm schätzen zu lernen; und ist nicht schon diese einzige Eigenschaft ein sichres Verwahrungsmittel gegen jedes einseitige Räsonnement? Unläugbar ist sie's, und sie würde es auch gewiß für unsern Philosophen gewesen seyn, wofern er sie stets angewandt hätte, um heller und richtiger, nicht um blos anders als die übrigen Sterblichen zu sehn. Wir glauben aber, im Ernste, ihm nicht zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daß das Meynen und Fürwahrhalten anderer Menschen ihn nicht selten in seinen Aeußerungen bestimme, und daß er oft nur um deßwillen die entgegengesetzte Parthey ergreife, weil es noch Niemanden sie zu ergreifen einfiel. Wer erräth nicht von selbst, was Hr. Schloßer in vielen seiner Abhandlungen aufstellt? Paradoxe, zweydeutige Behauptungen, statt neuer, erwiesener Wahrheiten, und glänzende Einfälle, statt wichtiger Resultate.

Es wäre beynah ein Wunder, wenn diese so eigne Art, sich in seinen philosophischen Betrachtungen lenken zu lassen, nicht auch eigne Folgen für Darstellung und Vortrag gehabt hätte. In der That nähert sich Hr. Schloßer in der Manier, seine Räsonnements zu vertheidigen, den Sophisten des Alterthums eben so sehr, als er ihnen in der Absicht, nicht zu überzeugen, sondern zu überraschen, und mehr zu blenden, als zu erleuchten gleichkömmt. Alle Mittel, die der Scharfsinn jemals erfand, Unwahrscheinlichkeiten einen wahrscheinlichen Anstrich zu leihen, stehen ihm zu Gebothe. Bald spricht er abgebrochen und sententiös, um die Leser zu überreden, hier liege ein tieferer Sinn versteckt, als die Worte wirklich enthalten; bald bedient er sich der Waffen des Witzes, um durch auffallende Vergleichungen und gehäufte Aehnlichkeiten und Antithesen zu übertäuben; bald hüllt er sich in den Nebel der Deklamation, um heimlich zu erschleichen, was er öffentlich nicht zu erobern vermag; bald ersetzen Schilderungen und lebhafte Sprache den Mangel von Beweisen und Gründen. Diese Künste wirken indeß auf Erfahrne wenig oder gar nicht. Der Wahn, etwas Unterrichtendes und Durchdachtes gelesen zu haben, verschwindet gewöhnlich in dem Verhältnisse, wie man die Sache zu beleuchten und zu zergliedern anfängt. Fast überall vermißt man sodann jenen lichtvollen Zusammenhang, jene Bündigkeit in der Schlußfolge, jene Deutlichkeit und Ordnung, die den beßern philosophischen Schriften eigen ist. Oft legt man eine

ne Abhandlung bey Seite, ohne sich eines befriedigenden Resultates deutlich bewußt zu seyn: so sehr durchkreuzen und verwirren sich die Ideen des Verf. und so wenig bemüht er sich, alles auf einen festen Punkt hinzuleiten. Mehr denn einmal dachten wir an gewisse Gärten, die uns die schönsten einzelnen Partien aufweisen, allein, man betrachte sie, wie man will, nie als ein wohlangelegtes, übereinstimmendes Ganze erscheinen.

Auch in Rücksicht der Sprache, in sofern von Richtigkeit und Klarheit die Rede ist, gehört Hr. Schloßer eben nicht zu den nachahmungswürdigsten Mustern. Abgerechnet, daß er sich, wir können nicht ergründen, warum? die seltsamsten Constructionen und verschraubtesten Perioden erlaubt, so ist auch sein Ausdruck, man sehe auf den Gebrauch der Wörter an sich, oder auf ihre Stellung, so schwankend und unbestimmt, daß es oft Anstrengung kostet, den wahren Sinn zu errathen. Letzteres gilt insbesondere von dem relativen Pronomen er, dessen eigentlichen Bezug man zu verkennen stets in Gefahr ist. Ueberhaupt erhellt es nur gar zu deutlich, daß Hr. S. das Sonderbare und Abweichende in der Schreibart eben so sehr liebt und sucht, als in seiner Manier zu philosophiren. Zehn Fälle gegen einen, und man wird die gewöhnliche Redensart mit der unnatürlichen, die bekannte mit der fremden vertauscht finden, und das alles, nicht, weil der Gegenstand und die Materie darauf führten, nein, um einen Kitzel zu befriedigen, der, zu gutem Glücke, außer ihm nur

noch

noch Wenige sticht. Doch zum Beweis unsrer Beschuldigungen. Unstreitig werden wir ihn am einleuchtendsten führen, wenn wir dem Verf. durch eine Abhandlung Schritt vor Schritt folgen. Wir wählen mit Vorbedacht eine der später geschriebenen, und, um nicht ohne Bezug auf die Bibliothek zu wählen, die Vorlesung über Zweck, Blüthe und Verfall der Wissenschaften und Künste. (Th. 5. S. 225.) Zwar, der Aufschrift zufolge, ist es nur Bruchstück einer Vorlesung: allein unsre Leser werden sehen, daß Hr. S. den Satz, den er aufstellt, ausgeführt hat. Vielleicht war es ohnehin nur bescheidene Sprache. Hier ist, (denn die Abhandlung wörtlich einzurücken, duldet selbst der Raum dieser Blätter nicht,) ein möglichst vollständiger und getreuer Auszug.

Wissenschaften und Künste haben unter den Menschen nie im Ganzen genommen geblüht, sondern einige sich blos von Zeit zu Zeit vorzüglich ausgezeichnet. Sogar in der Geschichte Griechenlands giebt es nur eine einzige, kleine Epoche, wo sie insgesammt ihrem wahren und einzigen Ziele zustrebten: aber diese Epoche ging bald vorüber. Einen ähnlichen Zeitpunkt scheinen sie jetzt unter uns zu erleben, schade, daß manche widrige Umstände ihn zu verkürzen drohen.

Nicht immer trachteten die Sterblichen nach vielen Wissenschaften und Künsten. Das glückliche Zeitalter der Patriarchen entbehrte der meisten. Erst als das Menschengeschlecht sich mehrte und zerstreute, erst als es anfing, wider die Elemente, den

Man-

Mangel und tausend Bedürfnisse und Gefahren zu kämpfen, erst da erfand und bewahrte es Wissenschaften und Künste, um sich und seinen Nachkommen für itzt und für die Zukunft Bequemlichkeit und Sicherheit zu verschaffen.

Diesen Satz drückt Hr. S., denn unsre Leser sollen das Vergnügen, ihn selbst reden zu hören, nicht zu lange einbüßen, also aus: „Aber wie der Men„schen mehrere wurden; wie sie sich zerstreuen muß„ten auf der weiten Oberfläche der Erde, unter so „verschiedene Himmelsstriche, an Seen, an Flüs„se, in Wälder, wo bald die schauervollen Phä„nomene der Natur sie schreckten, bald das reißende „Wild sie angriff, bald der Mangel der Nahrung „ihrem Leben drohte; bald Schnee und Regen und „Hagel und Frost und Hitze ihre Haut verbrannte „und ihr Blut erstarren machte — wie war es da „möglich, daß nicht täglich neue Erfahrungen neue „Ideen weckten, neuer Mangel neue Vorsicht fo„derte, neue Zufälle neue Erfindungen nöthig „machten?“ (So weit, einige Kleinigkeiten und das Deklamatorische abgerechnet, ganz gut, aber nun:) „Und wie sollte der Mensch in dem Chaos „von Ideen (was heißt das hier? Wenn es auch einen Sinn hat, so ist es doch um einige Zeilen zu früh gesagt. Ohne das Nachfolgende kann es wenigstens unmöglich verstanden werden,) „sich hel„fen, wie sich für künftige Zeiten sichern und vorse„hen, wie sich mit der Natur behelfen, die sich „ihm oft so fürchterlich zeigte, wenn er sich nicht „mit Künsten durchgearbeitet, wenn er seine Ideen

„und

„und Erfahrungen nicht in Wissenschaften zusammen„gereiht und sich und seinen Nachkommen nicht ei„nen Faden gesucht hätte, wie er (die Nachkommen also nicht?) „lernen sollte, mitzugehn den „großen Gang der Natur, den er nicht halten „konnte; (vermuthlich doch für aufhalten, hemmen, abändern? Aber warum dann so zweydeutig und schielend? Oder soll es wirklich heißen: mit der er nicht gleichen Gang halten konnte? Wir wollen es nicht hoffen.) „zu überschauen für „gegenwärtige und künftige Zeit den kleinen „Zirkel seiner Existenz, und da für die Selig„keiten, welche die Natur ihm selten, nur für „Augenblicke zeigte, mit eigner Kunst andre „zu pflanzen, die er pflücken konnte, so oft „sein zweytes Bedürfniß es verlangte!“ (Welch ein Aufwand um einen so winzigen Gedanken, daß sichs nicht der Mühe verlohnt, ihn aus diesem Wortschwall heraus zu wickeln. Doch Metaphern und Allegorien sind für den Verf. selten ein Feld, wo er Lorbern einärntet.)

Zwang also und Gewalt entfernten den Menschen von der ursprünglichen Einfalt und nöthigten ihm Wissenschaften und Künste auf, und möchte er sich doch nie von dieser so richtigen Bahn verirrt haben! Allein leider! griff er bald nach jenen Afterwissenschaften und Afterkünsten, die Roußeau mit Recht das Gift der Menschheit nennt. Gleichwohl giebt es eigentlich nur Eine Wissenschaft, der alle übrige untergeordnet sind, und diese Eine ist die Wissenschaft der menschlichen Glückselig-

keit,

keit, oder die eigentliche Moral. Kein Zeitalter aber, von der Sündfluth an bis auf unsre Tage, kann sich rühmen, die Moral in ihrer Blüthe gesehen zu haben. (Hätte es ein solches gegeben, so würde dieß das goldene seyn, und — man höre den ausnehmend bündigen Schluß! — da auch unser Zeitalter nicht das goldene ist, so sind wir eben deshalb berechtigt, zu sagen, daß die Wissenschaften und Künste seitdem zerfallen sind.)

Diesen Satz bestätigen die sämtlichen Annalen der Menschheit. Alle beweisen, daß man fast noch nicht einmal ahndete, daß alle Wissenschaften und Künste nur so viel Hauptstücke in dem großen System der Sittenlehre wären, und doch verhält sichs so, wie aus folgender Entwickelung klar wird.

Der Zweck der Natur, den Niemand hindern, verändern und hemmen kann, ist die Vollkommenheit des Ganzen, (oder, wie sich Hr. S. sehr identisch ausdrückt, der Zweck des Universums ist ihr Zweck;) ein Theil dieses großen Zweckes, daß die Menschen selbstthätig handeln. Um jenen allgemeinen nicht zu stören, ist jedem Wesen sein Posten angewiesen, und der Gang, den es wandeln soll, vorgezeichnet, um diesen besondern zu befördern, mit Selbstthätigkeit Genuß verbunden worden. So entstehen die beiden großen Haupttheile der Moral, der eine: Wir leiden, was wir müssen; der andre: Wir genießen, wie wir handeln. Aus diesem System folgen, in Bezug auf das uns verliehene Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, drey Regeln der Sittenlehre,

und in diese vertheilen sich alle Wissenschaften und Künste.

Die erste: Sichre und schütze dich nach Kräften gegen die Gewalt der Natur und gegen die mächtigen Maschinen, mit denen sie auf ihre großen Zwecke losarbeitet, und leide geduldig, wo dein Widerstand zu schwach ist. Auf diese Regel gründen sich die Kenntniß der Naturgeschichte, die Sammlung physischer Erfahrungen, die Arzneykunde, die Chimie, die Wissenschaft vom physischen Zustand des Menschen, die Baukunst, die Mechanik, die Hydraulik, die Meßkunde, die Zeitkunde. „Alle diese Wissenschaften, „sagt Hr. S., lehren uns ahnden den Gang der „Natur, vor dem wir uns sichern sollen, lehren „vorsehen ihre große Revolutionen, und uns und „ganze Völkerschaften verwahren gegen die Stöße, „welche unser kleines Menschensystem leiden mußte, „damit das große System des Universums erhalten „und seinem Zweck nach geführt werde.“ — Wo sie nicht auslangen, tritt die höhere Theologie, die weisere Philosophie, ein und läßt uns ahnden „einen allgütigen Gott, der alles lenkt, treibt und „regiert, und diese Aussicht füllt uns mit der Hoff„nung zu tragen, was die alles übersehende Weis„heit planirt hat.“

Die zweyte Regel gebietet uns: aufzusuchen alle die wohlthätigen Empfindungen, die uns von der Natur zu Theil geworden sind; zu schärfen die Organe, womit wir genießen, zu stärken die Kräfte, wodurch wir sie selbstthätig

tig sättigen können; daß wir der Natur ab-verdienen ihre Geschenke, und wo ihr großer Plan sie gegen uns kärger macht, uns selbst schaffen, womit wir unsre nach Genuß schmachtende Empfindungen vergnügen können; oder mit verständlichen Worten, denn dieß ist nicht unsere, sondern Hrn. Schloßers Sprache: Die zweyte Regel empfiehlt uns, alle angenehme Gefühle, sinnliche und geistige, die in uns liegen, hervor zu rufen, sie zu stärken und zu veredlen, und das Reich des Vergnügens für uns nach Möglichkeit zu erweitern. Wissenschaften und Künste, die dahin abzielen, sind abermals die Kenntniß des physischen Menschen und die Arzneykunde, die Gymnastik und Tanzkunst, der Feld- und Bergbau, die Sprach- und Schreibkunst, die Handlungswissenschaft, Schiffahrt und Kriegskunst, endlich die höhere Philosophie, Malerey, Gartenkunst, Poesie und Musik.

Die dritte und wichtigste Regel: Mache dir's zur Pflicht, den gegenwärtigen Augenblick, den Punkt von Wohlseyn, in dem du jedesmal stehst, gegen die Masse von Seligkeit im ganzen Umfang und in der ganzen Dauer von Menschenexistenz abzuwiegen und nur nach dieser (Existenz, oder Dauer, oder Masse?) zu wählen; d. h. damit Niemand hinter diesem Bombast mehr vermuthe, als wirklich dahinter steckt: Ueberlaß dich nicht jedem einladenden Genuße, sondern berechne den Werth eines Vergnügens, das sich dir darbietet, stets nach den Folgen, die es

für dich und das Menschengeschlecht haben kann. Auf diese Regel gründen sich Philosophie, reinere Theologie, Rechtswissenschaft, Politik, Staatswirthschaft, Beredsamkeit und Geschichte.

So verbunden zu dem großen Zwecke der menschlichen Glückseligkeit sind alle Wissenschaften: aber frühzeitig wurde das schwesterliche Band zerrißen. Zuerst trennte sich die Regierungskunst, indem sie, statt für Alle zu sorgen, alles auf Einen einschränkte. Nicht beßer machte es die Theologie. Was Despoten erzwangen, suchten Priester durch List und Betrug zu erjagen. Auf einmal verlor sich die Liebe für Gerechtigkeit, männliche Gesetzgebung und weise Ordnung, und Geiz, Ehrbegierde und Herrschsucht verrückten das Ziel der Politik, Regierungskunst, Rechtswissenschaft und Staatswirthschaft. Theologie und Rechtslehre wurden von den übrigen Wissenschaften ausgestoßen, und diese gingen, als das Gleichgewicht und die Harmonie einmal unter ihnen verloren war, bald auch ihren verkehrten Gang. Die Heilkunde wurde zum Handwerk; die Dichtkunst sang mächtigen Thoren Gaßenlieder; des Malers Grazien verwandelten sich in Buhlschwestern, und selbst die Philosophie schränkte sich auf Systeme ein, ohne für das Wohl der Menschheit zu arbeiten. Freylich stand dann und wann ein großer Mann auf, aber das ist noch keine Blüthe, noch keine Herstellung der Wissenschaften und Künste: denn wer, der ihre Natur kennt, kann sagen, daß sie einzeln blühen können, und wer, der Geschichte studirt hat, daß

sie

sie jemals zum Wohl der Menschen verbunden gewesen wären? Eben deshalb fielen und mußten sie fallen, weil sie nie auf einen allgemeinen Zweck losarbeiteten, und durch nichts, als durch zufällige Laune, zusammen gehalten wurden. Wirklich ist auch das goldne Zeitalter der Wissenschaften und Künste nicht eher zu erwarten, als bis einmal ein zweyter Theseus regiert, und ein neuer Baco, ein neuer Sokrates, ein neuer Homer, ein neuer Leibnitz, ein neuer Montesquieu und ein neuer Newton zusammen leben und Freunde sind. So weit Hr. S. Es sey uns vergönnt, seine Behauptungen itzt genauer zu prüfen.

Der Hauptsatz, den er sich zu beweisen vornimmt, ist, wie Jeder bemerkt, kein andrer, als: Wissenschaften und Künste haben nie im Ganzen, sondern immer nur einzeln geblüht, und sie konnten nie vereint blühen, weil sie der Moral bis itzt noch nicht untergeordnet wurden, oder mit andern Worten, weil die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit noch nicht ihr gemeinsamer Zweck war. Das erste, was hierbey sogleich ins Auge fällt, ist das Willkührliche in dem angenommenen Merkmale. Wir läugnen nicht, daß Wissenschaften und Künste dem Menschen um so viel schätzbarer und verehrungswürdiger seyn müssen, je mehr sein Glück durch sie erhöht und vermehrt wird; aber hiervon kann die Beurtheilung ihrer Vollkommenheit unmöglich abhängen. Welcher General wird einräumen, daß die Kriegskunst die höchste Stufe er-

stiegen habe, wenn sie, nach des Verf. Ausdruck, dem Menschen dient, das schönste Geschenk der Natur, die angeborne Freiheit, gegen Gewalt und Despotismus zu schützen? Oder, wer mag behaupten, die dramatische Poesie sey deshalb gesunken, weil sie unter uns jene allgemeinen und wohlthätigen Wirkungen nicht mehr hervor bringt, die sie, gültigen Zeugnissen zufolge, einst unter den Griechen erzeugte? Ueberhaupt aber ist gar nicht abzusehn, wie nach Hrn. S. Foderungen jemals von Blüthe der Wissenschaften und Künste die Rede seyn könne. Sein schönes Ideal von der Vereinigung aller zu Einem Zwecke mag für eine platonische Republik paßen, für die wirkliche Welt paßt es nicht. Hier wird sicher, so lange Menschen Menschen bleiben, der Zweck der Wissenschaften und Künste nie allgemein anerkannt, nie allgemein befördert, nie allgemein begünstiget werden; hier wird man selbst von einzelnen Wissenschaften nie sagen dürfen, sie haben geblüht. Man nenne uns die Zeit, wo die Malerey und Bildhauerkunst in Griechenland nicht entweiht, die Poesie nicht der Eitelkeit der Großen gewidmet, die Beredsamkeit nicht eben so sehr zur Unterstützung der verächtlichsten List und Cabale, als zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und Freiheit angewandt worden wäre, und doch findet unser Philosoph in diesem Lande wenigstens eine flüchtige Blüthe der Wissenschaften und Künste. Entweder also muß hiervon auf unserm Planeten nun und niemals die Rede seyn, denn eine solche Blüthe giebt's und kann es nicht geben, oder

wir

wir müssen uns nach einem andern Maaßstab für ihre Beurtheilung umsehn.

Dem Beweise seines Hauptsatzes hat Hr. S. eine weitläuftige Evolution, oder Deduction, voranzuschicken für nöthig erachtet. Ihre Absicht ist, den Ursprung aller Wissenschaften und Künste, aus der Moral, zu zeigen; denn, sagt er, daß die eigentliche Sitten- oder Glückseligkeitslehre alle Wissenschaften umspannen müsse, hat man bis itzt kaum geahndet. In der That, kaum geahndet? Wir wissen wirklich nicht, wie Hr. S. so etwas hinschreiben mochte. Und was bewog denn die Menschen, Jahrhunderte lang nachzusinnen, zu arbeiten, und Versuche über Versuche, oft mit Gefahr ihres Lebens, hauptsächlich in der Physik und Schiffarth, anzustellen, wofern sie den Zweck der Moral, den Zweck, ihr und Anderer Glück zu befördern, nicht vor sich hatten? Freylich waren sie sich seiner nicht immer deutlich bewußt, freylich verloren sie ihn, zumal in den Wissenschaften, die mehr das Vergnügen, als die Bedürfnisse des Lebens beabsichtigen, nur allzuleicht aus den Augen; allein widerlegt das die Sache selbst? — Doch vielleicht besteht der Verf. auf dem Wörtchen alle! Nun dann müssen wir uns wundern, wie er, der die Griechen kennt und den Baco von Verulam ausdrücklich citirt, seinen Gedanken für so ganz ungeahndet ausgeben mochte. Alles, was wir einräumen können, ist, daß die Anwendung und Ausdehnung des Satzes: Wissenschaften und Künste sind stets als Mittel der menschlichen Glückseligkeit zu betrach-

ten, ihm als sein Eigenthum zugehört: aber auf diese Anwendung und Ausdehnung hat er fürwahr nicht die geringste Ursache stolz zu seyn.

Wir wollen uns begnügen, ihm nur einige logische Unrichtigkeiten zu Gemüthe zu führen.

So sehr wir mit Hr. S. übereinstimmen, wenn er den Zweck, die Menschen glücklich zu machen, für den höchsten und eigentlichen aller Wissenschaften und Künste erkennt, so seltsam ist es gleichwohl, die Sittenlehre deshalb zur einzigen Wissenschaft zu erheben, und alle übrigen, also Mechanik, Hydrostatik, Astronomie, und wie sie der Reihe nach heissen, ihr als Theile unterzuordnen. Wenn die Moral uns die wahre Bestimmung der Wissenschaften und Künste lehrt, so ist sie deshalb nicht die Mutter derselben, so wenig die praktische Mathematik, weil in ihr die Säze der reinen zur Anwendung kommen, die Grundlage der leztern heißen kann; und wenn die Wissenschaften, von der Sittenlehre verlassen, allen Werth für das Leben verlieren, so folgt deswegen noch nicht, daß sie aus ihr entsprungen seyn müssen. Ueberhaupt kann der mächtige Einfluß einer Wissenschaft niemals berechtigen, sie als den Stamm und die andern als eben so viele Zweige dieses Stamms anzusehn. Welche Wissenschaft hätte sonst ein größeres Recht, sich an die Spitze der übrigen zu stellen, als die Vernunftlehre? Ferner! wenn Hr. S. eine neue Hauptwissenschaft gründen und die andern, als Theile, aus ihr herleiten wollte, so mußte er sich, unsres Bedünkens, vor allem nach einem tüchtigen Ein-

Eintheilungsgrunde umsehn. Und wie geht er hierbey zu Werke? „Die Natur, sagt er, hat einen großen Zweck, und dieser große Zweck einen untergeordneten partialen. Sehet da die beiden Haupttheile der Moral!“ Treflich! Logische Sünden der Art verzeiht man kaum einem Anfänger, geschweige denn einem Veteranen im Dienste der Weltweisheit. Daher kömmt es denn aber auch, daß Arzneykunde und Kenntniß des physischen Menschen unter der ersten und zweyten, und Philosophie gar unter allen drey Regeln der Sittenlehre ihre Stelle gefunden haben, daher jenes Drehen und Wenden, um mancher Wissenschaft zu einem Platze zu verhelfen; ein deutlicher Beweis, wie wenig die ganze Eintheilung auf Natur und Wahrheit gegründet ist. Beyspiele geben unter andern die Taktik und Rechtswissenschaft. Doch genug über ein eben so sophistisches, als unlogisches Raisonnement, wodurch man sicher nicht überführt werden wird, daß das Blühen der Wissenschaften nach ihrem Verhältnisse zur Moral zu beurtheilen sey.

Wir stehen mit unserm Philosophen itzt an dem Ziele, worauf er eigentlich lossteuerte, wir meynen, an dem Beweise, daß man die Wissenschaften und Künste noch nie vereint zum Wohl des menschlichen Geschlechts angewandt habe. Für den Kenner der Geschichte ist die Sache eigentlich schon erwiesen; indeß ist Hrn. S. Versuch, die stuffenweise Entfernung der Wissenschaften von ihrem wahren Zwecke nach Ursache und Folge zu schildern, kein übler Einfall, schade nur, daß er es bey zwey Ge-

målden bewenden läßt. Wahrscheinlich ward er bald inne, daß die Schwierigkeiten in dem Maaße stiegen, je weniger manche Wissenschaften unmittelbar mit dem Wohl der Menschheit zusammenhängen, vielleicht sah er auch nie deutlicher ein, daß das Blühen der Wissenschaften und Künste nach dem rechten oder verkehrten Gebrauch, den man von ihnen mache, sich unmöglich beurtheilen lasse, und daß folglich seine Sophisterey nirgends mehr in ihrer Blöße erscheinen werde, als hier. Was er übrigens von dem Schicksale der Theologie sagt, ist so wahr und schön, daß wir es unsern Lesern nicht vorenthalten können. Hier ist die Stelle. Einige Verworrenheiten in der Wortfolge sogleich zu ändern, wird man uns hoffentlich gern erlauben.
„Geiz und Eitelkeit waren es, (S. 240) die den „stolzen, gierigen Priester antrieben, sich an die „Stelle Gottes zu setzen, dem er zu dienen heuchel„te; sich ließ er die Knie beugen, sich die Opfer „bringen. Durch listige Göttersprüche, durch er„logene Wunderzeichen, durch gleißnerische Tugen„den machte er sich zum Herrn der Gewißen. Sei„ne eingeschränkten Unterpriester verwickelten das „Volk in Schulsubtilitäten, und machten Gott zu „einem Sphinx, dessen Räthsel sie allein aufzulö„sen im Stande wären. Käm hier und da ein „wärmerer Kopf in ihre Kreise, so machte sie ihn „schwindeln in kindischen Schwärmereyen, und ehe „der Mensch nur recht ahndete, was Religion Got„tes sey, war sie schon vom Menschenleben getrennt, „und in die Tempel oder Andachtsstunden formaler

„Gebete

„Gebete gebannt. Dann und wann standen klü„gere Menschen auf, und setzten sich dem Unsinn und „dem Betrug entgegen. Da ließen die Priester „Schwerter wetzen und Scheiterhaufen für die, die „sie ergreifen konnten, anzünden; oder wer fern ge„nug von ihnen war, dem verhärtete, was er „im Tempel sah, das Herz gegen den, der im „Tempel wohnen sollte; da entstand die falsche „Philosophie von Gott, die um des Priesters wil„len den Gott des Priesters haßt und des Glaubens „entbehren zu können wähnt.“ Wer sollte nicht wünschen, den Gang der übrigen, wenigstens der hauptsächlichsten Wissenschaften auf gleiche Weise entworfen zu sehen? Aber leider zieht sich Hr. S. hier ganz unter die Fahne eines Fragmentenschreibers zurück, thut Machtsprüche über Heilkunde, Poesie und Malerey und ermahnt zuletzt, doch ja demüthig zu schweigen von unsern Künsten und Wissenschaften, und das um keiner andern Ursache willen, als weil er der einzige ist, der ihr Steigen und Fallen nach einem eigenen Maaßstab berechnet.

Es würde leicht seyn, unser allgemeines Urtheil durch die Kritik mehrerer Abhandlungen zu rechtfertigen, und jedesmal zu zeigen, daß es Hrn. S. nicht gegeben zu seyn scheint, ein wohlverbundenes Ganze zu liefern, daß er (man vergleiche selbst den Eingang dieses Versuchs,) nicht selten ausläuft, ohne zu wissen, wohin, daß er Worte für Gedanken, Phrasen und Deklamation für Gründe und Beweise verkauft, endlich, daß seine Sprache we-

 der

der natürlich, noch klar, sondern fast durchgehends affektirt und verworren ist. Allein unsre Leser können, wenn sie wollen, ohne fremde Beyhülfe zu dieser Ueberzeugung gelangen, sobald sie sich die Mühe nehmen, Begriffe und Sätze gehörig zu zergliedern, und die hochtönenden Perioden in verständliches Deutsch zu verwandeln. Selbst dem Verf. wissen wir gegen seine Paradoxie und philosophische Eroberungssucht kein kräftigeres Mittel vorzuschlagen. Doch dieser Rath dürfte sicher von ihm am letzten benutzt werden: denn, nach den neu aufgelegten Abhandlungen zu urtheilen, ist der Verbesserungstrieb eben nicht der regste in ihm. Wir wollen ihn also lieber mit unsern gutgemeynten Erinnerungen verschonen, und dafür dem Publikum den Inhalt dieser fünf Theile anzeigen und die darin befindlichen Aufsätze und Uebersetzungen, wo wir es für nöthig finden, mit einem kurzen Urtheile begleiten.

Der erste Theil enthält vier Briefe über die Philanthropine, und einen über die Träume eines Menschenfreundes an Herrn Iselin, außerdem noch Betrachtungen über das neue französische System der Polizeyfreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte, und über Spott und Schwärmerey. Von den Briefen brauchen wir nichts zu sagen. Sie sind bekannt genug und Iselin, dieser gründliche und helldenkende Philosoph, dessen Antworten man hier abgedruckt findet, hat Hr. S. Ideen so treflich erläutert, berichtigt und commentirt, daß wohl wenig

nig zu ergänzen übrig seyn möchte. Ob dieser bey dem Abdrucke gewinnt, ist freylich sehr zweifelhaft, indeß verdient so viele Selbstüberwindung immer den Dank des Publikums. Der Aufsatz über Spott und Schwärmerey ist in der bekannten aphoristischen Manier, deren der Verf. sich besonders in frühern Zeiten häufig bediente, abgefaßt, und bedarf durchgehends näherer Bestimmungen und Einschränkungen. Nur etliche Sätze zur Probe. „Im Menschen brennt himmlisches Feuer. „Der Enthusiasmus facht es oft an zum Mord- „brand; der Spott bläst's aus." Bey warmen Köpfen mag's wahr seyn; bey Personen von ruhigerm Blute erwarten wir vom Spötter mehr Wirkung. Oder spricht etwa Hr. S. kaltblütigen Menschen allen Antheil am himmlischen Feuer ab? „Der Enthusiast ist immer ein vorstechender Mensch; „der Spötter meist ein Gleichgültiger. Das „Reich des Enthusiasten ist immer unter vorstechen- „den Menschen; das Reich des Spötters immer „unter Gleichgültigen." Armer Lessing! Auf diese Weise kömmst du tief unter Lavater zu stehen! Oder sind vielleicht unter hervorstechenden Menschen nur laute Schreyer und unter den Gleichgültigen Horazens nil admirantes gemeynt? Nun dann kannst du dir die Rangordnung gefallen lassen. „Liebe ohne Enthusiasmus, was ist sie? Der Spöt- „ter kann nicht lieben. Er fühlt zu sehr, wie kurz „die Menschheit ist. Sein Lieben ist kalt oder Hu- „rerey. Der Enthusiast kennt keine Grenzen der „Liebe. Er kann huren, wie der Spötter; aber

„bis

„bis dahin ist seine Liebe Himmelsgefühl." Schade um die derbe Sentenz, daß sie nur derb ist!

Zweyter Theil. Plan und Fragmente einer Weltgeschichte für Frauenzimmer. Eigentlich ein Plan ohne Plan. Um Zusammenhang in die Geschichte zu bringen, will Hr. S. zuerst die assyrische, persische, römische und deutsche vortragen, dann die griechische, nebst der Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten, nachholen, endlich das Leben aller großen Männer erzählen, und kömmt einer aus einer Nation vor, deren Geschichte ausführlich zu beschreiben er nicht für würdig hielt, das Vorhergehende und Nachfolgende kürzlich ergänzen. Wie der Plan, so der Vortrag. „Kaum hatte Cäsar in Rom, nach seiner Zurückkunft, etliche Monate regiert, so wurde er von einigen Römern im Rathhause mit fünf und vierzig Wunden erstochen." Abgeschmackt gesagt und unrichtig obendrein. Das verwüstete Dorf aus dem Englischen Goldschmiths. Da wir das Original nicht besitzen, so enthalten wir uns über die Verdeutschung zu urtheilen. Skizze einer Moral. Viele gute, nicht zu verkennende Blicke in die Natur des Menschen, viel Schönes über die Lenkung seines Willens und die Ausbildung seiner Anlagen: aber auch viel Seltsames über die Kräfte der menschlischen Seele, oder, wie sich der Verf. ausdrückt, über die Wirkungen des innern Menschen, viel Gesuchtes und Ueberspanntes, z. B. „Der Stempel des Genies liegt im innern Menschen. Fühlt „der wenig, oder ist er unthätig, so müssen außer-

„we-

„wesentliche Sporne hinzukommen. Das kann gu„te Juristen, mittelmäßige Aerzte, gute Handwer„ker geben, auch gute Professoren; (eine eigene Zusammenstellung, der die letztern ihren Beyfall schwerlich so unbedingt schenken werden!) „aber „schlechte Dichter, schlechte Künstler, und elende „Pfarrer: die sollten in Rücksicht der Religion „alle Genieen seyn; darum habt ihr überall „schlechte Christen.“ Ueber Toleranz. Nur zwey Seiten, aber wahr und kräftig. Eine Ehstandsscene. Vermuthlich noch in der Siegwartischen Periode geschrieben. Vom höhern Christenthum. „Thätigkeit und Spekulation haben in „sich einerley Werth. Nicht kosmopolitische Ma„ximen und Apophthegmen, die Springfeder des „Herzens entscheidet hier. Der Spekulirer hat kein „Verdienst um die Welt, aber ist er nicht Speku„lirer aus Faulheit, so hat er doch Werth genug. „Verachtet nicht den Anachoreten, weil er Anacho„ret ist; Gold in der Mine ist auch Gold. Pre„digt erst Mannheit, eh ihr Tugend, und erst „Tugend, eh ihr Christus predigt. Wie weiß „man, ob Christus im Herzen, oder in der Fan„tasie lebt? Nie sicher, als da, wo des Proselyten „ganzes Leben Mannsleben war.“ Sollte man nicht zuweilen schwören, Hr. S. sey bey Lavater in die Schule gegangen? Ueber die großen und kleinen Bücher. Aphorismen, zum Theil sehr treffend, zum Theil wenigstens witzig. Aber wie unrecht sagt er von Voltaire: „Wenn er die Fe„der ausputzte, las man ihn lieber, als wenn Dok„tor

„tor und Magister bewiesen, demonstrirten und „commentirten. Er schrieb Blätter, Folianten „sie." Wir dächten, die Voltärischen Blätter sollten ein halbes Dutzend hübsche Folianten geben. **Ueber die Cultur der Menschen.** Durchaus einseitig und chimärisch. Weil die Cultur mancherley Inconvenienzen und Bedürfnisse nach sich zieht, so räth der Verf. den Weg der Natur zu gehen, d. h. Brod zu eßen und Wein zu trinken und — die übrige Zeit zu vertanzen. „Denn, sagt er, dem „arbeitsamen Bauer, der für zehn und mehrere „schafft, ists wohl, aber wir andern? wir, von Faul„heit und Langeweile gedrückt? Unsre Gelehrsam„keit ist Eichelkost; unsere Waffen sind eben so „schlimm; Wollust, Eitelkeit und der Troß sind „weit schlimmer. Also Tanz und Freude." Und gleichwohl ist ihm Cultur Ausarbeitung aller unsrer Kräfte zu unsrer Glückseligkeit. Doch so etwas ernstlich zu widerlegen, verlohnt sich der Mühe nicht. **Ueber die Gesetzgebung gegen die Duelle.** „Ich würde," heißt es S. 219. „ein „Gesetz geben, das die Zweykämpfe völlig erlaub„te; aber sie müßten öffentlich, müßten mit Feyer„lichkeiten, unter dem Vorsitz eines Kriegsgerichtes, „in der Hauptstadt, mit einigem Aufwande gesche„hen. Das Gericht müßte vor dem Zweykampf „die Ursachen des Streits untersuchen; sie mögen „seyn, wie sie wollen, den Kampf erlauben, und „nach dem Kampf erst den Anfänger verurtheilen; „ist er geblieben, zur Schandstrafe; hat er gesiegt, „zur Schadloshaltung der Hinterbliebenen und zur

„Schand-

„Schandstrafe. Alle übrigen Duelle verfolgte ich „mit unerbittlicher Lebensstrafe. Das würde den „Händelsüchtigen gewiß Vorsicht lehren.“ Vorsicht oder Meuchelmord. Schreiben über die zu Straßburg errichtete Statue des Marschalls von Sachsen. Politische Fragmente. Sie sind im vier und zwanzigsten Bande der Bibliothek von einem andern Recensenten bereits gründlich beurtheilt worden. Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza. Hiero, oder über die Könige, aus dem Xenophon, nebst einem Schreiben über den Nutzen, den das Gespräch noch itzt für Prinzen und Prinzenerzieher haben könnte. Plato und Alcibiades. Zweyte Unterredung über das Gebet. Aus dem Griechischen. Wir haben die Uebersetzung mit dem Originale verglichen und sie, im Ganzen genommen, treu und richtig, auch größtentheils geschmeidig gefunden. Nur hie und da sind wir auf undeutsche Wendungen gestoßen, z. B. gleich im Anfang: „Was sollt' einer groß denken?“ Der Grieche sagt: Καὶ τί ἂν τις συννοοῖτο, ὦ Σώκρατες; welches wir ganz natürlich geben würden: „Was sollte ich denken, Sokrates?“

Dritter Theil. Ueber die Seelenwanderung. Zwey Gespräche. Die Hypothese, die Eugenius, einer der Unterredenden, aufstellt, ist folgende: „Die Seele geht von einem Zustand zum andern, macht überall Erfahrungen des Guten und Bösen, fühlt, welches Uebel vorübergehend, und welches bleibend ist, lernt alles auf allen Seiten betrachten, sich zu allen gewöhnen, und erwirbt

wirbt sich endlich ein sicheres Gefühl für wahre Glückseligkeit. Die Erinnerung, wo sie diese Erfahrungen einsammelte, geht freylich verloren, nicht aber die Einwirkung dieser Erfahrungen. Daher bey manchen Menschen der instinktartige Trieb zur Tugend, daher bey andern die Leichtigkeit, Wahrheiten zu erfinden und zu combiniren. Am Ende der Wanderschaft erwachen vielleicht selbst die Bilder, die in allen einzelnen durchlebten Formen der Seele vorschwebten, auf einmal wieder, und zeigen den vollendeten Menschen, was er war und was er geworden ist, und wie und wodurch er es ward. Daß er das Bewußtseyn seiner Personalität nicht aus jedem vorhergehenden Zustand in den nächstfolgenden mit sich hinüber nimmt, ist wahre Wohlthat, und zur Erreichung wahrer Vollkommenheit nothwendig. Nur der sammlet richtige Erfahrungen, der ohne Vorurtheil beobachtet. Der arme Taglöhner, der itzt da steht, und jede Kraft seines Körpers anstrengt und sich jedes Bedürfniß versagt, würde er die Glückseligkeit seines dermaligen Lebens schmecken, und die Eitelkeit der Güter erkennen, wenn er sich erinnerte, daß er in einer andern Gestalt über Millionen gebot? u. s. w.“ Ein süßer Traum, den Mehrere, und, wenn wir nicht irren, neuerlich erst Herder, in den zerstreuten Blättern, träumte. Am liebsten möchten wir ihn von Hemsterhuis ausgeschmückt lesen. Nur sein Scharfsinn, dem keine Analogie und Erfahrung entgeht, verbunden mit der schlauen Gewandtheit der Sprache, vermag, wie der Dialog vom goldnen Welt-

alter beweist, dem bloßen Dichterbilde philosophische Wahrscheinlichkeit zu schenken. Harmonie der Schöpfung. „Was Anziehen in der Materie ist, ist Liebe und Sympathie in der Geisterwelt." Der Gedanke ließe sich vielleicht auf mannichfaltige Weise anschauend und lehrreich darstellen: allein unter Hrn. S. Feder ist er ein Spiel des Witzes, und das Ganze, durch den oft wiederholten Refrain: „Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!" und „Prediger der Liebe, Christus, ich beuge mich vor dir!" zur Litaney geworden. Ueber die Streitigkeit vom Genius des Sokrates. Sokrates Wahrsagergabe ist nichts als ein, aus der Psychologie zu erklärendes, Phänomen. Er selbst hat sich nie zum Wunderthäter gemacht und seine Zeitgenossen die Sache nie als ein Wunder betrachtet. Die Parallele zwischen ihm und Christus fällt daher ganz; zumal da er weder Wunder als Mittel zu einer andern Absicht anwandte, sondern seine Weißagungen einzig für sich benutzte, noch auch überhaupt sich für den Lehrer einer Offenbarung ausgab. Ueber das Werk vom Zweck Jesu. Zu sehr außer dem Plan der Bibliothek. Ueber Johann Wandmann, Bürgermeister der Stadt Zürich. Die Frösche. Aus dem Griechischen des Aristophanes, mit Anmerkungen. Und wenn auch die sämtlichen Eigenschaften, die Hr. S. zum Uebersetzer des Aristophanes fodert, sich in irgend einem Kenner der griechischen Sprache vereinigten, so zweifeln wir doch, daß der ungezogenste aller Dichter sich nur

einer erträglichen Ausnahme unter uns würde gefrößten dürfen. Abgerechnet die unanständigen, pöbelhaften Spötterenen und Ausfälle, die vielleicht, so lange Schauspiele gegeben wurden, nur Einmal, und nur ein Volk, wie das atheniensische war, und selbst dieses nur unter solchen Umständen, belustigen konnten, — welcher Schriftsteller war jemals an persönlichen Anspielungen reicher, wer in Wendungen, Gedanken, Scherzen individueller und lokaler, wer in Zusammensetzungen und Wortspielen, die sich in der Ursprache allein empfinden lassen, so unerschöpflich, als Aristophanes? Um ihn zu verstehen, müßte man einen weitläuftigen Commentar inne haben, und um ihn einigermaßen zu genießen, von der Verfaßung und den Sitten Athens durchaus unterrichtet seyn. Und was wäre am Ende der Lohn für die ungeheure Mühe? Die Bekanntschaft eines Dichters, der zur Verbesserung und Vervollkommnung des theatralischen Geschmacks unserer Zeiten im geringsten nicht benutzt werden könnte: denn seine Stücke sind doch bloße Farcen und seine Sprache für uns platt und gemein. In der That bemerken wir nur zwey Rücksichten, die zur Lektüre dieses Komikers anzulocken vermögen; Liebe fürs Griechische, und Neigung, die Athenienser und ihre Staatseinrichtung und Denkungsart genauer kennen zu lernen. Um jene zu befriedigen, was trägt hierzu eine Verdeutschung bey? um dieser ein Genüge zu leisten — wie viel mögen wohl der Nichtgriechen seyn, die sich in der Maaße um Athen bekümmern, daß sie

sich

sich nach einem deutschen Aristophanes sehnen sollten? Hr. S. scheint indeß anderer Meynung zu seyn, und wir wollen nicht länger hierüber mit ihm rechten, sondern lieber etwas vom Stücke sagen. Im Ganzen genommen, hat man allerdings mehr Ursache, seine Arbeit zu billigen, als zu tadeln. Ohne sich sklavisch an die Worte zu binden, hat er größtentheils den Sinn glücklich übergetragen und nur selten der Bequemlichkeit geopfert. Vorzüglich bemerkt man die Sorgfalt, Feinheit und Wohlanständigkeit, so viel sich's thun ließ, nie zu beleidigen, mit Vergnügen. Ueber die meisten Aristophanischen Grobheiten ist ein Schleyer geworfen, der sie dem Auge versteckt, ohne sie übrigens, (denn wer sollte läugnen, daß dadurch etwas Charakteristisches verloren gegangen wäre?) ganz zu vertilgen, und dieß zu erreichen, war gewiß keine unbedeutende Kleinigkeit. Am wenigsten wollen uns die Chöre gefallen. Sie sind metrisch und fast durchgehends im anakreontischen Sylbenmaaß abgefaßt. So sehr diese Einkleidung in einigen Wirkung thut, so einleuchtend ist es gleichwohl auf der andern Seite, daß ein längerer Vers, fähig, kühnere Zusammensetzungen und pomphaftere Worte aufzunehmen, zuweilen einen höhern Anstrich von Scherz und Laune hervorgebracht haben würde. Auch entgeht selbst, im Griechischen, die Absicht des Dichters bey dem Wechsel des Metrums einem geübten Ohre nicht immer. Das nußbraune Mädchen. Aus dem Englischen, im Sylbenmaaß des Originals. Verse, wie es scheint, glücken Hrn. S. gar

 nicht.

nicht. Alle Ründe und Anmuth der Urschrift ist in der Nachbildung verschwunden. Zwischen Balladen- und Bänkelsängerton war von jeher ein merkwürdiger Unterschied. Man urtheile selbst. Hier ist der Anfang:

Recht oder nicht,
Ein bös Gerücht,
Geht von dem Weibsgeschlecht;
Man sagt, so treu
Auch Einer sey,
Und harrte Tag und Nächt'
Zu lieben sie,
Doch keine nie
Liebt' ihr Herzliebchen recht.

Um ihre Gunst
Thu einer sunst
Was er nur immer kann,
Sobald wer kommt,
Der beßer frommt,
Der erste Freyer dann
Ist bald dahin,
Aus ihrem Sinn,
Wohl ein verbannter Mann. u. s. w.

Vierter Theil. Die Wudbianer, oder über die Frage: Wie ist der Kindermord zu verhindern, ohne die Unzucht zu befördern? Die Abhandlung, von der politischen Seite betrachtet, gehört nicht vor unser Forum. In Absicht auf Erfindung, Einkleidung und Sprache aber ist uns unter allen Schloßerischen Abhandlungen keine vorgekommen, die uns mehr befriediget hätte. Nirgends fanden wir den Verf. für Zusammenhang und

Be-

Bestimmtheit besorgter, nirgends bey aller Lebhaftigkeit des Styles natürlicher. Ist es vielleicht deshalb, weil er im Gebiete der Politik mehr, als in jedem andern einheimisch ist.*) Fragment über die Aufklärung. Eigentlich Gedanken über verschiedene Gegenstände der Aufklärung, aber dießmal nicht paradoxe und schimmernde, sondern wahre und gründliche. Mehr als einmal lasen wir, was über die Aufklärung in der Theologie, mehr als einmal, was über die in der Rechtswissenschaft gesagt ist, mit innigem Vergnügen und Beyfall. So treflich sind hier die Gesichtspunkte angegeben, so richtig der Standort, von dem alle Aufklärung ausgehen sollte, bezeichnet, so einleuchtend alles vorgestellt, daß Rec., ungeachtet er in der Jurisprudenz Laye ist, verschiedenemal laut ausrief: So muß sie behandelt werden. Vorzüglich schön ist jedoch, was Hr. S. über das Studium der Weltweisheit anmerkt. Seine Aeußerungen sind zu sehr die unsrigen, und stimmen überhaupt mit derjenigen Philosophie, die gewiß bald für die einzig wahre anerkannt werden wird, zu sehr überein, als daß wir uns das Vergnügen der Mittheilung versagen könnten. „Die Philosophie, (heißt es S. 127) „aus den Klöstern und Händen ihrer alten Lehrer zu „ziehen, ist noch lange nicht, sie aufklären. So „lange man Philosophie, ich rede blos von der speculativen, als Philosophie lehrt, so lange ist sie

*) Dieß bestätigt auch seine neueste Schrift: Seuthes oder der Monarch. Basel 1788, der wir recht viele und aufmerksame Leser wünschen.

„unaufgeklärt und unaufklärbar. Ich kenne keines „Menschen Philosophie, die ich Jemand möchte leh„ren lassen, um sie anzunehmen. Das sicherste „Kennzeichen einer Aufklärung in der Philosophie „ist, dünkt mich, wenn man blos philosophische Hi„storie lehrt — Und die zu lehren, dazu haben „wir kaum Bruchstücke zu Hülfsmitteln! Es ist „unläugbar, daß der Mensch die Wesen der Dinge „nicht kennt; daß folglich, wenn er glaubt, über die „Wesen der Dinge zu philosophiren, er eigentlich „nur über die Wirkungen, welche diese Dinge auf ihn „machen, oder welche sie nach seinen Beobachtun„gen auf Andre machen, philosophirt. Unsre eig„ne Sprache führt uns hier in manchen wichtigen „Irrthum. Wir sagen, das Feuer löst auf, „schmilzt, kalcinirt, brennt; das ist, es thut auf „Holz, auf Gold, auf Bley, auf uns die Wir„kung, die wir so nennen; gleich schreiben wir ihm „eine verzehrende Kraft zu, und doch sind seine „Wirkungen nur Wirkungen in der Hypothese, nicht „wesentliche Eigenschaften in jedem Verhältniß. „Wir sagen, der Zucker ist süß. Wem? Nie„mand vielleicht, als uns. So wie wir die Wir„kung beobachtet haben, schreiben wir ihr eine Kraft „zu, und weil wir nichts von Kräften denken kön„nen, so setzen wir sie in ein Etwas, das wir „Substanz nennen. Ich habe wider diese Art zu „philosophiren bey Menschen, d. h. nach mensch„lischer Weise zu philosophiren, gar nichts; wir „können nicht anders. Aber daß wir in den so dürf„tig zusammengestoppelten Substanzen noch immer

„durch

„durch Vernunftschlüße Seiten entdecken wollen, die „wir nicht fühlen können, daß wir sagen, der Geist „ist einfach, weil er denkt, und Gott ist dieß und „das, weil wir dieß und das sind, kurz, daß wir „mehr wissen wollen, als aus dem einfachen Factum „der Empfindung folgt, das uns allein bewußt „ist, das beweist nur, daß wir noch lange keine „Philosophie haben. Wenn wir eine philosophische „Historie hätten, wie ich sie wünschte, so müßte „bey einem jeden Philosophen und seinem System „zum Grunde liegen: Wie hat er die Gegenstände, „wie hat er die Veränderungen außer und in ihm em„pfunden, welcher Kraft hat er diese zugeschrieben? „was hat er aus diesen Kräften sich für Substanzen „gebildet? was hat er aus der bekannten Empfin„dung für Züge in das Gewebe dieser Substanz „gesetzt? was hat er für welche aus Vernunft„schlüssen hinein gezogen? was hat seine Einbil„dungskraft hinein gebracht? Wie manches Sy„stem von Weltseelen, von guten und bösen Prin„cipien, von prästabilirten Harmonien wird bey ei„ner solchen Behandlung zum Reich der Phantasie „verwiesen werden; wie mancher Philosoph wird „finden, daß er Poet war! Aber wie unendlich „wird die Wahrheit dabey gewinnen, wie unend„lich viele Streitigkeiten werden weggeworfen wer„den, weil sie für (vor) unsern Gerichtsstuhl nicht „gehören; wie lebendig wird der ächte Menschensinn „wieder aufwachen, und wie triumphirend wird der „große Geist, der unser Herz ausdehnt, um die „Lücken des Verstandes zu decken, über der Philo-

 „sophie

„sophie schweben, wie bey einer aufgeklärten Na-„tion diese große Wahrheit wieder aufblüht: Daß „der Mensch nur gemacht ist, durch seine Empfin-„dungen zu philosophiren!" Wie verständlich schreibt Hr. S. wenn er — nicht mühsam nach neuen Ideen hascht, sondern Wahrheiten, die sich ihm darbieten, auffaßt und bearbeitet, wie gern liest man ihn, wenn er sich der Sprache, nicht um den schwachen Gedanken zu halten, sondern um den für sich bestehenden zu stärken und zu unterstützen bedient! Vorlesung über die Göttin Aidos. „Die Regierungsformen sind für das Glück der Staaten nicht so wesentlich, als man glaubt; es ist etwas Anderes, das, unabhängig von der Form, über jeden Staat waltet und seinen Gliedern Ruhe und Wohlfahrt sichert, nämlich Weisheit, die immer weise, und Gewalt, die immer genügsam ist. Beides werden sie allein durch die Göttin Aidos, d. h. durch Furcht vor den Göttern und Ehrfurcht vor den Menschen." Dieß ist in wenigen Worten die Summe einer Abhandlung, die sich überaus wohl lesen läßt, allein, soviel wir einsehn, weder etwas Besonderes sagt, noch den eigentlichen Streitpunkt erörtert. Religion und Rechtschaffenheit sind ja längst schon für die edelsten Bande aller gesellschaftlichen Verbindungen anerkannt worden, und bleibt nicht immer die Frage übrig: Welche Regierungsform knüpft diese Bande am festesten? Ueber Shaftsbury von der Tugend. Shaftsburys Aufsatz hat bekanntlich keine andre Absicht, als zu beweisen, die mensch-

menschliche Tugend beruhe auf etwas ganz anderm, als auf der Religion, und diese könne höchstens nur ein gutes Werkzeug zur Ausführung werden. Da er eben so scharfsinnig, als logisch verfährt, sich nie beleidigenden Spott erlaubt, und überall mehr Begierde zu überzeugen als zu überreden bezeugt, so war sein Buch von jeher ein Hauptbuch für die denkenden Feinde der Religion. Hr. S. hat es versucht, diese wichtige Schrift nicht mit eiferndem Ernste zu widerlegen, sondern kaltblütig durchzugehn und genau zu bemerken, wo Shaftsbury mißverstanden wurde, wo er sich offenbar betrog, und wo er blos durch einen falsch gefaßten Gesichtspunkt sich von der richtigen Straße entfernte. Es ist hier der Ort nicht, Sätze und Gegensätze zu prüfen, (und wie wäre das möglich, ohne ein Buch statt einer Recension zu schreiben?) so viel müssen wir indeß aufrichtig gestehn, daß der Vorwurf, ein künstliches System gebaut zu haben, uns mehr Hrn. S. als Shaftsbury zu treffen scheint. Mit diesem dünkten wir uns vergleichungsweise jedesmal in einem lichten Garten, mit jenem in einem verschlungenen Labyrinthe zu wandeln. Im Grunde kann sich wohl keiner rühmen, ein einleuchtendes Princip der Moral aufgestellt zu haben.

Fünfter Theil. Eutyphron I. Aus dem Griechischen des Plato. Eutyphron II. Der Verf. nimmt das Gespräch da auf, wo der Grieche abbricht. Sokrates wird itzt der Lehrer Eutyphrons und bemüht sich, ihm darzuthun, daß den Göttern nichts gefallen könne, als Harmonie, und

daß diese befördern der eigentliche, wahre Gottesdienst sey. Der Dialog ist an artigen Wendungen und feinen Zügen allerdings nicht ganz arm, aber man bedauert es, daß Hr. S. weder die so nöthige Lebhaftigkeit des Styles besitzt, noch die unterredenden Personen gehörig zu charakterisiren weiß. Schreiben über die katholische und protestantische Geistlichkeit. Die von uns ausführlich beurtheilte Vorlesung über Zweck, Blüthe und Verfall der Wissenschaften und Künste, und eine andre, gewiß ungleich lesenswerthere, über Pedanterie und Pedanten. „Pedanterie ist eine gesellschaftliche Untugend, die bey weitem den Gelehrten nicht allein eigen ist, ihnen aber vorzüglich zugeschrieben wird, weil in den vorigen Zeiten der Hof und der Adel nicht leicht Jemanden vom Volke in seine Zirkel zuließ, als den Gelehrten, und da die Lebensart dieser Leute sich von den Sitten aller übrigen so sehr unterschied, die Ursache dieses Unterschieds in den Wissenschaften suchte. Genau genommen äußert sich Pedanterie in allen den beschwerlichen Leuten, die immer nur das reden und denken, was sie beschäftigt, ohne für das Vergnügen und die Unterhaltung derer, mit welchen sie umgehen, zu sorgen. Der polirteste Hofkavalier, sobald er ewig von Festen und Intriguen spricht, der Offizier, der allen Leuten von Schlachten und Siegen erzählt, der Jäger, der nur von Hasen, der Stallmeister, der nur von Pferden zu sprechen weiß, sind sämtlich Pedanten. Selbst in ihrem Anstand und Anputz gleichen sich die Pedanten in allen Ständen.

den. Der Stutzer, der alle Moden übertreibt, der Soldat, der immer da steht, als ob er den Sponton hielte, sind eben so ungefällig anzusehn, als der steife Gelehrte. Häufiger jedoch und langweiliger und unausstehlicher sind keine Pedanten, als die gelehrten, und man kann daher dem Publikum seine Intoleranz gegen diese gar nicht verargen.“ So weit sehr zweckmäßig und gründlich. Was aber in der andern Hälfte der Abhandlung gesagt wird, hängt unsers Bedünkens mit der Hauptsache wenig zusammen. Denn anstatt die Quellen der Pedanterie aufzusuchen, und über die Mittel, ihr zu begegnen, sich auszubreiten, untersucht Hr. S. die Fragen: Sind unsre Wissenschaften für das Publikum interessant genug? und wie sollten unsre Gelehrten der, ihnen und den Wissenschaften drohenden, Verachtung entgegen arbeiten? Doch wer wird ihm diese Digreßionen, da sie so viel Neues und Durchdachtes enthalten, nicht gern verzeihen?

Unmöglich können wir diese Anzeige schließen, ohne innigst zu wünschen, daß sich Hr. Schloßer in Zukunft doch mehr zum lehrreichen, als zum verführerischen Philosophen bilden, doch mehr der Gründlichkeit, als dem Witze opfern möchte. Zu beiden hat er die Mittel in seiner Gewalt, sobald er Meynungen, nicht weil sie verjährt, sondern weil sie unwahr sind, angreift, sobald er lieber Systeme berichtigen und erweitern, als neue erfinden will, sobald ihm die Wahrheit theurer und der Schein gleichgültiger werden wird, sobald er endlich (ein Fehler, in dem man noch den frühern aphoristischen Schrift-

Schriftsteller erkennt!) seine Gedanken nicht durch das zerbrechliche Band der Sprache zusammen zu reihen, sondern ihnen einen festern, innern Zusammenhang zu ertheilen bemüht ist. Behauptungen und Sätze, die so aufgestutzt sind, wie die seinigen, gleichen geschminkten Damen in der Absicht sowohl, als an Werth. Beide wollen gefallen, beide gefallen dem flüchtigen Beobachter wirklich: aber beider Ruhm ist so zart und vergänglich, wie die Grundlage, worauf er gebaut ist. Um wie viel vorzüglicher würde die, gewiß nicht kleine, Zahl der denkenden Köpfe Deutschlands seyn, wenn sie alle der Wahrheit so eifrig nachstrebten, wie Garve, und den Reichthum der Sprache so weise und so nüchtern benutzten, wie Engel!

V.

Ueber die Malerey der Alten. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst. Veranlasst von Bernhard Rode. Verfasst von A. Riem, Pr. zu Berlin. Berlin 1787. bey Friedrich Mauer, in 4to.

Es ist kein Theil der alten Kunstgeschichte, in welchem wir uns in einer größern Ungewißheit befin-

finden, als in der Kenntniß der Malerey bey den Griechen und Römern. Weder vermögen wir die mannichfaltigen Gattungen derselben gehörig zu unterscheiden, noch können wir von der Vollkommenheit, zu welcher sie gelangte, im Einzelnen so wenig als im Ganzen, irgend ein zuverläßiges Urtheil wagen. Die Natur der Sache selbst schien dieses so mit sich zu bringen. Wenn von den Denkmälern anderer Künste die Zeit nur einen unmäßigen Zoll verlangt, so scheint sie die Denkmäler der Malerey beynahe einer gänzlichen Vernichtung bestimmt zu haben. Mehrere Jahrhunderte verstrichen, ohne daß man ein Ueberbleibsel dieser Kunst aus dem Alterthum kannte. So hatte die Faust kriegerischer Barbaren, und so die Einfalt dürftigen Aberglaubens alles Schöne über der Erde zerschlagen und vernichtet, daß man in Schutt und unterirrdischen Gewölben nach den herrlichen Resten der Künste suchen und graben mußte. Die ersten Entdeckungen blieben größtentheils ungenutzt; und nun, nachdem uns eine Anzahl Gemälde aus den Bädern des Titus, dem Herculaneum und Pompeji bekannt geworden, sind wir darum in unserm Urtheil nicht viel weiter vorwärts gerückt. Diese Gemälde sind weder aus den blühenden Zeiten der Kunst, noch wurden sie an solchen Orten gefunden, welche den Fleiß großer Künstler zu beschäftigen pflegen. Sie sind ferner blos von einer einzigen Gattung, nämlich auf Kalk. Wie einseitig müßten also die Schlüße ausfallen, die man von ihnen, den Werken namenloser Künstler, dem Auf-

puß unbedeutender Gemächer, auf den ganzen Werth und die ganze Vollkommenheit der Kunst bey den Griechen und Römern ziehen wollte! Und wie ungerecht würde man seyn, wenn man die wundervollen Wirkungen, welche die Alten von den Werken ihrer großen Meister erzählen, nur darum für Erdichtungen eines ruhmredigen Volkes ausgeben wollte, weil es auch mittelmäßige Künstler unter ihnen gab, und weil unglücklicher Weise wahrscheinlich nur die Werke von diesen auf unsere Zeiten erhalten worden.

Eine andre Schwierigkeit setzt uns, in den Untersuchungen über diesen Gegenstand, die Sprache entgegen, in welcher die dürftigen Nachrichten über denselben aufbehalten worden. Wenn es schon an und für sich so schwer ist über irgend einen Theil der Kunst deutliche Vorstellungen aus Schriften zu erlangen, wie unbefriedigend, undeutlich und verwirrend muß dann nicht alles werden, wenn wir uns aus einer ausgestorbenen und an Ausdrücken über diese Gegenstände armen Sprache belehren müssen? wenn der Schriftsteller, aus dem wir diese Belehrung schöpfen sollen, sich zum Theil der Mühe einer genauen Auseinandersetzung überheben zu können glaubte, zum Theil auch selbst nicht hinlänglich über das, wovon er schrieb, unterrichtet war. Und beides ist, wie man weiß, der Fall bey Plinius.

Ueberhaupt sind nur wenige Stellen bey diesem mehr gelehrten als genauen Schriftsteller, welche uns Aufschlüße über die Art, wie die Alten malten, geben

geben können; und diese sind so verwirrt und dunkel, die Ausdrücke darin so schwankend und unbestimmt, daß es keinem Ausleger schwer werden konnte, einen neuen muthmaßlichen Sinn hineinzutragen, und ihn mit etwas Scharfsinn wenigstens auf einerley Stufe der Wahrscheinlichkeit mit den Erklärungen seiner Vorgänger zu erheben; so daß die Zuverläßigkeit des Sinnes in dem Maaß abnahm, in welchem die Anzahl der Erklärungen wuchs. Aber dennoch ist jede derselben eine kleine Annäherung zur Wahrheit, indem sie wenigstens die Möglichkeit dieses oder jenes Verfahrens zeigt.

Dieses gilt insonderheit von den Stellen, in welchen Plinius der enkaustischen Malerey Erwähnung thut. Sie sind viel zu kurz und hingeworfen, um uns das Verfahren der Alten lehren zu können; nur soviel wird aus der Abwechselung in den Ausdrücken wahrscheinlich, daß es mehr als eine Verfahrungsart gab. Die Versuche, die man in neuern Zeiten gemacht hat, diese verlorne Kunst wiederherzustellen, sind bekannt genug; aber es wird schwer, wo nicht gar unmöglich seyn auf irgend eine Art darzuthun, daß man auf diesem oder jenem Wege das wahre Verfahren der Alten gefunden habe, so lange es uns an genauern Beschreibungen dieser Art zu malen gänzlich mangelt. Angenehm und unterhaltend werden daher immer dem Liebhaber der Künste die Versuche der Caylus, Taubenheim und Calau seyn, aber wenn von Wiederherstellung der verlornen Kunst die Rede ist,

wird

wird er sich wohlbedächtig hüten, ein entscheidendes Urtheil zu fällen.

Die Versuche des seligen Calau, welche er angestellt hatte, um die enkaustische Malerey wieder zu erfinden, und deren Beschreibung er zum Theil schriftlich verfaßt, theils seinem Freund B. Rode mitgetheilt hatte, gaben die Veranlaßung zu dem gegenwärtigen Werk. Hr. P. Riem hatte häufige Unterredungen mit seinem Freund Rode über diesen Gegenstand „und allmählig,“ heißt es in der Vorrede, „erhub sich bey uns die Idee einer li„nearischen Behandlung, (er will sagen: erhub sich bey uns die Idee, daß die Malerey der Alten eine linearische Malerey gewesen) „zur Gewißheit; „besonders da der Verf. dieser Schrift die Stellen „der Alten sorgfältig nachsah und damit die Erklä„rung der besten Neuern verglich, und durch diese „Idee soviel Schwierigkeiten gehoben fand, die „sonst so leicht nicht zu heben sind.“ „Ich ha„be,“ fährt er fort, „die Gelegenheit ergriffen, in „diesem Werk verschiedene Fehler Winkelmanns „und Caylus zu berichtigen, um der Geschichte „der Kunst mehrere Richtigkeit zu geben, welche „sie, mancher Ursache halber, durch diese großen „Männer nicht erhalten konnte.“

Mit dieser Berichtigung der vermeintlichen Fehler Winkelmanns und Caylus ist der Verf. vornämlich in den ersten fünf Abschnitten beschäftiget, welche zugleich eine Geschichte der Kunst in ihren ersten Anfängen, die Geschichte ihrer Entstehung und Ueberlieferung enthalten. Man weiß

indessen

indessen schon, daß Geschichte von dieser Epoche so viel sagen will, als philosophisches Raisonnement über gewisse Möglichkeiten, die man, bey dem Mangel an historischen Nachrichten, etwa an die Stelle der Wirklichkeit setzen könnte. Die Muthmaßungen, von denen man ausgehen kann, müssen in verschiedenen Köpfen verschiedentlich entstehn, und man wird oft glauben die Fehler eines Andern berichtigt zu haben, wenn man seinem auf Muthmaßungen gegründeten Raisonnement ein anderes, das auf keinen sicherern Grundpfeilern ruht, entgegengesetzt hat.

Von dieser Art ist zum Theil dasjenige, was in dem ersten Abschnitt: Ueber den Ursprung und den Anfang der Kunst gegen Caylus behauptet wird. Der Graf suchte den Anfang der Kunst bey den Aegyptern, und stritt den Indianern die Ehre ihrer Erfindung ab, aus dem Grund, daß die ägyptischen Werke, welche Simplicität mit bewundernswürdiger Hoheit verbinden, den Originalcharakter an sich trügen, da hingegen die indianischen Pyramiden mit einer Menge kleinlicher Zierrathen belästigt sind. Die Menschen, setzt er hinzu, haben bey allen ihren Unternehmungen vom Simpeln angefangen. Dieser Satz, als philosophischer Satz genommen, ohne weitere Rücksicht auf das historische Gewicht, das er im gegenwärtigen Falle haben soll, scheint uns eben so richtig zu seyn, als schwankend derjenige ist, welchen Hr. R. dagegen stellt. „Es ist unläugbar," sagt er, „daß der Styl der „Kindheit in allen Kunstwerken, welche eine große

„und mannichfaltige Zusammensetzung leiden, klein„lich, ohne Proportionen, Symmetrie und mit al„lem beladen war, was man in dieser erfahrungs„losen und mit Regeln unbekannten Epoche als „schön ansah.“ Wenn man diesen Satz mit demjenigen vergleicht, welchem er entgegengesetzt seyn soll, so sagt er offenbar zu viel: Es ist ja von Werken die Rede, wie sie bey der Entstehung der Künste hervor gebracht werden, nicht von weitläuftigen Zusammensetzungen, welche in dem Anfang der Kunst nicht statt finden. Jene aber werden durchaus immer der Rohheit der Materialien und Instrumente, und dem ungebildeten Geiste des Volkes entsprechen müssen, das heißt, sie werden eher groß, roh und wunderbar, als verziert und kleinlich seyn können. Denn so wie die Gemüther roher Menschen am meisten geneigt zu Bewunderung und Erstaunen sind, so werden sie auch den Werken, die sie den Göttern, und großen Menschen zu Ehren, oder der Nachwelt zur Erinnerung errichten, einen Charakter zu geben suchen, der diese Empfindungen des Erstaunens und Bewunderns erregen muß. Diese Empfindungen, sagt ein vortreflicher englischer Kunstrichter, scheinen in dem frühen Zeitalter der Welt, und der rohen noch unausgebildeten Gesellschaft, die herrschende Stimmung des menschlichen Geistes zu seyn. Da faßt er hohe Gedanken und entwirft große Plane, roh, groß und wunderbar wird das, was er ausführt. Das kleinliche und verzierte kömmt später, denn es verträgt sich nicht mit der Rohheit der Materialien und Werk-

zeuge,

zeuge, wie man sie in den Anfängen der Kunst voraussetzen muß. Dem gebildeten Geschmack des cultivirten Volks ist es endlich aufbehalten das Grosse mit dem Schönen, das Schöne mit dem Verzierten in Verbindung zu setzen.

Was den Ursprung der Künste selbst betrift, so sucht Hr. R. zu zeigen, daß die Zeichenkunst der Plastik vorausgegangen: gegen Winkelmann, welcher bescheiden sagt, die Kunst werde vermuthlich mit einer Art von Bildhauerey angefangen haben, indem zum Bilden einer weichen Masse der bloße Begriff einer Sache hinreichend ist, zum Zeichnen aber viele andre Kenntnisse erfodert werden. Hrn. R. scheint hier der Fall nicht gleich angenommen zu seyn. Gut zu zeichnen ist freylich viel schwerer als schlecht zu bilden, aber das Kind kann eben so gut unförmlich zeichnen, als es unförmlich bilden wird. Es ist dieß offenbar eine von denen Untersuchungen, wo man sich bey Muthmaßungen verweilt, die am Ende zu nichts führen, die Kunst und ihre Geschichte nicht erläutern, und dem Verstand nur wenig Unterhaltung gewähren. Indessen scheint uns weit natürlicher, daß der menschliche Geist am ersten darauf verfallen, eine körperliche Gestalt durch einen andern Körper, also durch eine weiche plastische Masse nachzuahmen, als ihn auf einer ebenen Fläche, welche mit der Natur des Körpers durchaus nichts gemein hat, zu projektiren. Eine noch so unförmlich gebildete menschliche Figur sah nun doch einem Menschen ähnlicher, als eine Zeichnung desselben, wie man sie unter gleichen Umständen erwarten

ten durfte. Denn diese ist und bleibt Fläche, und sie kann auf das Auge durchaus nicht den Eindruck eines Körpers machen, so lange man die Kunst nicht versteht, sie gleich einem Körper aus der Ebne hervortreten zu lassen. Aber auch bey diesen Gründen würden wir es nicht wagen, uns für die Nothwendigkeit einer frühern Erfindung der Plastik zu bestimmen, da es immer Vermessenheit bleibt, beurtheilen zu wollen, was schwer oder leicht für den rohen Menschen war, den ein Kind von einigen Jahren, aus einem cultivirten Zeitalter, an Mannichfaltigkeit der Vorstellungen übertreffen muß. Vortreflich sagt ein sehr großer und sehr bescheiden urtheilender Mann: Ich halte nichts für schwerer, als sich so von seinen eignen Empfindungen los zu machen, um sich ganz in die Empfindungen von Menschen versetzen zu können, deren Zeitalter und Lebensart weit von dem unsrigen entfernt ist. Es bedarf nicht blos einer großen Biegsamkeit und Leichtigkeit des Geistes, sondern zugleich einer gänzlichen Entfernung von Vorurtheilen, Eigendünkel und Hartnäckigkeit, um sich in die Empfindungen, Sinnes- und Denkungsart Andrer gleichsam einzuschleichen. Wie viel können nicht Umstände und Ohngefähr bewirken, wovon wir uns jetzt nichts träumen lassen? und es ist möglich und wahrscheinlich, daß bey dem einen Volk die Plastik der Malerey vorausgegangen, bey einem andern hingegen der Fall umgekehrt war. Wie viel mag nicht ferner auf die Materialien und ihre Beschaffenheit angekommen seyn? Eine Kleinigkeit ist wohl öfter

die

die Ursache von größern Begebenheiten gewesen, und es ist doch so gar ungereimt nicht, anzunehmen, daß der frühere Gebrauch des Thons zu Lebensbedürfnissen eine Veranlassung zur Bildnerey gegeben habe, ohne daß man darum die Ziegelstreicher und Thonarbeiter den Palladios und Angelos an die Seite zu setzen braucht, wie Hr. Riem, mehr scherzhaft als gründlich sagt.

Im II. Abschnitt kömmt der Verf. auf die Frage zurück, die er schon im vorhergehenden berührt und vorläufig beantwortet hatte: bey welchem Volk der Ursprung der Kunst zu suchen sey? „Unstreitig ist der Anfang aller Künste bey dem ältesten bekannten und zugleich demjenigen Volk zu suchen, welches vor allen andern Denkmäler seiner Weisheit und Cultur aufzeigt. Dieses Volk sind die Indier und nicht die Aegypter. Indien hatte die Philosophie schon auf den höchsten Grad gebracht, ehe Niederägypten vom Schlamme des Nils hervor gebracht war. Der ebne Theil dieses Landes, das sogenannte Thebais hatte Aethiopier zu Stammvätern, welche oberhalb der Cataracten herab kamen, und sich in Aegypten ausdehnten.“ Die Aethiopier aber waren indischen Stamms, wie aus einer Stelle des Philostratus erhellt, worinne den Indiern der Vorzug der Weisheit vor den Aegyptern gegeben wird. Ein Grund, auf den wir eben nicht wagen würden viel zu bauen, denn Philostratus ist in dieser ganzen Materie ein Zeuge von einer sehr verdächtigen Autorität. Auch sucht Hr. R. noch andre Beweisgründe für diesen Satz zu sammeln;

meln; so stimmt z. B. die Zeitrechnung der Indier mit der alten chaldäischen und selbst mit der unsrigen überein, woraus erhellt, daß sie von diesem Stammvolk der Menschen auf die übrigen Völker gekommen, und daß folglich bey diesem Volk der Anfang der Künste zu suchen sey. Seine Denkmäler, Schriften und Tempel reichen bis in das grauste Alterthum hinauf, und zwar scheinen diese Tempel die Modelle der ägyptischen Kunst und des Geschmacks am Nil gewesen zu seyn. Alle seine Werke zeugen von der Erfindung unter einem Volk, das keine beßern Muster vor sich hat, sondern selbst die Schwierigkeiten besiegte, mit denen ein Volk kämpfen muß, wenn es keine Regeln kennt, und keine Modelle vor sich hat. Auch das üppige und überladene in ihren Kunstwerken verräth uns ihre Original-Entstehung in einem Lande, dessen üppigen Ueberfluß der getreue Nachahmungsgeist der Menschen in seinen Denkmälern schilderte. Aber so wie der glückliche Himmel der Indier die Künste früh erzeugte, so ließ auch die Trägheit der Nation sie immer, ohne merkliche Verbesserung, auf derselben Stufe stehn.

Die Untersuchung der Frage: ob die Malerey der Plastik vorausgegangen, beschäftigt den Verfasser noch in dem dritten Abschnitt, in welchem er von der Zeichenkunst bey den Mexikanern und andern Völkern zum Beweis ihres Alterthums handelt. Richtig und wahr ist, was über die Schrift und ihre erste Gestalt gesagt wird. Sobald das Bedürfniß entsteht, seine Gedanken an-

ders als mündlich mitzutheilen, sobald sogar das Volk hoch genug in der Cultur gestiegen, um an Ueberlieferung seiner Thaten auf die Nachwelt zu denken, dann muß die Schriftsprache entstehn, und diese kann durchaus nicht anders als bildlich seyn. Nun werden sinnliche Gegenstände gezeichnet und geistige Vorstellungen unter allegorischen Bildern dargestellt. Dieß war der Fall bey den Aegyptern und wird es auch ganz gewiß bey den Indianern gewesen seyn. Diese Wahrheit bestätigt sich durch die Schrift der Mexikaner, welche ihre Gedanken durch rohe Zeichnungen auszudrücken pflegten. Ihre Kunst ging nicht weit und ihre Figuren sind steif, unförmlich und geradlinigt. Dieses letztere, welches Hrn. R. ein unerklärliches Phänomen scheint, dünkt uns doch so ganz unbegreiflich nicht zu seyn. Zwar rundet die Natur alles ab, fast nichts bildet sie steif und geradlinigt, aber diese Wellenlinien und Rundungen rühren das ungeübte Auge nicht lebhaft genug: und wenn es auch selbst diese zusammen gesetzten Proportionen zu begreifen und aufzufaßen verstunde, würde wohl die steife Hand des rohen Künstlers sie nachzubilden im Stande seyn? Aber er bemerkt auch nur die Hauptverhältnisse, Biegungen und Gränzen, durch welche die Gestalt des Körpers angedeutet wird; und diese begnügt er sich auszudrücken. Daher scheint es zu kommen, daß die Kunst fast allenthalben von dem Geraden und Eckigten ausgegangen.

Aus dem vorausgeschickten Räsonnement scheint uns auf keine Weise nothwendig zu folgen, was

Hr. R. am Ende dieser Abtheilung als erwiesen annimmt. „Die Zeichenkunst,“ sagt er, „lag also den Menschen als erstes Bedürfniß, sich anders als Mund gegen Mund und durch das Gedächtniß verständlich zu machen, den Nationen zum Grund, und so roh und elend sie war, so existirte sie doch als linearischer Umriß mit Bedeutung als Bild und Gemälde für das Aug und Gedächtniß, ehe die Menschen darauf verfielen, plastische Werke zu formen und Bildhauerkunst zu erfinden.“ Es ist zwar schwer aus diesem verwirrten Vortrag, aus diesem Gewebe unbestimmter und sich sonderbar zusammentreffender Worte und Ausdrücke, den wahren Sinn heraus zu finden; aber noch schwerer ist es die logische Verbindung dieser Sätze zu entdecken, und die Nothwendigkeit in den aus diesen Gründen gezogenen Folgerungen einzusehn. Wo bleibt denn das Bindende des Beweises, wenn es unter den rohen amerikanischen Völkern auch einige gab, die noch keine Schriftsprache kannten, und dennoch Götzenbilder hatten, die bey aller ihrer Unförmlichkeit, doch immer auf denselben Rang, als die mexikanischen Zeichnungen, Anspruch machen konnten?

Die Würdigung der Künste unter den Aegyptern ist der Gegenstand des vierten Abschnittes.

Die meisten Schriftsteller, welche die Geschichte dieses in den alten Zeiten wegen seiner Kenntnisse, Weisheit und Staatskunst so unglaublich erhobnen Volkes, behandelt haben, sind entweder getreu den Fußstapfen der alten Historiker in der Bewunderung desselben nachgegangen, oder sie haben

alles

alles bestritten und alles geläugnet, um ihnen den Ruhm zu entziehn, in dessen Besitz sie um desto mehr gesichert scheinen konnten, da das einzige Volk der alten Welt, dessen Ueberlegenheit sie fürchteten, ihnen den Ruhm eines hohen Alters, großer und andern Nationen verborgner Kenntnisse, einer ungemeinen Politik u. s. w. nicht nur nicht streitig machte, sondern sogar bestätigen und ausbreiten half. Fast alle aber haben sich, unsrer Meynung nach, eines doppelten Fehlers schuldig gemacht, einmal, daß sie die vielfältigen, so auszeichnend verschiedenen Epochen dieses Volks nicht hinlänglich absonderten, die ältern Zeiten, ihre Kenntnisse und Werke, mit der Unwissenheit der spätern Zeiten vermischten, und dann, je nachdem sie das Vorurtheil auf diese oder jene Seite lenkte, entweder alles, selbst das Schlechte, erheben und anpreisen, oder alles, selbst das Gute, verkennen und abläugnen wollen. Ein zweyter, nicht minder beträchtlicher Fehler ist dieser, daß sie fast insgesamt aus den ungemein wenigen Bruchstücken und Ueberbleibseln der Künste und Kenntnisse dieses Volks auf den ganzen Umfang derselben entscheidend schließen. Wahr und vortreflich sagt Heyne: (Commentatio de Diodori Fide et Auct. S. I. T. V. p. 109.) Wie groß werden nicht die Veränderungen gewesen seyn, welche Religion und Wissenschaften bey den häufigen Abwechselungen der königlichen Regierung, und der endlich überhand nehmenden Despotie erfahren haben; Veränderungen, die uns gänzlich unbekannt sind! Wollen wir

uns über die Unwissenheit und den Aberglauben wundern, in den die Aegypter endlich durch die drückende Knechtschaft fielen? und ist es billig ein Volk, das beynahe zwanzig Jahrhunderte blühte, nach dieser letzten Epoche seiner Knechtschaft zu beurtheilen? Aber was wir von ihm wissen, schreibt sich aus diesem Zeitalter her. Die schönsten Städte wurden zerstört und der Erde gleich gemacht, theils schon von Cambyses, theils auch in der spätern Zeit. Wie vieles muß da vernichtet worden seyn, das, wenn es erhalten worden, unser Urtheil vielleicht ganz anders bestimmen würde.

Unbillig und unphilosophisch ist es also doch gewiß, wenn Hr. R. die Schmiererey eines ägyptischen Sudelmalers auf einem Sarcophag im Musäum zu London zum Maaßstab der Kunst bey diesem Volke macht; wenn er ihm darum sogleich den Verstand abspricht von den mannichfaltigen und reichen Hülfsmitteln, mit denen es versehen war, auch nur den mindesten Nutzen zu ziehn. Wir sind weit entfernt, die ägyptischen Maler den griechischen Meistern an die Seite zu setzen, denn gewiß sind die Aegypter nie zu dem Begriff der Schönheit gelangt, aber die Mühe, welche sie auf die Erfindung von Farben wendeten, welche nach Jahrtausenden noch im vollen Glanz dauern, läßt doch weitere Fortschritte der Kunst unter ihnen vermuthen, als man aus einigen unbeträchtlichen Ueberbleibseln zu beurtheilen im Stande ist.

Nachdem Hr. R. sehr richtig gezeigt, wie das Genie der Religion und politischen Verfassung Aegyptens

gyptens das mehreste beygetragen habe, die Kunst von den höhern Stufen zurückzustoßen, so daß die Künstler nie aus dem Rang der Handwerker herausgetreten zu seyn scheinen können, glaubt er in diesem Stillestehn des Volks auf einer Stufe der Kunst einen Beweis für seinen Lieblingssatz zu finden, daß sie nämlich nicht in Aegypten entstanden, sondern von einem andern Volk, den Indiern, entlehnt sey. „Sie rühmten sich, sagt er, seit Jahrtausenden in dem Besitz der Kunst zu seyn, und gleichwohl kamen sie niemals weiter darin. Dieses pflegt der Fall bey einem Volk zu seyn, das ein anderes nachahmt und sich auf einmal in den ganzen Besitz seiner Kenntnisse setzt.“ Aber wie? hat Hr. R. nicht gefühlt, daß dieses Axiom, gegen dessen Unfehlbarkeit sich noch wichtige Zweifel erheben ließen, mit seiner ganzen Kraft gegen ihn selbst wirke? Auch die Indianer blieben immer auf Einer Stufe stehen, auch in ihrem Geschmack erhielt sich ein ewiges Einerley ohne merkliche Abänderung. Es sind dieses Hrn. Riems eigne Worte (S. 31.) Warum können denn die Ursachen, die er dort von dieser Erscheinung angiebt, nicht auch hier statt finden? warum kann Clima, Volkscharakter und Staatsverfaßung nicht in Aegypten eben das gewirkt haben, was es in Indien wirkte? Aber die vornehmste Ursache, warum beide Völker nicht über eine gewisse Gränze in der Kunst hinaus kamen, scheint gewesen zu seyn, daß die Künste früh in den Sold des Aberglaubens genommen, fast nie andre als religiöse Gegenstände behan-

handelten, und sich folglich fast immer in einem engen Kreis fest bestimmter, anmuthsloser und roher Ideen herum drehen mußten.

Was von der ägyptischen Bildhauerkunst gesagt wird, ist größtentheils nur Wiederholung dessen, was Winkelmann davon in der Geschichte der Kunst beygebracht hat. Aber unbilliger Weise wird, wie uns scheint, Graf Caylus und Winkelmann der Leichtgläubigkeit beschuldigt, weil sie in die Erzählung Diodors von dem Paraschistes, den die Anwesenden, nach der Operation an den Leichnamen, mit Steinen verfolgten, kein Mißtrauen setzten. Diese Ceremonie, denn für etwas mehr hätte es doch Hr. R. nicht nehmen sollen, ist vollkommen in dem Geist des rohen Alterthums. Unverletzlich und heilig war der Leichnam, aber um ihn zu balsamiren war Verletzung nöthig. Also zum Schein nur vertheidigte und rächte man den Todten an dem, der zuerst Hand an ihn gelegt hatte, und so, daß an Lebensgefahr, wie R. glaubt, nicht einmal zu denken war.

Am Ende dieses Abschnitts vermuthet der Verf., daß die Aegypter Kenntnisse von der enkaustischen Masse besessen haben, welche den Farben Festigkeit und Dauer giebt. Sie verstanden ferner die Kunst zu vergolden und Porzellan zu machen. Feuer brauchten sie zu den meisten ihrer Thonarbeiten nicht, daher diese ohne alle Glasur uud mit einem dünnen Firniß gleichsam überhaucht sind. Ihn aufzutragen bedienten sie sich eines dünnen Schwamms.

Mit

Mit einem grossen Anstrich von Gelehrsamkeit, aber ohne historische Kritik, zieht der Verf. in dem fünften Abschnitte, worin er von der Kunst unter den Hetruriern handelt, gegen Winkelmann zu Felde, der, mit mehrern Andern, die ganze Idee von dem Ursprunge der Künste unter Einem Volk, von welchem alle andere sie gleichsam zur Erbschaft bekommen, für eine bloße Schimäre hält. Nicht nur die Einfalt in den ältesten Werken der Kunst, sondern überhaupt die Bemerkung einer auffallenden Analogie in den Produkten des menschlichen Geistes unter den verschiedensten und abgesondertsten Völkern, konnte ihn auf die natürlichste Art zu dieser Meynung führen, die durch die Geschichte auf keine Art hinreichend widerlegt wird. Ganz gewiß haben zwar die Hetrurier als Abstämmlinge der Pelasger, die Religion und religiösen Vorstellungen, welche bey dem Stammvolke herrschten, mit nach Italien gebracht; aber die Künste konnten sie von ihnen nicht bekommen, da bey ihrer Auswanderung die Pelasger selbst nur eine Art von Fetischen verehrten, und an eine nur etwas gebildete Kunst durchaus nicht zu denken war. Denn was von Cecrops gesagt wird, daß er die Bildsäulen Jupiters und Minervens nach Griechenland gebracht, und also ägyptische Kunst unter den Griechen eingeführt habe, würde sich schon beym ersten Anblick widerlegen, wenn es auch nicht auf einem so schwachen Zeugniß beruhete. Ferner sollen die Griechen ägyptische Gottheiten durch den Phönizier Inachus, (welcher doch höchst wahrscheinlich

nur eine fingirte Person ist,) bekommen haben, und dann den Hetruriern durch den Handel mit den Phöniziern die Kunst derselben, die diese von den Aegyptern erlernt hatten, mitgetheilt worden seyn. Dieß ist ein Gewebe von Hypothesen, die sich zum Theil leicht genug widerlegen lassen, um die Aehnlichkeit des ägyptischen, hetrurischen und altgriechischen Styls zu erklären. Ob es aber dazu so vieles Aufwands bedarf, und ob sich nicht diese Schwierigkeiten auf eine weit leichtere und natürlichere Art lösen ließen, wollen wir hier nicht untersuchen. So übergehen wir auch die Entwicklung des Räsonnements über das unnatürliche in dem ältesten Styl der Kunst, in welchem Hr. R. nur zu oft die Begriffe verwirrt und Worte für Ideen nimmt; um zu dem beßern und wichtigeren Theil dieses Werkes fortzugehn.

Sechster Abschnitt. Erste Art zu zeichnen. Lineärische Malerey. Malen und Schreiben war in den ältesten Zeiten einerley, und schon das Wort, mit dem die Griechen beides bezeichneten, deutet auf ihre Verfahrungsart bey der Malerey. Man fing mit bloßen Umrißen an, und erst nach und nach lernte man die innern Theile auszuzeichnen und durch Licht und Schatten hervor treten zu lassen. Aber die Verbindung mehrerer Farben blieb lange Zeit unbekannt. Die berühmtesten Maler in den blühendsten Epochen der Kunst brauchten derselben nur vier, weis, gelb, roth und schwarz. Bis in die 94ste Olympiade hinauf brauchte man nur den Griffel, und da erst fiel Apollodor von

Athen

Athen auf den Gebrauch des Pinsels. Nach ihm bediente sich Zeuxis desselben mit großem Ruhm, und in der Folge wandte man beide Arten zu malen auf demselben Gemälde an.

Das Verfahren der Alten stellte sich Calau, dessen Ideen Hr. R. hier vorträgt, folgendermaßen vor. Sie überzogen die Fläche, auf welche sie malen wollten, mit punischem Wachs, welches eine besondere Zubereitung erfordert, wovon C. das Geheimniß seiner Familie ließ; aber welches kein Bienenwachs ist. Diese Masse hält die Farben fest und erhöhte ihren Glanz. Zur Arbeit selbst brauchten sie einen Griffel, der gewöhnlich von Buchsbaumholz, seltner von Metall war, oder auch eine Feder von ägyptischem Rohr, aber ohne Spalt. Mit diesem Instrument zeichnete man in den weichen Grund, wobey man immer im Stande war, die Fehler zu verwischen und auszubeßern. Wollte man die Zeichnung dauerhaust erhalten, so überzog man sie mit einem enkaustischen Firniß und arbeitete wieder mit einen feinen Griffel an den Stellen nach, wo sich Lichter an Lichtern brechen. Dieses war die Monochromen-Malerey der Alten, wozu auch die Art gehört, deren man sich oft bey den hetrurischen Gefäßen bediente; indem man nämlich den rothen oder gelben Thon mit einer dunkeln Wachsmasse bedeckte, diese dann mit dem Griffel so wegtrieb, daß der Grund wieder hervor trat und die Zeichnung darstellte. Beym Fortschreiten der Kunst arbeitete man nicht nur die Züge innerhalb des Umrisses aus, sondern hob auch, durch Weg-

trei-

treibung ganzer Massen, die Lichter hervor, mit einem Verfahren, welches dem in der schwarzen Kunst größtentheils ähnlich ist. Durch die Erfindung des Pinsels wurde diese Kunst sehr vervollkommnet; denn vermittelst desselben war man im Stande, die stärkern Drucke zu geben und das Gemälde zu endigen. Die Polychromenmalerey setzte der vorigen keine andre Arbeit bey, als das bloße Illuminiren der schon verfertigten mit Licht und Schatten ausgearbeiteten und ausschraffirten linearischen Zeichnung in einerley Farbe, so wie man etwa bey dem Illuminiren der Kupfer verfährt.

Diese Beschreibung des Verfahrens der Alten bey ihren Gemälden, welches schon Harduin errathen zu haben scheint, und welches noch ganz neuerlich Hr. von Ramdohr, in seinem, jedem Liebhaber der Künste unschätzbaren Werk, (Th. II. p. 178. f. f.) auf eine auffallend ähnliche Art beschrieben hat, zeigt deutlich genug, daß die Monochromen der alten Künstler nichts anders waren, als die Sgraffitti der Italiener, dergleichen Polydoro da Carvaggio und andre Neuern verfertigt haben. Die Polychromen aber, vermuthet Hr. von Ramdohr, wären durch einen Auftrag von mehrern vielfarbigen Lagen über einander verfertigt worden, oder man habe die sgrafirte Zeichnung zum Theil nur durch den Auftrag enkaustischer oder anderer Farben colorirt.

So lösen sich nun manche bisher unerklärbare Räthsel. So verschwindet das Wunder, daß die Alten auf einem wie Glas geebneten Gipsgrund mit

mit Festigkeit und Sicherheit haben malen können, ohne daß die Farben ausfloßen, welches mit dem Pinsel zu bewirken so gut als unmöglich ist. So wird begreiflich, was Winkelmann von dem doppelten Grund bey alten Gemälden, und den, seiner Meynung nach, abgesprungenen Figuren sagt. So hebt sich die ganz unbegreifliche Schwierigkeit in den Zeichnungen auf den Gefäßen von gebrannter Erde, welche mit einem Pinselstrich fest und richtig gezogen scheinen; welches auch der größte Künstler nie mit dem Pinsel bewirken könnte, indem der gebrannte Thon die Farbe schnell einsaugt, und Erde in ihm zurücke läßt.

Hieraus erklären sich ferner mehrere Stellen beym Plinius und andern Schriftstellern, welche der Kunst Erwähnung thun, auf eine ziemlich ungezwungene Art. Zu diesen aber scheint die Stelle beym Quintilian Orat. Inst. XII. 10. nicht zu gehören, denn da ist offenbar von der Zeichnung im Gegensatz mit dem Colorit, (luminibus et umbris) ohne besondere Rücksicht auf lineariſche Behandlung, die Rede. Das folgende bestätigt dieß ohne Widerspruch, indem die ungemeine Richtigkeit des Parrhasius dem übertriebenen Styl des Zeuxis entgegengestellt wird. Wir erinnerten uns hierbey der bekannten, so mannichfaltig erklärten Anekdote beym Plinius (XXXV, 10), deren Erklärung noch vor kurzen ein berühmter Künstler ohne Erfolg unternommen hat. (s. N. Bibl. d. sch. Wiss. XXXIV. 2tes St. p. 315.) Plinius war kein Kenner, er schöpfte noch überdieß

aus griechischen Schriftstellern, die er nicht recht verstand, so daß es eben nicht wunderbar wäre, wenn auch hier die Schwierigkeiten auf seine Rechnung geschoben werden müßten. Indessen hatte er doch die Tafel mit den zarten Strichen, die man für das Werk des Protogenes und Apelles ausgab, selbst mehrmals gesehn, und aus seiner Erzählung ist klar, was den Künstlern so unerklärbar scheint, daß zwey große Maler gewetteifert haben, welcher von ihnen beiden die feinsten Linien ziehen könne. Bey unsrer Art zu malen, sieht man den Werth dieser Geschicklichkeit nicht wohl ein. Aber anders verhielt es sich doch bey der Malerey mit dem Griffel, wo Feinheit der Umrisse und der Sgraffirung einem Gemälde einen vorzüglichen Werth geben mußte. Wie also? wenn Protogenes Tafel mit einer vierfachen Farbenlage, dergleichen Ramdohr bey den Polychromen annimmt, bedeckt war? wie wenn Apell eine Linie in die oberste Lage zog, so daß die zweite hervortrat, und durch das fortgesetzte Verfahren endlich die vierte Lage sichtbar wurde? und dieses in einer an sich schon bewundernswürdig zarten Linie? so wäre der Wettstreit der beiden Künstler etwas begreiflicher, ohnerachtet sie keine Miniaturmaler waren. Die einzige Schwierigkeit liegt vielleicht noch darinne, daß Plinius ausdrücklich sagt, Apelles habe den Pinsel genommen, (arrepto penicillo) also nicht den Griffel! Da aber Plinius hier nicht mehr als Augenzeuge erzählt, so können wir uns vielleicht im Nothfall die Freyheit heraus nehmen, diesen Umstand in

Zwei-

Zweifel zu ziehen, und ihm statt des Pinsels den Griffel in die Hand zu geben. *)

Achter Abschnitt. Enkaustik. Der Name dieser Kunst, einige unrecht verstandene Stellen beym Plinius, und der Fehler den man beging, das, was von einer einzigen Art gesagt war, auf alle andere Arten anzuwenden, hat die irrigen Begriffe verursacht, die man bis jetzt von dieser Kunst gehabt, und die mühsamen Operationen des Grafen Caylus, der sich durchaus immer des Feuers und des Jungfernwachses, wobey nichts gutes geleistet werden konnte, bediente, haben die ganze Kunst in Miscredit zu setzen angefangen. Indessen bemerkte schon Caylus, daß wenn Plinius sagt: Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. ὁ Νικίας ἐνέκαυσεν, dieses offenbar dahin deute, daß Nicias das Wort nicht in seinem eigentlichen Sinne gebraucht habe. Aber die Idee von dem Gebrauche des Feuers, war vornämlich durch die bekannte Stelle beym Vitruv so herrschend bey ihm geworden, daß ihm diese richtige Bemerkung nur wenig half; und doch hätte Plinius selbst ihn belehren müssen, daß das Feuer

*) Vielleicht erklärt sich hiedurch auch der Unterschied zwischen den Ausdrücken in cera pingere und ceris pingere. Das erste war, wenn man mit dem Griffel in den enkaustischen Grund zeichnete, das andre, wenn man die sgraffirte Zeichnung mit der enkaustischen Masse überzog.

nicht immer nöthig, ja seine Anwendung zuweilen ganz unmöglich gewesen. „Alle enkaustischen Gemälde, sagt Hr. R., setzen eine Masse voraus, welche man entweder enkaustisch mit Feuer behandeln konnte, oder die ihrer Natur nach trockenbar war. Eine enkaustische Masse nennen wir eine jede Masse von Harz oder ölartigen Theilen, die zuerst entweder geschmolzen oder weich war, im Verfolg aber, hart, trocken und ohne alle andre gewaltthätige Behandlung unauflösbar wurde.“ Dieselbe Idee trägt Hr. von Ramdohr an der oben schon angeführten Stelle vor, und es ist eine angenehme Erscheinung für den Alterthumsforscher, daß fast zu einer Zeit die Vermuthung eines treflichen Kopfs und denkenden Kunstkenners, von einem andern durch Versuche bestätigt, und beynahe zur Gewißheit gebracht wird. „Eine so fettige Masse, sagt Ramdohr, wie das Jungfernwachs ist einer reinen Behandlung nicht fähig, bleibt immer Schmiererey und kann zu einer unauflöslichen Festigkeit nicht gelangen. Wahrscheinlich ist also die enkaustische Masse, ein harziger Firniß gewesen, der, vor dem Auftrag zu der gehörigen Flüßigkeit und Consistenz zubereitet, in der Folge verhärtete. Wie das Feuer dabey angewendet wurde, ob vor oder nach dem Auftrag, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht; nur soviel ist gewiß, bey dem Auftrag selbst, um der Masse die Behandlungsfähigkeit, das maniable nur auf die Zeit des Auseinandertreibens zu geben, dazu kann dieses Element nicht gebraucht worden seyn; mithin ist der Begriff

von

von Enkaustik als Einbrennungskunst eine Schimäre.“

Wahrscheinlich, fährt Hr. Riem fort, haben die Alten die Kunst verstanden, das punische Wachs mit gewissen trockenbaren Oelen zu versetzen, welche es zu verdünnen nöthig waren. Dieses Wachs litt eben so gut einen Zusatz von Wasser, und Wasser und Oel vermischen sich gern durch Vermittelung dieses Wachses, dem seine Fettigkeit benommen ist. Hier bedurfte es nur bey einigen Verfahrungsarten des Feuers, deren Plinius ausdrücklich Erwähnung thut, nämlich bey den Schiffen und Wänden, wenn letztere den Schein des Marmors haben sollten. Aber dieses und alles, was die enkaustische Masse der Alten leistete, leistet auch das Wachs, welches Calau erfand.

Den Beschluß seines Werks macht der Verf. mit einer kurzen Parallele zwischen der Kunst der Alten und Neuen. Unsere Leser werden aus dem, was wir ihnen bisher aus dieser Schrift mitgetheilt haben, schwerlich ein kaltes geprüftes und unpartheyisches Urtheil erwarten können. Gleich im Anfang des Capitels erhebt er die Malerey ohne Einschränkung über alle andere Künste; ereifert sich dann über die, so Ueberbleibsel des Alterthums mit hohen Preisen bezahlen, und endigt mit dem allgemeinen Urtheil, daß die Neuern die Alten bey weiten übertreffen. Dieß ist nun freylich eben so schwer zu widerlegen, als es zu beweisen seyn würde; denn Hr. R. vergißt ganz und gar, daß unsre ganze Kenntniß von der Malerey der Alten nur ein

 sehr

sehr dürftiges Stückwerk ist. Aber wir wollen nicht wiederholen, was wir schon im Anfang dieser Beurtheilung gesagt haben. Ueberhaupt ist dieses Capitel, in welchem sich doch sehr viel Gutes hätte sagen lassen, eines der unbedeutendesten im ganzen Buch, voll vagen Räsonnements und ungeordneter Gelehrsamkeit. Die Streitfrage über das Verhältniß der alten Künstler zu den Neuern kann doch durchaus nicht kategorisch beantwortet werden. Es kömmt auf die Vergleichung einzelner Vollkommenheiten an, welche zusammen genommen das Ideal der Kunst bilden, und da ist es denn sehr wahrscheinlich, daß die Alten einiges besser, anderes schlechter als die Neuern gemacht haben. Diese Vergleichung anzustellen, und die Parallele richtiger zu ziehn, als etwa bisher geschehn, steht weder in unsern Kräften, noch erlaubt der Raum unserer Blätter diese Ausschweifung. Auch ist es schon hin und wieder von gelehrten und unpartheyischen Forschern in einzelnen Theilen geschehn.

Wenn wir ein allgemeines Urtheil über dieses Werk fällen sollen, so ist auf der einen Seite unläugbar, daß es einige höchst glückliche Ideen enthält, durch welche ein dunkles Gebiet in der Geschichte der Kunst aufgeklärt, mehrere bisher unverständliche Stellen der Alten enträthselt, und über einige vormals für Wunder geltende Umstände ein Licht verbreitet wird, das uns diese Gegenstände näher vor Augen rückt, und genauere Betrachtung derselben möglich macht. Auf der andern Seite hingegen wird jeder unpartheyische Beurtheiler wahrnehmen,

nehmen, daß der Verf. mehr als einmal von vorgefaßten Meynungen ausging, erst seinen Satz bestimmte und dann die Beweise dafür suchte, statt den umgekehrten Weg zu wählen, der wie fast immer, aber vornämlich in dieser Art von Untersuchungen, wo nicht stets zur Wahrheit führt, doch am gewissesten vor dem Irrthum bewahrt. Zwar ist uns Lessings Beyspiel nicht unbekannt: aber wenn jemals das Sprüchwort Si duo — wahr gewesen, so ist es gewiß in diesem Fall. In der That wenn man an Lessings, Winkelmanns und Heynens klaren Vortrag, an die Bündigkeit und Stärke ihres Räsonnements gewöhnt ist, so kann man nicht umhin, Hrn. Riems Vortrag undeutlich und weitschweifig, seine Räsonnements aber oft schwach und verworren zu finden. Die Kunst seine Beweisgründe anzuordnen, jedem seinen Rang anzuweisen, einen durch den andern gehörig zu unterstützen, und so dem Leser den Beyfall abzunöthigen, scheint er gar nicht zu kennen. Oft läßt er den Faden des Beweises fallen, um auf eine unbedeutende Nebensache überzuspringen, nimmt ihn dann unvermuthet wieder auf, verschlingt ihn wieder von neuen, und wickelt so in sein Gewebe eine Menge ungleichartiger Gegenstände, welche die Einheit stören und der Uebersicht des Ganzen im Wege sind. Es ist wahr, auch Lessing scheint zuweilen auszuschweifen und seinen Weg zu verlieren. Aber er scheint es auch nur. Wie lößt sich bey ihm am Ende alles so herrlich auf, wie vereinigt sich alles zu Einem Ganzen, wo jeder Theil an seiner Stel-

le steht, wo jeder den andern hebt, trägt und hält.

Noch dürfen wir nicht vergeßen, der typographischen Pracht Erwähnung zu thun, die bey diesem Werk angewendet worden. Druck und Papier fallen schön in die Augen, aber ein vorzüglicher Schmuck desselben sind eine Anzahl schöner von Reclam gezeichneter, und theils von Rode theils von dem Verf. radirter Vignetten.

VI.

Estelle, Roman pastoral; par Mr. de *Florian*, Capitaine de Dragons &c. à Paris, de l'imprimerie de Monsieur, 1788. 8vo.

Der Ritter Florian ist jetzt einer der beliebtesten Schriftsteller der Franzosen. Ohne ein hervorstechendes Genie zu besitzen, fehlt es ihm an keinem Talent, das zu einem angenehmen und unterhaltenden Schriftsteller erforderlich ist. Mit einer lebhaften Phantasie verbindet er eine gewisse Feinheit der Empfindung und einen Sinn für das Natürliche und Ungekünstelte, der in dem Umgang mit der großen Welt nicht nur unverdorben geblieben, sondern durch die Sehnsucht, von ihr entfernt und der ungeschminkten Natur getreu leben zu

dür-

dürfen, nur noch lebhafter geworden zu seyn scheint. Sein Styl ist leicht, frey und edel, seine Ausdrücke fast immer den Gegenständen angemessen, und wenn an seinem Vortrag etwas zu tadeln ist, so dürfte es vielleicht eine gewisse in die Länge ermüdende Einförmigkeit des Tones seyn. Nicht weniger Lob als seine Prose verdienen seine kleinen Gedichte; sie scheinen insgesamt aus einem gerührten Herzen gequollen zu seyn, so natürlich sind die Empfindungen, so ungesucht der Ausdruck, so ohne Ansprüche und falschen oder unzeitigen Witz.

Die gute Aufnahme seiner Galathea nach Cervantes scheint ihn aufgemuntert zu haben, etwas eignes in derselben Gattung zu erfinden, und diesem Bestreben danken wir die gegenwärtige Estelle, einen Schäferroman, wie jene, fast von denselben Schönheiten und denselben Fehlern.

Doch ehe wir zu dem Gedichte selbst kommen, werden wir durch einen Versuch über die Schäferpoesie aufgehalten, den wir nicht übergehen können, ohne unsern Lesern das Vornehmste daraus, nebst unsern eignen Gedanken darüber mitzutheilen. Man weiß zwar schon, was es gewöhnlich für eine Bewandniß damit hat, wenn ein Dichter seinem Werke eine Theorie derjenigen Gattung vorausschickt, die er selbst bearbeitete; man weiß schon, daß seine Regeln größtentheils aus seinen eignen Schriften abgezogen sind, und darum seine Manier fast allein als regelmäßig und nachahmenswürdig vorzustellen pflegen. Dieses kann man nun wohl hingehen lassen, wenn es hiebey bleibt.

Aber wenn auf Unkosten ganzer Classen von Gedichten, eine einzige Gattung ausschließend angepriesen, alles Gute und Vollkommene, alles Interessante und Schöne allein in ihr vereinigt seyn soll; dann verlohnt es sich wohl der Mühe, die Sache ein wenig näher zu beleuchten, und das Räsonnement des tyrannisirenden Dichters vor den Richterstuhl der Kritik zu ziehn.

Und dieß ist der Fall bey dem gegenwärtigen Versuch über das Schäfergedicht. Die ganze Welt, sagt Florian, findet die Schäferpoesie kalt und langweilig; Fehler, die man vornämlich in Frankreich niemals verzeiht. Man bewundert die Eklogen Theokrits und Virgils auf andrer Treu und Glauben; man weiß einige Verse von Fontenelle auswendig, aber fast sollte man denken, nur um die übrigen nicht lesen zu dürfen. Und schon der Name eines Werks, von dem Schäfer die Helden sind, scheint Lust zum Schlafen zu machen.

Wenn die ganze Welt einstimmig ist zu gähnen, fährt er fort, so muß wohl Ursache zur Langenweile vorhanden seyn. Und diese liegt in dem wenigen Interesse, das man der Idylle bey zwey oder drey Personen, die sich von einerley Sache unterhalten, welche ohne Ursache kommen und gehn und deren Ideen insgesammt aus Einer Quelle geschöpft sind, zu geben im Stande ist.

Die engen Gränzen, in welche sie verwiesen ist, erlauben kaum das Interesse gehörig vorzubereiten; kaum fängt man an einigen Antheil zu nehmen, so endigt das Stück; man geht zu einem andern

andern über, wo es nicht besser geht, und so fort. Eine Sammlung von Eklogen scheint mir einer Sammlung erster Scenen aus Komödien ähnlich zu seyn. An und für sich sind sie fast alle kalt und langweilig und sie erhalten unsre Aufmerksamkeit nur in so fern, als sie Hoffnung zu künftigem Vergnügen machen. Was Wunder, wenn man das Buch wegwirft, sobald jenes nicht erfolgt, und sich gegen die ganze Gattung einnehmen läßt.

Guarini und Taßo fühlten diese Mängel und suchten ihnen durch die größre Ausdehnung abzuhelfen, die sie der Ekloge gaben. Sie führten die Schäferdramen ein, eine Gattung, die zwar den einzelnen Eklogen vorzuziehen ist, aber bey alle dem ihre großen Unbequemlichkeiten hat. Weder die Leidenschaften der Schäfer, noch ihre Fröhlichkeit ist von der Art, wie sie seyn müßten, um einen interessanten Stoff zur Tragödie oder zum Lustspiel darzubieten.

Das sicherste Mittel der Schäferpoesie Interesse zu geben, ist, sie mit einem Gedicht in Verbindung zu setzen, in welchem es seinen einfachen und süßen Ton beybehalten könnte, ohne in Disharmonie mit den übrigen Theilen des Werks zu gerathen. Von dieser Art sind die Saisons des Mr. de Saint Lambert. Nach dieser Gattung wird der Schäferroman die zweite Stelle einnehmen können.

Sie wie er alle Vortheile der dramatischen Behandlung verstattet, so erspart er auf der andern Seite die Unbequemlichkeiten derselben. Die in

dem

dem Drama so beschwerliche Verbindung der Scenen kann in dem Roman mit wenigen Worten angedeutet, dadurch die Zeit gespart und der Leser vor der Langenweile bewahrt werden. Die Begebenheiten folgen sich rasch, und man verweilt sich nur da, wo man Interesse erwartet. Dialog, Erzählung, Beschreibung sind untermischt, und diese Vermischung verhütet den Degout, den das Einerley macht.

Dieß ist der Weg, den Herr von Florian nimmt, um aus den mannichfaltigen Arten von Bearbeitung, welche die Schäferpoesie verstattet, den Schäferroman einzig heraus zu heben, und ihm gewissermaßen allein einen Anspruch auf den Beyfall und das Interesse fühlender und geschmackvoller Leser zu geben. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob das Mißfallen an der Ekloge wirklich so allgemein sey, als Hr. v. Fl. glaubt? ob es nicht Uebertreibung sey, wenn er sagt, daß man schon bey dem Namen eines Schäfers Lust zu gähnen bekomme? Wir wollen dem Ritter auf sein Wort glauben, daß es in Frankreich so ist, und das Volk bedauern, das einen feinen Geschmack zu haben vermeynt, weil sein Gaumen nur von scharfen Ragouts gereizt werden kann: uns aber wollen wir glücklich preisen, daß dieser Geschmack noch nicht so sehr in Deutschland um sich gegriffen hat, daß es nicht viele Leute geben sollte, die ihren Geßner immer mit neuem Vergnügen und neuer Theilnahme lesen.

Wenn, wie Lessing sagt, der wahre Geschmack derjenige ist, der sich über Schönheiten von

jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen oder Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann, so ist der wahre Geschmack gewiß nicht bey Leuten zu Hause, die die Ekloge an sich selbst, und so wie sie von Theokrit und Virgil, Segrais und Geßner bearbeitet worden, uninteressant und bis zum Einschlafen langweilig finden. Würden sie wohl sonst je auf den Einfall gekommen seyn, von einem Schäfergedicht die heftige Rührung der Tragödie und das kitzelnde Lachen des Lustspiels erwarten zu wollen, d. h. würden sie wohl jemals verlangt haben, aus ganz verschiedenartigen Kräften, an Größe und Beschaffenheit, gleiche Wirkungen hervorzubringen? Oder ist die höchste Wirkung, die letzte Grenze des Schäfergedichts, über welche es nicht hinaus gehen kann, ohne sein ganzes Wesen zu ändern, etwas anders als den Geist auf einige Augenblicke von dem Anschaun der Ungemächlichkeiten und Thorheiten, der Laster und Leidenschaften, welche das Leben in großen und gebildeten Gesellschaften nothwendig mit sich führt, zu entfernen, indem sie ihn unter ein kleines und freyes Volk versetzt, das die Banden des bürgerlichen Lebens kaum kennt und niemals von ihnen gedrückt wird; das, zu folge der Lebensart, die es führt, wenige Bedürfnisse und wenige Wünsche, weder große Laster noch große Tugenden kennt? Wird sie nicht den letzten Zweck erreicht haben, den sie zu erreichen im Stande ist, wenn es ihr glückt, Sehnsucht und Verlangen nach einem solchen Leben zu erregen, und uns an die seeligen Stunden zu erinnern, die wir

wohl

wohl ehemals in Unschuld und Unverdorbenheit, in Wohlwollen gegen die Welt, die uns umgab, in Unkenntniß und Vergessenheit alles dessen, was die menschliche Natur drückt und drängt, zugebracht haben, und wo unser Leben, wie ein stilles Wasser, ohne merkliche Veränderungen fortrückte?

Und diese Wirkung sollte nicht selbst in dem kleinsten Hirtengedicht hervor gebracht werden können? wäre nicht hervor gebracht worden fast in jeder Idylle unsers unsterblichen Geßners? Aber ihre Gränzen sind zu eng, sagt Florian, kaum hat man Zeit das Interesse vorzubereiten, und sie endigt, fast gerade in dem Augenblick, wenn es erst wirksam zu werden anfängt. Sollte man nicht glauben, der Inhalt einer Idylle müsse wenigstens von eben der Größe und Ausdehnung seyn als der Inhalt eines Heldengedichts, um mühsam eingeleitet und langsam herbey geführt zu werden; da er doch nichts zu seyn pflegt und nichts seyn soll, als eine Empfindung oder Handlung, die mehr durch die Gefühle, die sie erregt, als durch sich selbst wichtig wird; die also mit wenigen Worten eingeleitet werden kann und muß, wenn man anders nicht große Kräfte zu Hervorbringung verhältnißmäßig kleiner Wirkungen aufbieten will. Und wie? würde nicht jener Tadel, wenn es anders ein Tadel wäre, mehrere andere Gattungen der Dichtkunst, z. B. das Epigramm, eben so gut wo nicht noch mehr treffen?

Ein Gedicht, so wie jedes Kunstwerk, muß ein Ganzes ausmachen, das die Absicht, zu der es bestimmt ist, erfüllt, und nichts weiter zu wünschen

übrig

übrig läßt. Die Idylle, welche eine Handlung aus der sogenannten Schäferwelt, eine Empfindung u. dergl. vollständig darstellt, welche ferner die angezeigten Wirkungen hervorbringt, ist ein vollkommenes Gedicht. Es steht für sich und bedarf keiner Stütze, von der es gehalten, keines Bandes, wodurch es mit andern Dingen verbunden würde. Die Vergleichung einer Idylle also mit den ersten Scenen eines Drama ist so unpassend und unschicklich, daß wir uns nicht einen Augenblick länger dabey zu verweilen brauchen.

Aber, wird man sagen, und das scheint auch die wahre Meynung des Ritter Florian gewesen zu seyn, da es so vielerley Gattungen der Schäferpoesie giebt, so wird vielleicht eine der andern an Interesse weichen, und vielleicht ist es der Schäferroman, der sie alle hinter sich läßt.

Allein je näher wir diesen Gegenstand betrachten, desto unwahrscheinlicher scheint uns dieß. Es ist wahr, eine Reihe von Eklogen, worinne immer dieselben Gegenstände und zwar immer in Einem Tone behandelt würden, worinne immer ein Schäfer, oder eine Schäferin über ihre Liebe seufzte und girrte, oder die Freuden und die Ruhe ihrer Lebensart besänge, würde eine sehr geschmacklose und ermüdende Lektüre seyn. Aber eben das scheint uns einer der wichtigsten Vorzüge der Idylle zu seyn, daß sie bey der unläugbaren Einförmigkeit des Schäferlebens, als worinne das vorzüglichste Glück desselben besteht, dennoch einer großen Mannichfaltigkeit fähig ist. Denn jede an sich geringfügig scheinen-

de

de Handlung, jede Veränderung der Situation 2c. kann Veranlassung zu Bildern und Beschreibungen geben, welche jene Wirkungen hervorbringen, von denen wir oben gesprochen haben, und unserm Herzen allen Genuß verschaffen, den Unschuld, Liebe, und Ruhe zu gewähren im Stande ist. Und wird es wohl möglich seyn, mehrere solche Idyllen zu Einem Zweck zu vereinigen, viele dergleichen Vorfälle zu erfinden, die sich am Ende in Einen Punkt zusammenschließen? und wenn es möglich ist, werden wohl diese einzelnen Theile ihre Kräfte vereinigen, um gemeinschaftlich ein stärkeres Interesse hervorzubringen? oder wird nicht vielmehr die Wirkung selbst dadurch geschwächt werden, daß man außer dem Interesse der einzelnen Theile, noch ein anderes von jenem unabhängiges in die Verbindung derselben zu legen gesucht hat? wird nicht —

Doch diese Fragen heben sich von selbst, wenn man die eigentliche Absicht des Schäfergedichts richtig in die Augen faßt, wenn man überlegt, daß nicht die erzählte Handlung selbst, sondern die dadurch erregten Empfindungen die Hauptsache ist, und daß jene oft sehr geringfügig seyn kann, ohne doch ihren Zweck zu verfehlen. Sie heben sich ferner durch die Betrachtung, daß der Roman sich der Handlungen und Begebenheiten nur in so ferne bedient, als sie Aeußerungen der Kräfte des menschlichen Herzens sind, und in so ferne sie die Kenntniß desselben durch Anschauung zu befördern dienen. Solche für den Roman geschickte Handlungen und Begebenheiten also können nur da sich ereignen, wo

das

das Herz der Menschen eines Studiums bedarf, d. h. in der zusammengesetzten Gesellschaft, in welcher ein mannichfaltiges Interesse, mannichfaltige Leidenschaften, Tugenden und Laster statt finden, wo jede Handlung und fast jeder Gedanke sich in dem Fortgang der Dinge wirksam äußert, wo also große Veränderungen entstehn, die wir von ihrem ersten Ursprung an, durch alle die kleinen Zwischenereignisse verfolgen können. Aber wo ist das in dem Schäferleben? in einem Leben, welches ungestörte Ruhe charakterisirt, wo man von großem Interesse so wenig etwas weiß als von großen Lastern und Tugenden; wo Unbesorgtheit und glücklicher Leichtsinn herrscht, wo jeder sein Herz offen trägt, und keine der natürlichen Empfindungen verhehlt; wo man sich nicht versteckt und nicht erräth?

Also wäre Schäferroman eine bloße Schimäre? so scheint es uns. Das Leben wirklicher Schäfer, deren Ideen eben so eingeschränkt sind, als der Ort, den sie bewohnen, kann keinen Stoff zu einem wahren Roman leihn. Und wenn es doch Romane giebt, in denen Schäfer die handelnden Personen sind, so wird wohl immer der Fall seyn, daß sie diesen Charakter mehr in dem Munde des Dichters als ihrer eignen Denkungsart, ihren Sitten und Handlungen nach führen. Der Dichter wird sie entweder aus ihren Wäldern heraus in das wirkliche bürgerliche Leben ziehen, oder er wird Personen unter sie mischen, und sich Vorfälle ereignen lassen, welche an jeden andern Ort eher, als in die Thäler der Hirten gehören. So hat schon Lon-

gus verfahren, (dessen Verdienste, beyläufig zu erwähnen, Hr. von Florian viel zu hoch anschlägt) und so verfährt Florian selbst, wie unsere Leser aus dem Inhalt seiner Estelle, den wir ihnen sogleich vorlegen wollen, ersehen werden.

Also hat der Schäferroman vor der Idylle nichts voraus, ja er steht ihr noch nach. Denn wie hat es doch der Ritter als einen dem Schäferroman eigenthümlichen Vorzug ansehen können, daß er Dialog, Erzählung und Beschreibung vermischen und auf diese Art vor dem Ueberdruß, den das Einerley macht, bewahren könne? Wie hat er, der große Verehrer des deutschen Idyllendichters, vergessen können, daß dieser in mehr als einer Idylle alles dieses vollkommen verbindet, und wenn er und kein anderer Dichter es jemals gethan hätten, worin liegt die Unmöglichkeit es in der Idylle eben so gut, als in dem Roman zu vereinigen? Es hat dieselbe Bewandniß mit einem andern vermeintlichen Vorzug, dessen er in der Folge Erwähnung thut, nämlich, dem Gebrauche der Lieder; ein Gebrauch, den Geßner und Kleist zu machen nicht vergessen haben.

Was Hr. v. Fl. weiter hin von den Sitten der Schäfer, dem Styl in der Prosa und dem Ton in den Versen sagt, ist vortreflich und wahr. Hätten alle französischen Dichter, die ihr Genie in der Schäferpoesie übten, diese Grundsätze gehabt und befolgt, so würde die französische Nation nicht verdienen, was Hurd von ihr sagt, daß sie von allen europäischen Völkern, wo nicht am meisten unpoetisch,

doch

doch am meisten unpastoralisch sey. Aber wir halten uns nicht hierbey auf, denn es sind Früchte auf deutschem Boden erzeugt und gebrochen.

Aber den Schluß dieses Versuchs, der zugleich den Uebergang zu dem Gedicht selbst machen kann, können wir uns nicht enthalten hieher zu setzen. Es ist eine Probe von der Empfindsamkeit unsers Dichters, von seinem Gefühl für Wahrheit und Natur, von dem wir schon im Anfang dieser Rezension gesprochen haben. „Die Scene meines Romans, sagt er, ist in der Provinz, an dem Ort selbst, wo ich geboren bin, (in beau-rivage in Languedoc) Ach! es ist so süß von seinem Vaterlande zu reden, sich der Orte zu erinnern, wo man seine ersten Jahre verbrachte, wo man die ersten Aufwallungen seines Herzens fühlte! Der Name dieser Orte selbst schon hat einen geheimen Zauber für die Seele. Sie verjüngt sich, indem sie an die glücklichen Zeiten der Kindheit denkt, wo die Freude so lebhaft, der Kummer so kurz, der Genuß so rein ist! Und dieses Andenken ist noch mit einer süßern Erinnerung verbunden; die, welche uns das Leben schenkten, die, welche zuerst zärtlich für uns sorgten, verschönern die Scenen, die sich unserm Gedächtnisse darstellen. Man wähnt noch unter ihnen zu seyn; man glaubt sich noch das, was man damals war; man vergißt Leiden und Ungerechtigkeiten, die man in der Folge erfuhr, die Uebel, so man sich zuzog, die Fehler, welche man beging: nur seiner Gefühle erinnert man sich, die doch fast immer mehr, als unsre Handlungen werth sind. Süße Thränen entschlüpfen unsern

Augen; und wir rufen, mit dem ersten der lateinischen Dichter aus:

En unquam patrios, longo post tempore, fines,
pauperis et tuguri congestum cespite culmen,
post aliquot, mea regna videns, mirabor aristas?

Die Scene des Gedichts ist also in Languedoc, in einer Gegend, die alle Reize der Natur in sich vereinigt, deren Fruchtbarkeit dem milden Clima entspricht. Unstreitig ein Ort, wie ihn nur immer der Dichter wünschen kann! Und werden nicht französische Schäfer einem Franzosen weit interessanter seyn müssen, als die Bewohner eines schimärischen Arkadiens? wird nicht die Sehnsucht an einem solchen Ort, bey einem solchen Volke, wie der Dichter es schildert, in Ruhe und Genuß des Herzens zu wohnen, um desto lebhafter werden, je näher es uns ist? Und doch — und doch können wir uns eines kleinen Zweifels nicht erwehren. Wie? wenn diese Vermischung der Wahrheit mit der Erdichtung selbst etwas in sich führete, was die Illusion hinderte und also dem Interesse nachtheilig würde? wenn man sich durchaus nicht enthalten könnte, bey Florians glücklichen Schäfern an die wirklichen, rohen und gedrückten Bewohner jenes Thales zu denken? Und wird diese unangenehme Störung einer minutenlangen Täuschung nicht allemal erfolgen müssen, wenn der Dichter das Leben eines uns bekannten Volks, bis auf den Grad veredelt, ihnen alle die feinen Empfindungen giebt, welche Geßners und Florians Hirten hegen? In der

That beides scheint uns unvereinbar zu seyn. Entweder entsage der Dichter dem Vergnügen, Menschen aus seiner Welt und aus seinem Lande aufzuführen, oder er gebe sie uns beynahe so, wie sie sind; er erlaube sich nichts mehr als die Entfernung der Ideen von Schmutz und den Unannehmlichkeiten, welche das Landleben mit sich führt. Dieser Satz, der in der Natur der Sache gegründet zu seyn scheint, hat sich in uns zuerst aus der Lektüre Theokrits entwickelt. Wem ist nicht die große Verschiedenheit der Charaktere, Gesinnungen und Sprache der Theokritischen Hirten aufgefallen? wie sie bald ohne große Veränderung aus der Natur genommen, bald idealisirt und veredelt sind? Und die Ursache davon? — war schwerlich eine andere, als daß er bald wirkliche sicilianische oder italienische Hirten, bald Hirten aus dem goldnen Weltalter schilderte.

Fast scheint es, daß Hr. v. Fl. die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens gefühlt habe. Die Zeit, in welcher sich die Begebenheiten, so er besingt, zuträgt, ist gewissermaßen das goldne Zeitalter der französischen Nation, die von ihr so oft zurückgewünschte Regierung Ludewig XII. Zu dieser Zeit liebten sich, in Massanne, Nemorin und Estelle, Raimonds und Margarethens Tochter. Sie waren beide von gleichem Alter und beide schön. Von ihrer Jugend an hatten sie sich geliebt, und ihre Freundschaft war dem ganzen Dorfe bekannt. Aber zuerst brach ihre Liebe an einem Hirtenfest aus.

In den ersten Tagen des May versammeln sich alle Hirten im Thal zur Schaafschur. Einige sind mit der Arbeit beschäftigt, andere ergötzen sich an Ringen, laufen und Spielen. „Andre Hirten verlassen die Arbeit, um mit den Hirtinnen zu tanzen, während die jüngsten Mädchen sich ihrer schweren Scheeren bemächtigen und mit schwacher und ungeübter Hand die äußerste Spitze der Wolle abschneiden, aus Furcht den Schaafen wehe zu thun.“ Den Abend kommt alles zu einem Wettstreit im Gesange zusammen. Helion, ein Provencale und Anverwandter Estellens, besiegt die Schäfer am Gardon. Er legt den Preiß zu Estellens Füssen und verlangt von ihr einen Kuß zur Belohnung.

Nemorin, damals kaum vierzehn Jahr alt, springt aus einem Trupp von Knaben hervor und fordert Helion zu einem neuen Wettstreit auf. Jener hatte die reizenden Ufer der Dürance besungen, er besingt die Liebe und jedermann erkennt ihm den Preiß zu. Er trägt ihn zu Estellen: Ich habe die Liebe gesungen, sagt er, und sie hat mir den Sieg verliehn, damit du den Preiß bekämst. Sie nimmt ihn erröthend an, und alle verlangen, daß sie, dem Gebrauche gemäß, Nemorin umarmen soll. Sie schmiegt sich in die Arme ihrer Mutter, diese befiehlt; und zitternd, und immer die Hand ihrer Mutter haltend, neigt sie ihr Gesicht zu Nemorin.

Ihre Liebe wächst von Tag zu Tag und Raimond wird unruhig über die Leidenschaft des jungen Hirten. Er hatte seine Tochter an Meril, den Sohn eines Freundes versprochen, dem er seinen gan=

ganzen Wohlstand dankte. Raimond war von der strengsten Tugend, und er würde den Tod einem Bruche seines gegebnen Wortes vorgezogen haben. Gegen Andre eben so streng als gegen sich selbst, betrachtete er jedes Gefühl, das nicht Pflicht war, als Schwäche. Er verbot Estellen mit Nemorin zu sprechen und von Nemorin verlangte er, daß er jenseit des Gardon wohnen solle.

Nemorin entfernt sich von Massanne und noch denselben Abend kömmt Meril von Lezan an, ein edler Jüngling von ernsthafter Tugend, mehr gemacht Ehrfurcht als Liebe einzuflößen. Estelle widerstrebt dem Willen ihres Vaters nicht und die Hochzeit wird festgesetzt.

Zweytes Buch. Estelle, die von der Entfernung ihres Nemorin unterrichtet ist, sucht ihn den andern Tag an den Ufern des Gardon. Sie entdeckt seinen Aufenthalt, sie erzählt ihm von Merils Ankunft, von ihrer Hochzeit, von ihrem Schmerz. Nemorin entsagt seinen Ansprüchen und trennt sich verzweiflungsvoll von ihr. Estelle stößt auf Meril und verlangt von ihm, ihren Vater zu einem Aufschub ihrer Hochzeit zu bereden. Dieser verspricht es.

Während sich Nemorin seiner Verzweiflung überläßt, erscheint ein Knabe, der ihn weinend anfleht, einen Wolf mit ihm zu verfolgen, der ihm ein Schaaf geraubt. Nemorin vergißt seinen Kummer, um dem Knaben beyzustehn; er eilt mit ihm fort; aber unvermerkt verlieren sie sich, und Nemorin findet sich in Remistans Thale, dessen Bewohner, ein Fremdling von der Isere, ihn bey sich

aufnimmt, und, unter dem Vorwand noch einmal vor seinem Tode sein Vaterland zu sehn, ihn schwören läßt, das Thal vor seiner Zurückkunft nicht zu verlaßen, seine Heerden zu warten, und seinen Garten zu bauen; wenn er aber in zwey Jahren nicht zurück käme, das ganze Thal zum Geschenk von ihm anzunehmen.

Drittes Buch. Indessen hat Meril den alten Raimond beredet, die Hochzeit aufzuschieben, bis er von einer Reise nach Maguellone, wohin ihn Geschäfte rufen, würde zurück gekommen seyn. Aber er kömmt nicht zurück. Spanische Seeräuber überfallen Maguellone, plündern die Stadt und ermorden die Einwohner. Raimond war nicht mehr zu finden. Diese Nachricht giebt Meril, der selbst nach Maguellone gereist war. Lebe wohl, schreibt er an Margarethen. „Lebe wohl und bedenke, daß dir noch eine Tochter bleibt, für welche du dich erhalten mußt. Mir ist nichts übrig, als mein trauriges Leben in einer Einöde zu beschließen, und fern von euch, fern von meinem Vaterland, den Tod zu erwarten, der mich mit meinem Freunde vereinigen wird.“

Nach einigen Monaten voll Kummers und Thränen denkt Margarethe zuerst wieder an Nemorin, und erlaubt ihrer Tochter, ihn zu lieben. Estelle und ihre getreue Freundin Rose machen sich auf den Weg, seinen Aufenthalt zu suchen. Ihr Bemühn ist lange vergebens, bis einst ein Knabe, Hilarich, zu ihnen kommt, und sie zu ihm zu führen verspricht. Sie kommen in Remistans Thal; die beiden

den Liebenden finden sich wieder, und erfahren von Hilarich, demselben Knaben, der Nemorin nach diesem Thale gelockt hatte, daß Raimond, um Nemorin für seinen Verlust schadlos zu halten, und seine Tugend zu belohnen, dem alten Remistan diesen Platz abgekauft und sich einer List bedient, um es ihm von einem Andern schenken zu lassen. Nemorin kehrt mit Estellen und Rosen nach Massanne zurück.

Viertes Buch. Margaretha setzt die Hochzeit in sechs Monaten fest. Der Sommer kömmt, und einem alten Gebrauche zu folge, werden die Heerden des Thals in die entfernten Gebürge getrieben. Nemorin soll die Heerde Margarethens führen. Der Schmerz der beiden Liebenden, sich von neuem zu trennen, ist ohne Gränzen, aber der Wohlstand verlangt dieses Opfer Kaum ist Nemorin an dem bestimmten Ort, als ihm Rose die Nachricht bringt, daß Raimond, von Meril aus der Sklaverey losgekauft, von seinem Befreyer begleitet, zurück gekommen. Wann wirst du, fragt Raimond seine Tochter, wann wirst du meinen Befreyer heyrathen? Morgen, antwortete Estelle.

Fünftes Buch. Nemorin, in Schmerz versunken, verläßt die Heerde und das Gebürg, und kommt endlich, nach langem Herumirren, in die Ebne von St. Eulalie. Hier findet er Isidor, den Freund seiner Jugend, den er, seit seiner ersten Entfernung von Massanne, nicht wieder gesehen hatte. Sie erzählen sich beide die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe, und, entschloßen sich nicht wieder

zu verlassen, stehen sie auf, um ihren Weg weiter fortzusetzen, als sie hinter sich einen Krieger wahrnehmen, der ihre Erzählung mit angehört hatte. Es ist Gaston de Foix, der Neffe des Königs, von dem ein berühmter Geschichtschreiber sagt: seine edle und empfindsame Seele, seine Munterkeit und schöne Gestalt hätten jedermann Ehrfurcht und Zutrauen gegen ihn eingeflößt, und Gaston sey eben so das Vergnügen der Gesellschaften als der Abgott seines Heeres gewesen. Dieses ist auch der Charakter, den ihm unser Dichter giebt. Die Schäfer werfen sich ihm zu Füssen, da sie seinen Namen hören; „denn es war kein Hirte, der „nicht von Gaston gehört hätte. Die Mütter, wel„che jeden Morgen ihre Kinder lehrten, dem Schö„pfer zu danken, lehrten sie zugleich den Namen „von Gaston zu segnen." Sie vertauschen ihre Schäferstäbe mit den Lanzen, und folgen ihm in das französische Lager.

Sechstes Buch. Der König von Arragonien bekriegt Frankreich und Mendoza belagerte Nimes. Die Bewohner des Landes, auch Raimond und seine Familie, hatten sich in diese Stadt begeben, nachdem der Feind ihre Fluren verwüstet. Gaston beschließt jemand in die Stadt zu schicken, um Verabredung mit dem Gouverneur zu treffen. Nemorin und Isidor entschließen sich dazu. Aber die unglücklichen Freunde werden von den Soldaten entdeckt; Isidor stirbt unter ihren Lanzen und Nemorin kömmt in ihre Gewalt. Eine edelmüthige That verschaft ihm die Freiheit. Beide Feldherrn

wollen nun das Schicksal der Stadt durch einen Zweykampf entscheiden, aber während desselben erschallt die Nachricht vom Frieden, den beide Monarchen geschlossen haben. Beide Heere ziehen friedlich in die Stadt ein.

Nemorin durchirrt den ganzen Tag die Stadt, um etwas von Estellen zu hören; niemand weiß ihm Nachricht zu geben; und schon hat er beynah die Hoffnung, sie zu finden, aufgegeben, als ein Ohngefähr sie ihm zuführt. Meril war während der Belagerung gestorben, und Estelle war ihrem Nemorin noch treu. Nichts widersetzt sich mehr seinem Glück, und Gaston selbst beredet Raimond dem Schäfer seine Tochter zu geben. In wenigen Tagen sieht die ganze Familie Massanne wieder. Von Gaston unterstützt bauen sie ihre zerstörten Hütten wieder auf. Rose wohnt bey Estellen und verläßt sie nicht mehr. Margaretha und Raimond, von ihren Kindern geliebt und geehrt, genießen eines langen und glücklichen Alters. Friede und Freundschaft waren das Erbtheil, das sie ihnen hinterliessen; und noch, sagt der Dichter, findet sich ihre Nachkommenschaft in dem schönen Lande, in welchem ich geboren bin.

In dem Epilog, welchen wir ganz hierher setzen würden, wenn es der Raum erlaubte, nimmt der Dichter Abschied von der ländlichen Muse. Kein fremder Ton soll die Schallmey entweihn, auf der er sein Vaterland gesungen. „Ach! fährt er fort, warum soll mein Staub nicht in dem Thale ruhn, in dem ich Knabe die Lämmer hüpfen sah? warum

soll

soll ich nicht im Schatten des Baumes schlummern, wo sich die Hirten zum Tanze versammeln. Da würden sie mit frommen Händen den Rasen tränken, der mein Grab bedeckte! Zwey Liebende würden es zum Sitze wählen, und Kinder würden es spielend mit Blumen bestreun!"

Wir haben bey diesem Auszug eine Menge feiner, zärtlicher und rührender Züge übergehen müssen, die das Genie des Ritter Florian so vorzüglich charakterisiren; wir haben die eingestreuten Lieder nicht berühren können, welche eine hauptsächliche Zierde dieses Gedichtes sind. Sie athmen größtentheils Zärtlichkeit und Einfalt. Wir können diese Beurtheilung nicht besser beschließen, als wenn wir unsern Lesern eines dieser Lieder hier abschreiben, welches auf die Schönheit der übrigen schließen lassen kann.

Ce matin, dans une bruyère,
j'allais dénicher ces oiseaux,
quand un vieux berger en colère
est venu me dire ces mots;
méchant, ton adresse cruelle
mériterait qu'on la punit.
J'ai répondu: c'est pour Estelle;
Le vieux berger plus rien n'a dit.

Des petits la mère tremblante
me suit dans le bois, dans les champs;
Elle crie, elle se lamente,
elle me demande ses enfans:
rends-les moi, rends-les moi, dit-elle,
De mes amours c'est le doux fruit,

J'ai

J'ai répondu: c'est pour Estelle;
La fauvette plus rien n'a dit.

Heureux oiseaux, à ma bergère
dans vos chants peignez mon ardeur;
Hélas! une loi trop sévère
m'interdit un si doux bonheur.
Nemorin timide et fidèle,
Craint Raimond, se cache et gémit;
Son coeur parle toujours d'Estelle,
Mais sa bouche plus rien ne dit.

VII.

Vermischte Nachrichten.

Wien. In der v. Kurzböckischen Druckerey ist ein eben so prächtiges als wichtiges Werk erschienen, nämlich: Choix des Pierres gravées du Cabinet Impérial des Antiques représentées en 40 Planches, décrites et expliquées par M. l'Abbé *Eckhel*, Directeur de ce Cabinet et Professeur des Antiquités en l'Université de Vienne. 1788. (16 Thlr.) Der Text beträgt 23 Foliobogen. Die Kupfer sind sämtlich von Kibler, im wahren Geiste der Antike, gezeichnet, und von Kohl, Mark, Schütz, Ponheimer, Adam, Durmer und Mansfeld gestochen. Die Blätter vom Erstern sind vorzüglich schön, die vom Zweiten un-

ungleich, No. 2 hat uns gar nicht, No. 6 und No. 32 desto mehr befriedigt. Die Blätter von Durmer sind in einer zu ängstlichen Manier gearbeitet; weit besser die von Ponheimer, zwar auch etwas ängstlich, aber die Punkte stehen so dicht neben einander, daß die Blätter wie getuscht aussehen. Hr. Schütz hat nur zwey Blätter, Adam und Mansfeld jeder nur ein Blatt geliefert, und doch wünschten wir, daß Hr. Adam an die Stelle von Hrn. Durmer getreten wäre. Im Ganzen kann man mit der Ausführung, so wie mit der Wahl der Stücke sehr zufrieden seyn, Hr. Eckhel hat alle unsittliche Gegenstände, deren es auf geschnittnen Steinen so viele giebt, verbannt, und Steine gewählt, die noch wenig, meistens gar nicht bekannt waren, und einen entschiednen Kunstwerth hatten. Die meisten befanden sich ehmals in der Kaiserl. Schatzkammer, und sind erst vor einigen Jahren an das Antiken=Cabinet abgeliefert worden, daher außer Hrn. Mariette, dem man, bey seinem Aufenthalte zu Wien, die Kaiserl. Schatzkammer zeigte, kein Alterthumskenner sie gesehen hat, und man ihrer in den Werken über geschnittne Steine nicht erwähnt findet; die berühmte Apotheose des August ausgenommen, welche hier jedoch mit Recht, als das wichtigste Kleinod dieser Sammlung, den Reihen anführt. In Absicht der Erklärung und des französischen Ausdrucks hat der Baron von Locella Hrn. Eckhel, wie dieser zum Schluß der Vorrede sagt, unterstützt. Mit Recht haben Beide, bey diesen Erklärungen, nicht sowohl auf die Alter-

thums-

thumsforscher, als auf die Kunstliebhaber Rücksicht genommen, und geurtheilt, daß nicht gedruckt zu werden verdient, was jene schon wissen, und diesen überflüßig ist.

Berlin. Hr. Daniel Berger hat ein großes Blatt in der englischen punktirten Manier, braun abgedruckt, geliefert, welches alles das leistet, was seine erstern Versuche darin versprachen, und selbst die Vergleichung mit den besten englischen Blättern aushält. Die Unterschrift ist: Servius Tullius, nach Angelika Kauffmann. Die Composition besteht aus neun Figuren, und gehört zu den angenehmsten der Künstlerin.

In derselben Manier hat er verschiedene kleine Porträts, und, in einer etwas abgeänderten, den Medaillon eines Frauenzimmers gestochen, worin die Art, mit Silberstift auf Pergament Köpfe in Profil zu zeichnen, glücklich ausgedrückt ist, selbst bis auf die Erhöhung der Lichter in den Haaren und Kleidungsstücken, besonders der Wäsche, die mit dem Schabeisen beym Zeichnen bewürkt wird.

Düßeldorf. Recueil de Desseins, gravés d'aprés les plus fameux maitres, tirés de la Collection de l'Academie Electorale Palatine des beaux-arts à Dusseldorf, Ime Suite contenante 50 D. und 2de Suite contenante 50 D.

Recueil de 44 Pieces imitées à l'eau forte d'aprés *Raym. Lafage*; aus derselben Sammlung gezogen. Drey Folgen von radierten Blättern, im größten Folio Formate, die den Kunstliebhabern sehr

sehr willkommen seyn müssen, da ihre Ausführung eine Meisterhand verräth. Mit der größten Sorgfalt hat man die Stärke und Schwäche der Feder, (denn man hat lauter Federzeichnungen copirt,) nachzumachen gesucht, und dieß ist so glücklich gelungen, die Umrisse haben so wenig von ihrem ursprünglichen Geiste verloren, daß man die Originale selbst vor sich zu haben glaubt. Alle Blätter der zwey ersten Folgen sind nach italienischen Meistern, und zeigen von dem hohen Werthe der Originale. Der Charakter des Lasage ist bekannt, und hier der nämliche, wie in seinen eignen geätzten Blättern. Alle drey Sammlungen kosten zusammen 18 Thaler.

Leipzig. Allhier starb den 10ten May 1788 Herr Friedrich Gregory, aus Dresden gebürtig, im 28sten Jahre seines Alters, ein Zögling unsers vortreflichen Bause. Unsere Leser kennen die vielversprechenden Talente dieses zu früh verstorbenen jungen Künstlers aus den drey Bildnissen von Metastasio, Archenholtz und Bause, die er zu diesem Journale geliefert hat. Seine letzte Arbeit ist das Bildniß des hiesigen beliebten katholischen Predigers Schneider, der man jedoch schon Kränklichkeit des Verfertigers anmerkt.

Englische Litteratur.

Poems by William Whitehead, Esq. late Poet Laureat &c. Vol. III. To which are prefixed, Memoirs of his Life and Writings By W. *Mason*, M. A. 8vo. *Robertson* and *Clarke*. Zwey Bände dieser Gedichte erschienen bereits bey Lebzeiten des Dichters, den

letzten

letzten hat itzt Hr. Mason aus seinen Papieren hinzugethan. Sie zeichnen sich mehr durch Feinheit und sorgfältige Bearbeitung, als durch einen erhabenen Flug und sehr fruchtbare Erfindung aus. Indessen gehört er unter die vorzüglichen Dichter seiner Zeit: sein Biograph setzt ihn unter die classischen. Dessen vorgesetzte Lebensbeschreibung ist voll treffender, richtiger und feiner Bemerkungen, so wohl über des Dichters Werke selbst, als gelegentlich über Anderer ihre.

The Athenaid, a Poem, by the Author of Leonidas. 3 Vols. 12mo. *Cadell.* Hr. Glover ist durch die gute deutsche Uebersetzung des Leonidas von Hrn. Hofr. Ebert, als einer der ersten Dichter der zweyten Classe, zur Gnüge bekannt. Die Athenaide ist gewissermaßen die Fortsetzung jenes großen Gedichts, und endigt sich mit der Niederlage des persischen Heeres unter dem Mardonius bey Platäa. Die Hand des Dichters ist nicht zu verkennen. Man findet darin dieselben großen Gesinnungen, den Geist, die Stetigkeit, und den Reichthum von Bildern, wie im Leonidas: indessen scheint doch das Feuer bisweilen schwächer zu brennen, und wird durch die Menge von Begebenheiten, die in einander geflochten sind, und durch den Mangel einer Hauptfigur, die hervor sticht, unser Auge auf sich zieht, und alles verbindet, etwas langweilig und minder interessant.

Mont Blanc: an irregular Lyric Poem. By the Rev. T. S. *Whalley.* 4to. *Balduin.* Dieß Gedicht hat viel poetisches Feuer, viel schöne

Stellen: der Dichter aber ist sich nicht gleich, verfolgt bisweilen seine glücklichen Gedanken zu weit, oder erstickt seinen Glanz unter zu vielem Schmucke. Nach der Beschreibung ist es wahrscheinlich, daß er diesen Riesen der Erde selbst in Augenschein genommen. Die Anmerkungen sind nicht weniger unterhaltend.

A Poem on the Inhumanity of the Slave-trade. By Ann. *Yearsley*. 4to. *Robinsons*. 1788.

Slavery, a Poem. By *Hannah More*. 4to. *Cadell*. 1788.

Aura; or the Slave. A Poem in two Cantos, by Tho. Geo. *Street*. 4to. *Kearsley*. 1788.

The Wrongs of Africa. A Poem. Part the First. 4to. *Faulder*. Es gereicht der englischen Muse zur Ehre, daß auch sie, während die Sache des unseligen Negerhandels im brittischen Parlament in Bewegung ist, ihre Stimme für die Rechte der unterdrückten Menschheit erhebt und alle Kräfte der Imagination und Empfindung aufbietet, die Abscheulichkeit derselben mit den stärksten Farben zu schildern. Jedes der obbemeldeten Gedichte hat seine Vorzüge. Das gute witzige Milchweib greift den Negerhandel mit einer edlen Wuth an, und wenn sie vielleicht bisweilen zu heftig in ihren Ausdrücken scheint, so charakterisirt sie dadurch destomehr ihren Stand. Der Miß More Vorstellung geht einen etwas philosophischern Gang, und gewinnt unser Herz durch die Empfindung, mit der sie zum Herzen spricht. — Aura enthält eine rührende Geschichte,

schichte, von welcher der Dichter selbst in Jamaica ein Zeuge gewesen zu seyn vorgiebt, in leicht fließenden Versen. — In dem letzten folgt der Verf. der Spur des Geschichtschreibers, kleidet simple Thatsachen in einen simpeln leichten poetischen Vortrag, und macht dadurch den lebhaftesten Eindruck auf Herz und Verstand.

Französische Litteratur.

Memoires de Mr. Goldoni, pour servir à l'Histoire de sa vie & à celle de son Théâtre. 3 Vols. 8vo. à Paris chez Ducheschne Veuve. Der achtzigjährige würdige Greis erzählt darin nicht blos, was er gethan hat und was ihm begegnet ist, sondern auch, und das mit der muntersten Laune, die wenig Menschen überhaupt, noch weniger dem Alter sonst eigen ist, was er in den verschiednen Städten Italiens, und während seines fünf und zwanzig jährigen Aufenthalts zu Paris, erlebt, gesehn und beobachtet hat. Im Ueberflusse, unter Geräusch und Schauspielen, im Jahr 1708, geboren, lernte er, nach dem Tode seines Großvaters, frühzeitig das Bittere des herunter gekommenen Wohlstandes kennen, studierte anfangs die Theologie, nachher die Arzneykunst, dann die Rechte, erhielt darin das Doctorat, war bald Schreiber bey einem Prokurator, bald Adjunkt und dann Coadjutor bey einem Criminalkanzler zu Chiozza und Feltre, bald Advokat zu Venedig, bald Gesellschafter des venetianischen Gesandten zu Mailand, bald Gesandschafts-Sekretär zu Crema, bald Theaterdichter zu Verona, bald Consul von der Republik Genua

nua zu Venedig, welche Stelle er verließ, um Cantaten und Komödien für den Fürsten Lobkowitz zu schreiben, bald Advokat zu Pisa, und dann wieder Theaterdichter auf zeitlebens, wobey er, so wie in den vorigen Stellen, nach und nach Gelegenheit fand, ganz Italien kennen zu lernen. Dieses Herumreisen, dieses Herumwerfen in so verschiedene Lagen erwarb ihm die ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, die aus seinen Schauspielen hervorblickt. Am nützlichsten dazu waren ihm die beiden Stellen zu Chiozza und Feltre. „Das Criminalverfahren, (sagt er,) ist ein lehrreicher Unterricht zur Kenntniß des menschlichen Herzens. Der „Schuldige sucht das Verbrechen, dessen man ihn „anklagt, von sich abzulehnen, oder, wenn er das „nicht kann, es wenigstens zu beschönigen. Er ist „von Natur listig und verschlagen, oder er wird es „doch durch die Furcht. Er weiß, daß er mit unterrichteten Personen, mit Leuten vom Handwerk „zu thun hat, und doch verzweifelt er nicht, sie zu „betrügen. — Das Gesetz hat ein Fragformular „vorgeschrieben, das man befolgen muß, damit die „Fragen nicht verfänglich und so eingerichtet werden „mögen, daß schwache oder unwissende Personen „dadurch könnten überlistet werden. Bey alledem „muß man den Charakter und Geist eines Menschen, „den man examiniren soll, ein wenig kennen, oder „zu errathen sich bemühen, und wenn man eine richtige Mittelstraße zwischen Strenge und Milde einschlägt, so wird man größtentheils die Wahrheit „ohne Zwangsmittel erfahren. — Was mich im-

„mer

„mer am meisten interessirte, war das Protocoll „beym Verhör, und die Relation, die ich daraus „für den Kanzler verfertigte. Von diesen Proto„collen und Relationen hängt oft das Vermögen, „die Ehre und das Leben eines Menschen ab. Es „ist wahr, der Beklagte wird vertheidigt, die Sa„che wird untersucht, allein die Relation macht im„mer den ersten Eindruck. Der hat es schwer zu „verantworten, der Protocolle ohne Kenntniß und „Relationen ohne Ueberlegung macht.“ Auch der Verf. des Tom Jones bezeigte, daß er seine Menschenkenntniß seinem Amte als Friedensrichter verdanke. Mögte man doch in Deutschland Dichtern öfters ähnliche Stellen anvertrauen, und diese sich gehörig dazu vorbereiten!

Von 1748 bis 1761 widmete er sich gänzlich der Verbesserung seiner vaterländischen Bühne. Was er dafür that und litt, macht den Inhalt des zweiten Bandes, der für junge dramatische Dichter besonders lehrreich, und für Jedermann dadurch interessant ist, daß Goldoni die Anekdoten und Umstände erzählt, die ihn zu seinen Stücken veranlaßten, so wie die, welche ihr Glück oder Unglück bey der Vorstellung bewürkten. Diese an einander hangende Reihe von Geschichten und kleinen Romanen gewährt gelegentlich eine anschauende Kenntniß der italienischen Sitten, und berichtiget, was Hr. von Archenholtz neuerlich davon geschrieben hat.

Der dritte Band beschreibt seinen Auffenthalt zu Paris von 1762 bis 1787. Er ward dahin berufen, um für das dasige italienische Theater zu arbeiten. Da die-

ses einging, und jezt nur dem Namen nach noch fortdauert, gab er den Prinzessinnen Unterricht in der italienischen Sprache, die gesprächsweise seinen französischen Ausdruck verbesserten, wodurch, so wie durch den Umgang mit den wizigsten Köpfen zu Paris, er es dahin brachte, daß er, nach einem neunjährigen Auffenthalt in Frankreich, für das erste Nationaltheater ein Stück schreiben konnte, (le Bourry bienfailant) das mit außerordentlichem Beyfalle aufgenommen wurde, und welches die Franzosen selbst neben die Meisterstücke von Moliere setzen. Auch dieses Buch beweist, wie sehr sich Goldoni zum Franzosen umgebildet hat, denn es ist ganz in ihrem Geiste und der ihnen eignen Conversations-Sprache geschrieben. Diese in die unsrige überzutragen, war kein leichtes Unternehmen, das jedoch einer unsrer hoffnungsvollesten jüngern Dichter, Hr. Schaz zu Gotha, mit der ihm eignen Gewandheit im Ausdrucke, sehr glücklich ausgeführt hat. Die Uebersetzung führt den Titel:

Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von G. Schaz. Leipzig 1788. Erster Theil 504 S. Vorreden 34 S. Zweiter Theil 429 S. Dritter Theil 406 S. in 8vo.

Angehängt ist ein chronologisches Verzeichniß der sämtlichen Theaterstücke des Hrn. C. Goldoni, die sich auf 199 belaufen, wovon nur 46 ins Deutsche übersezt, einige davon aber sechs bis acht mal von deutschen Dichtern bearbeitet und nachgeahmt worden

sind,

sind, wie man aus den beygefügten Anmerkungen ersieht. Die übrigen erläutern litterarische Punkte; im letzten Bande sind auch ein paar bestimmt, das Lob zu mäßigen, welches Goldoni den meisten Pariser Anstalten ertheilt, und mit dem contrastirt, was Mercier in seinem Tableau de Paris von ihnen sagt. Wir müssen gestehen, daß wir zu den Beobachtungen des gutmüthigen, aber auch scharfsinnigen Goldoni mehr Vertrauen hegen, als zu den Beobachtungen des gelbsüchtigen und neidischen Mercier, wenn dieser schon ein eben so viel größerer Philosoph, als jener ein so viel größerer dramatischer Dichter wie der Andere seyn dürfte. — Im Fall dieses Buch in Deutschland denselben Beyfall, wie in Frankreich, erhält, woran wohl kein Zweifel; so verspricht der Uebersetzer einen vierten Band als Anhang nachfolgen zu lassen, der enthalten soll: „erstlich allgemeine Betrachtungen über „das Genie des Dichters und seine Werke; Zer„gliederungen einiger seiner vornehmsten Charaktere, „und Vergleichungen derselben mit ähnlichen in an„dern Dichtern, als z. B. die seines Geizigen „(nach der dreyfachen Behandlung im Avaro, im „Avaro geloso und im Avare fastueux) mit „dem Avare des Moliere und dem Euclio in der „Aulularia des Plautus: zweitens eine Beurthei„lung der vorzüglichsten Bearbeitungen Goldoni„scher Stücke von deutschen Dichtern, und drit„tens kleine Abhandlungen und einzele ausgeführte „Gedanken, die durch verschiedene Behauptungen „Goldonis in diesen Memoiren veranlaßt worden.“

Wer wird nicht die baldige Erfüllung dieses Versprechens wünschen?

Petite Bibliotheque des Théatres, contenant un Recueil des meilleures Pieces du Théatre François, Tragique, Comique, Lyrique & Bouffon, depuis l'origine des Spectacles en France jusqu'à à nos jours, à Paris chez Bélin & Brunet. Die Unternehmung existirt schon seit 1784. Jeden Monat erscheint ein Bändchen, sauber gedruckt, meistens mit dem Bildnisse eines berühmten französischen dramatischen Dichters geziert. Jedem Stücke ist eine Einleitung vorgesetzt, Iugemens & Anecdotes überschrieben, und beym ersten von einem Schriftsteller wird immer dessen Leben beschrieben, und diesem ein Verzeichniß seiner Stücke angehängt, worin diejenigen, welche nicht aufgenommen werden, ausgezogen und beurtheilt, auch Anekdoten von ihnen beygebracht werden. Die Gattungen sind nicht unter einander gemischt, sondern jeder Band enthält entweder Trauerspiele, oder Lustspiele, oder Stücke von dem sogenannten italienischen Theater, oder heroische Opern; die zwölfte Nummer ist den kleinen Theatern gewidmet und gewöhnlich mit eine von den interessantesten. Ueber die zwölf Nummern werden zu jedem Jahrgange noch zwey Bändchen gratis an die Subscribenten ausgegeben. Diese haben folgende besondere Titel: 1) Essais historiques sur l'origine & les progrès de l'Art dramatique en France. Die ersten drey Bändchen derselben handeln vom Trauerspiel, das vierte, zum

Jahr

Jahr 1787, ist noch nicht erschienen. In diesem, sagen die Verfasser, nous remonterons à l'origine de la Comédie, & nous la suivrons dans ses progrès & dans ses divisions, jusques vers le milieu du dix-septieme siècle, (weiter geht auch nicht ihre Geschichte vom Trauerspiel,) époque où Pierre Corneille, en produisant *le Menteur*, donna encore à la France son premier chef-d'oeuvre dans ce genre, comme, en produisant *le Cid*, il lui donna son premier chef-d'oeuvre tragique.

2) Etrennes de Polymnie; Choix de Chansons, Romances, Vaudevilles &c. Avec de la Musique nouvelle & des timbres d'airs connus, sur lesquels la plupart des morceaux peuvent aussi être chantés. Diese Sammlung wird auch besonders für 1 Thlr. verkauft. Der Preis jedes Jahrgangs, von 14 Bänden, ist in Deutschland 12 Thaler.

Oeuvres complètes de M. *Marmontel*, Edition revue & corrigée par l'Auteur; Tomes IX, X, XI & XII; in 12mo. A Paris, chez Née de la Rochelle. Zwey davon endigen die Elemens de Littérature, die beiden andern enthalten die Incas und einen Essai sur les Romans. Vom letztern, so wie von den Elemens de Litterature, werden wir in einem der folgenden Stücke ausführlicher reden.

Laure ou lettres de quelques personnes de Suisse, à Geneve, chez Barde, Manget & Comp. & se trouve à Paris, chez Buisson.

Tom. I. 226 S. II. 248, III. 266, IV. 258, V. 264, VI. 258, VII. 298 S. in 12mo. Wenn man auch nicht wüßte, daß Mr. Constance, dem wir die vortrefliche Camille verdanken, Verf. der vor uns liegenden Briefe wäre, so bedürfte es doch in Wahrheit nur einer geringen Aufmerksamkeit, um wenigstens den Schriftsteller zu erkennen, der in jede, selbst in die geheimste Falte der weiblichen Seele eindringt, der die Menschen nicht aus dem Umgange mit stummen, leblosen Weisen, sondern in der Gesellschaft der Welt kennen lernte, dem es mehr darum zu thun ist, die natürlichen Verirrungen des menschlichen Herzens in ihren Ursachen und Wirkungen zu verfolgen, als künstlich eine Kette selbst erfundener Schicksale in einander zu schlingen und sie noch künstlicher aufzulösen, der mit einem Worte dem Ideale, das ein philosophischer Deutscher von dieser Gattung Gedichte entwarf, vor tausend andern nahe kömmt. Nicht ohne Mißtrauen, wir gestehen es gern, wagten wir uns an eine Romanlektüre von solchem Umfange. Sieben nicht unbeträchtliche Bände — wie viel ließen sie fürchten und wie schön fanden wir uns getäuscht! Kein Gewebe sonderbarer Ereignisse, Entführungen und Entdeckungen; keine auf einander gethürmten Hindernisse, die den Leser nicht zu sich selbst kommen lassen und seine Divinationsgabe zur Verzweiflung bringen; kein schlau versteckter Plan, keine plötzlich gesprengte Mine: die natürlichste Handlung, der einfachste Gang, aber das Ganze voll Wahrheit und Interesse, und der Charakter der Heldin — doch Laura mag sich unsern Le-

fern selbst schildern. „O ich will, schreibt sie an ihre Freundin, ich will Herr meiner Empfindungen bleiben, ich will nichts lieben, was ich nicht jeden Augenblick ohne Schmerz vermißen kann; und das kann ja wohl so schwer nicht seyn. Meine Denkungsart muß sich nach meinem natürlichen Hange für Unabhängigkeit bequemen; nichts darf mich fesseln wollen: ich würde mich selbst aus den Armen der Freundschaft loswinden, wenn es ihr einfiele, mich zu meistern. Es mag Unabhängigkeit oder Leichtsinn, Täuschung oder Laster seyn, nennen Sie es, wie Sie wollen; genug das ist der Pfad, von dem ich nie weichen werde. Ich habe genug Romane gelesen, genug Mannspersonen sprechen hören, um einzusehn, daß alles, was sie zu sagen und zu wiederholen wissen, sich um den Satz dreht, man müsse lieben, die Liebe sey ein Bedürfniß, ohne das man nicht leben könne.“ Und ein andermal: „Giebt es Lücken im Leben auszufüllen, so ist man auch dafür nicht ohne Talente: man singt, spielt ein wenig Klavier, versteht sich darauf, ein paar Zeilen hinzuklittern, man liest, und ist man nicht zufrieden, so hoft man. Aeltern, wie die meinigen, eine Freundin, wie Sie sind, befriedigen die übrigen Wünsche meiner Seele, und es bleibt nicht das geringste Plätzchen weder für die Liebe noch für schwärmerische Phantasien, am wenigsten für die Langeweile ledig. Sicherlich werde ich weder diese noch jene kennen lernen. O wie will ich lachen; welch ein Beyspiel will ich der Welt geben, daß man glücklich seyn könne, ohne einem Gefühle zu fröhnen, das ich nicht begreife und nie-

niemals begreifen werde. Diese Männer, die bald so unterwürfig, bald so tyrannisch sind — o wie gut werde ich ihrer Unterwürfigkeit und ihrer Tyranney entbehren!" Dieß ist der Plan, den sich Laura entwirft, und, durch Erziehung und Anlage begünstigt, lange genug unverrückt vor Augen behält, bis endlich durch eine Menge von Zufällen, die eben so natürlich herbey geführt, als vortreflich benutzt sind, die mächtige Leidenschaft, vor der sie sich ewig zu sichern hofte, in ihr entsteht und ihren Lippen das freywillige Bekenntniß der Liebe ablockt. Aber wer der Glückliche ist, dem sie dieß Geständniß abzulegen sich gedrungen fühlt, wollen wir unsern Lesern so wenig, als den Zusammenhang der Geschichte, verrathen. Die Kunstverständigen wißen sich über eine Einbuße der Art zu trösten, und das zahllose Heer der Dilettanten, die nicht, um weiser und beßer zu werden, noch die Natur der Leidenschaften zu studieren, sondern um die drückende Langeweile zu tödten, sich nach einem Roman umsehen — wie leicht dürften sie, durch die Erzählung so alltäglicher Begebenheiten zurückgeschreckt, die Lust zum Lesen verlieren? Nur über das Verhältniß unsers Romans zur Camille sey uns noch ein Wort zu sagen vergönnt. Beide schildern die Geschichte des weiblichen Herzens; in beiden sind weibliche Schwachheiten die Triebfedern aller Begebenheiten und Handlungen, in dem frühern Eitelkeit und Kokketterie, im spätern Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit; aber jene ungeordnet und mehr durch das Ohngefähr geleitet, diese auf ein festes, durchdachtes System gegründet, jene durch sich selbst überwunden,

wunden, diese durch die Umstände vernichtet. Man sieht leicht, welchen verschiednen Gang die Leidenschaften, und, wir dürfen dieß unsern obigen Aeußerungen gemäß hinzusetzen, auch die Schicksale der beiden Heldinnen nehmen, allein diese Verschiedenheit ist nicht die einzige. Eine andre, die dem Psychologen die mannichfaltigste Unterhaltung und den reichsten Stoff zum Nachdenken gewährt, liegt in der Behandlungsart, oder Ausführung. So wie Camille im eigentlichsten Verstande alles durch sich selber hervor bringt, durch sich selbst in das Labyrinth der Liebe geräth, durch sich selbst alles vollendet, so wird Laura hingegen mehr durch äußere, hinzutretende Ursachen bestimmt, mehr von Verhältnissen angezogen, mehr durch Dinge, die sie nicht in ihrer Gewalt hat, gelenkt. Man könnte sagen, daß die eine dem Ziele entgegen eile, und die andre ihm zugeführt werde, daß der Dichter in dem einen Roman gezeigt habe, wie der Charakter die Begebenheiten bilde, und in dem andern, wie diese den Charakter motiviren und ändern. Was indeß auch die besondre Absicht des Verf. gewesen sey, immer bleibt ihm das Lob, daß beide Werke auf eine Stelle unter den besten pragmatischen Gedichten den gerechtesten Anspruch machen dürfen und alles in sich vereinigen, was den Verstand und das Herz zu beschäftigen vermag. Möchten sie doch etwas beytragen, um die Liebe für die dialogirten Lebensläufe, und die Helden- und Staatsaktionen, die mit jeder Meße zahlreicher werden und zuletzt selbst dem historischen Geschmack eine schiefe Richtung geben müssen, zu min-

mindern! In dieser Rücksicht freuen wir uns besonders, daß wir unsern Lesern bereits eine Uebersetzung des angezeigten Originals unter dem Titel: Laura, oder Briefe einiger Frauenzimmer in der französischen Schweiz. Leipzig 1788. ankündigen, und sie zugleich, dem ersten schon erschienenen Bande zufolge, versichern können, daß sie nicht blos lesbar gerathen ist, sondern alle Schönheiten der Urschrift getreu wiedergiebt.

Lettre d'un Campagnard à l'Auteur des Observations sur le Théatre de Londres, de Paris & de Vienne. 136 S. in 8vo. Die Bemerkungen, gegen welche dieser Brief gerichtet ist, sind vor einem Jahre, in deutscher Sprache, zu Göttingen bey Dietrich herausgekommen, und haben einen jungen Gelehrten in Hannover zum Verfasser, der wissenschaftliche Kenntnisse mit Witz verbindet, und sich im Umgange der großen Welt und durch Reisen ausgebildet hat. Das, was er über die Theater zu London, Paris und Wien sagt, trägt größtentheils das Gepräge der Wahrheit: seinen Urtheilen über die dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst überhaupt hingegen, fehlt die Kenntniß des Praktischen; daher er zuweilen partheyisch ist, noch öfter in seinen Meynungen schwankt. Shakspeare ist ihm der größte dramatische Dichter, der je gelebt hat, und doch soll Göthe den Shakspeare noch übertroffen haben, und das barokke Trauerspiel von Klinger, die Zwillinge, das größte deutsche dramatische Meisterwerk seyn, da es doch nur die Arbeit eines Anfängers ist. Ja von dem

lang-

langweiligen, zusammen gestoppelten Drama, der Vetter in Lissabon, spricht er mit einer Achtung, als ob es für unsere Litteratur das wäre, was Diderots Hausvater für die französische Litteratur ist. — Der Verf. des gegenwärtigen Sendschreiben ist gleichfalls ein Deutscher, und dürfte auch in oder doch bey Hannover, und unter dem hohen Adel, zu suchen seyn. Zur Entschuldigung, daß ein Deutscher über eine deutsche Schrift, an einen Deutschen, französisch schreibt, sagt er: (S. 134) qu' aïant à défendre une cause qui m'intérressait aussi vivement, j'ai pû croire, que la langue françoise étoit plus propre que toute autre à ce dessein, parce qu'elle est familiere à cette partie du public, dans laquelle il m' importait plus de reveiller des anciennes idées, que de persuader des académiciens, qui quoique chargés de trésors immenses d'érudition, ne me paroissent pas toujours de juges infaillibles en matièrre de bon goût. Er vertheidigt mit sehr guten Gründen, und in einer vortreflichen Schreibart, das französische Trauerspiel. Der Rec. sagt mit ihm:

Quoiqui n'aïant jamais vû la France, j'ai eu occasion de voir jouër sur un théatre d'Allemagne, les meilleures tragédies françaises par une fort bonne troupe d'acteurs de la même nation. Je me souviens avec plaisir, qu'elles m'ont souvent fait verser des larmes dont je n'ai point à rougir; que j'ai été agreablement rémué par le charme de la poësie, aussi bien que par ce développement naturel et très visible de l'action: que j'y ai réconnu cette seru-

scrupuleuse exactitude à ne point s'écarter de cette unité d'action, si essentielle à tout Ouvrage dramatique: cet art de rendre, les divers personnages diversement intéressés, et tous ces intérets divers se rapportant à celui du personnage principal, comme des lignes, qui aboutissent à un centre commun.

Um dieß zu bestätigen, wird hernach der Plan der Zayre zergliedert. Auch in dem, was er von den Sentenzen und der Erforderniß einer edeln tragischen Sprache sagt, geben wir dem Verf. vollkommen Beyfall. In den Tadel der englischen Trauerspiele, und besonders des Shakspeare, können wir hingegen nicht so unbedingt einstimmen. Zwar geben wir gern zu, daß die angeführten Stellen, wegen ihres Schwulstes, höchst fehlerhaft sind: hieraus scheint uns aber so wenig auf die Verwerflichkeit des Ganzen der Schluß richtig, als der Schluß aus einem hitzigen Fieber auf eine schwache Leibesconstitution wäre. Vielmehr sind hitzige Fieber gewöhnlich Anzeichen eines starken, so wie schleichende Fieber eines schwächlichen Körpers. Diese dürften die französischen Tragiker so oft danieder werfen, als jene die englischen Tragiker. Wenn der Verf. die deutschen dramatischen Dichter nicht so herzlich verachtete, (vermuthlich weil er sie nicht kennt;) so würden wir ihn darauf verweisen, was einer derselben, zur Beendigung des Streites, über den Vorzug der französischen oder englischen Trauerspiele, geschrieben hat. Er setzt zuerst den Zweck des Schauspiels fest, und erklärt es für ein fortschreitendes bewegliches Gemälde. Hieraus folgt, daß es auf drey Stücke dabey vorzüglich

züglich ankommt, auf Zeichnung, (die Charaktere,) Colorit, (Wohllaut der Sprache,) und die Composition, (den Plan.) (s. Nebentheater 5ter B. S. 58.) Daß Shakspeare in der Zeichnung Meister ist, und also den ersten und wichtigsten Theil der Kunst inne hatte, kann wohl nicht bestritten werden. Kein Dichter irgend einer andern Nation hat so viele und mannichfaltige Charaktere dargestellt, als er; keiner mit mehr Treue und Kraft: seine Personen stehen vor unsern Augen, als ob sie lebten. Auch wird man ihm nicht ein wahres und kräftiges Colorit absprechen, wenn er schon in der Wahl seiner Farben nicht immer delikat genug ist; sie oft grell aufträgt, oft so nimmt, wie sie eben zuerst auf der Palette sich ihm darboten, ja wohl gar zuweilen mit Kothe malt: er ist kein Colorist wie Titian und Racine, sondern wie Paul Veronese. Was die Composition anbelangt, so hatte er davon so wenig einen Begriff, als die griechischen Maler, deren Werke vor einiger Zeit wieder aufgefunden wurden. In diesem Theile der Kunst besteht ohnstreitig die Stärke der französischen Schule; dagegen ihre Zeichnung meistens manierirt ist, und im Colorite sie die glänzenden öfters den wahren Farben vorzieht.

Daß wir die Geringschätzung, welche der Verf. des Sendschreibens auch gegen Lessings Emilia Galotti bezeigt, so einseitig als unbillig finden, ergiebt sich aus obigen Grundsätzen von selbst. Mag immer der Ausgang fehlerhaft seyn, wie wir gar nicht läugnen; so wird doch dieses Meisterwerk, wegen seiner edeln und richtigen Zeichnung, der Fein-

heit im Colorit, und selbst des Gedachten in der obschon nicht fehlerfreyen Composition, (die dahin abzielt, die Gefahren zu zeigen, in die ein Regent durch Wollust geräth,) auf die spateste Nachwelt kommen, und nur solche Deutsche können es verachten, welche die französische Sprache besser, als ihre eigne, schreiben.

Oeuvres complèttes du Chevalier de *Parny*. 2 petites Volumes in 16. Die Gedichte des Ritter Parny sind den Freunden der erotischen Poesie zu bekannt, als daß wir etwas mehr als diese niedliche Ausgabe, mit sechs Kupferstichen und zwey gestochenen Frontispicen, anzuzeigen brauchen.

Kunstnachrichten.

Voyage Pittoresque d'un Obſervateur, ou Deſcription des principaux Monumens d'Europe, d'Aſie, d'Afrique & d'Amerique; ouvrage enrichi de la vue de divers Monumens, tant antiques que modernes, des Cartes géographiques & du Portrait des perſonnages célébres. Dieß große Werk, das zwey Foliobände einnehmen soll, wird in sechs Lieferungen abgetheilet, von denen die erste bereits erschienen ist. Der Preis einer jeden Lieferung ist 12 Liv. für die Subscribenten und 18 für die übrigen.

Von Hrn. Lavaters Eſſai ſur les Phyſionomies, ist nunmehr der dritte Band mit vielen Kupfern in Holland erschienen, in klein Folio. Kostet 3 Louisneufs oder 72 Liv.

Von dem J. J. Rousseau wird eine neue Ausgabe von 34 bis 96 Bänden mit 90 Kupfern von Moreau, Ponce, Marillier, und andern guten Künstlern angekündiget, wodurch Hr. Mercier seinem Freunde ein Denkmahl stiften will. Außer seinen bekannten Schriften, die man aber anders ordnen wird, sollen auch noch manche übergangene; besonders noch unbekannte Bücher der Confessions, endlich auch eine Geschichte seiner Streitigkeiten und andere Stücke, die zur Aufklärung seines Lebens und seiner Schriften dienen, beygefügt werden. Man giebt hierüber einen Prospektus von 56 Seiten heraus, wo die Bedingungen für die Subscribenten weitläuftig angezeigt werden. Jeder Band in 8v. wird 5 Liv. und in 4to 12 Liv. auf Pergamentpapier jene 12 und diese 24 Liv. kosten.

Von den Figures des fables de la Fontaine, gravées par *Simon* & *Coiny*, nach Zeichnungen von de Vivier, ist die 24ste Lieferung, für 3 Liv. heraus: und von den Figures de métamorphoses d'Ovide, ebenfalls von Coiny, nach Zeichnungen von Renaud, gestochen, mit Erläuterungen nach Bannier, die 2te Lage für 2 Liv.

Die prächtige Ausgabe des Gierusalemme liberata bey Didot dem ältern gedruckt, und mit schönen Kupfern von Cochin und Tilliard geschmückt, ist bis auf die vierte und letzte Lieferung erschienen.

Auf die Uebersetzung des Orlando furioso des Mr. d'*Ussieux*, die mit 93 Kupfern in 8vo und in 4to herauskommt, wird bey Laporte für die erste

Hälfte noch 115 Liv. für die zweyte 184 Liv. welches der Pränumerationspreis ist, angenommen.

Les illustres François, ou Tableaux historiques des Grands Hommes de la France, von Ponce, 7e, 8e, & 9e Livraisons. Preis 9 Liv. Jede Lieferung zu zwey Kupfertafeln. Diese drey Lieferungen enthalten die Bildnisse von Louis de Bourbon, second du nom; d'Anne-Hilarion de Cotentin & de Tourville; de la Fontaine, d'Aguesseau, de Lulli, de Quinault, de Hardouin & de Mansard.

Les plus illustres Modernes, ou Tableau de la vie privé des principaux personnages des deux sexes qui ont acquis de la célébrité en Europe depuis la renaissance des Lettres; in folio. Jede Lage zu 12 Liv. Von dieser neuen Sammlung sind bereits drey Lagen erschienen. Jede enthält zehn Bildnisse. Die gegenwärtigen sind Louis XI. François I. Roi de France; Philippe II. Roi d'Espagne; Henry IV. Louis XIII; Louis XIV; Louis XV; Stanislas; le Cardinal Dubois; Marillac; le Cardinal de Richelieu; Cambout de Pontchateau; Philippe d'Orléans régnant; le Maréchal de Noailles; le Comte d'Argenson; le Maréchal d'Estrées; Louis IX; Dauphin; la Duchésse de la Valliere; Fenelon; Prevost; Le Cat; Crebillon; St. Ignace; Joly de Fleury; Astruc; Jansenius; Sloane; le Maréchal de Saxe; Goudrin!

Vues

Vues des plus beaux Monumens & Edifices de Paris, von dem Architekt Dürand gezeichnet und buntfarbig von Janinet gestochen, 50 Nummern: jedes Blatt zu 12 Sous. — Von eben demselben Diverses Vues en grand, 19 Nummern, jedes Blatt zu 2 Liv.

Galerie du Palais Royale, gravé d'après les Tableaux des différentes Ecoles qui la composent, avec un Abrégé de la vie des Peintres & une Description historique de chaque Tableau, ist die 6te, 7te, 8te und 9te Lieferung, jede zu 12 Liv. erschienen.

Histoire de France, réprésentée par des figures, accompagnées de Discours: les figures gravées par les plus celebres Artistes, d'apres M. *David:* les Discours par M. l'Abbé *Guyot.* 2 Vol. in 4. Diese Geschichte in Kupferstichen wird in Lieferungen herausgegeben, wovon alle zwey Monate eine mit drey Blatt erscheinen wird, jede zu 8 Liv. Der Prospectus, der davon ausgegeben wird, besagt ein mehreres.

Neue Kupferstiche.

Le Moraliste, ein buntfarbiges Blatt von J. B. Chapüy gestochen, Preis 6 Liv.

L'empereur giebt zwey Blätter nach Gemälden von La Grenee, dem Aeltern, heraus: das eine les Amours lutinés par les Graces und das andre les Amours enchaînés par les Graces, jedes zu 16 Liv.

Deux Vues réprésentant l'*immersion d'une Caisse conique* à Cherbourg en l'année 1785.

& *le départ a'une autre Caisse* en présence de S. M. en 1786. von Hrn. Chatry de la Fosse gezeichnet und von Hellmann gestochen. Preis 9 Liv.

Le Compliment, oder la Matinée du Jour de l'an, dédié aux Pères de famille, von Bücourt gezeichnet und buntfarbig gestochen, 6 Liv.

Allégorie à la mémoire de feu M. le Comte de *Vergennes*, Ministre. Kostet 5 Livres.

Heur & Malheur, ou la Cruche cassée, von Bücourt gemalt und gestochen: 3 Liv.

Vénus qui caresse l' Amour, nach Battoni, von Porporati gestochen: kostet 16 Liv.

In englischer Manier, 10 Zoll hoch, 11 breit, hat, nach A. E. Gibelin, Et. Brisson ein Blatt mit der Unterschrift aus dem Horaz gestochen: *Post equitem sedet atra cura.* Le Chagrin monte en croupe, & galoppe avec lui. Der Gram sitzt zusammen gekrümmt hinter einem jungen Menschen, der in vollem Galopp fortjagt und greift ihm ans Herz. Preis 3 Liv.

Les Enfans retrouvés, nach einer Zeichnung von Thomas Stolbard, von Lemaire in englischem Geschmack gestochen. Preis 6 Liv.

La Sécurité & l'Appréhension, zwey Blatt auf englische Art, von Legrand, buntfarbig, jedes zu 3 Liv.

Le Portrait de la Reine, imitant le trait de plume, von Petit gestochen, nach dem Original von Bernard. Preis 4 Liv. Der Verfasser

wird,

wird, in eben diesem Geschmacke, den König zum Gegenbilde verfertigen.

Passage du Roi au Havre, von F. M. Queverdo gezeichnet und von P. V. de l'Epine gestochen, 3 Liv.

Le Serment des Horaces, ein Blatt 22 Zoll breit und 18 hoch, von Laurence, nach einem Gemälde von Caraffe gestochen, kostet 16 Liv.

Portrait en pied de Mgr. le *Marechal* de *Richelieu*, Duc & Pair de France, von Vangeliste, nach Gault de St. Germain gestochen.

Auszug aus einem Briefe von Paris den 18. Februar 1788.

Ledoux, der die Mauern und prächtigen Pforten dieser Stadt gebauet, wird solche, so wie eine Menge anderer Gebäude, die er aufgeführet hat, in Kupferstichen herausgeben, ein kostbar und weitläuftiges Werk. Es sind schon über hundert Platten fertig, wovon ich einige gesehen, die gut gemacht sind.

Zu dem, was ich Ihnen letzthin von den übermäßigen Preisen der Kupferstiche von alten berühmten Meistern schrieb, hatte ich dieser Tage einen neuen Beweis. Ich kaufte nämlich Abends la Nappe ou les Pélérins d'Emaus par Mason, nach Titian, für 8 und einen halben Schildd'or: doch mit dem Beding, daß, wenn es mir bey Tage nicht gefallen würde, ich es zurück geben könne. Den Morgen darauf entdeckte ich wirklich einen

Fehler. Als ich es dem Kauffmann wieder zurück brachte, lachte er mich aus und sagte: wenn es diesen nicht gehabt hätte, so würde er mir einen so guten Abdruck von diesem Blatte, (der es übrigens wirklich war,) nicht so wohlfeil gelassen haben ꝛc.

Italien.

Florenz. Die Buchdrucker Nicolas Pagni und Joseph Bardi allhier haben eine Nachricht, in französischer und italienischer Sprache, von einer Geschichte der Toskanischen Malerey, unter dem Titel l'Etrurie Peintre, herausgegeben, die mit dem Jenner dieses Jahres bereits ihren Anfang nehmen sollte. „Wir werden,“ sagen sie, „uns nicht darauf einschränken, andere Werke dieser Art nachzuahmen, die bloße Annalen liefern, ohne den Augen etwas vorzulegen; sondern Kupfer von den schönsten Originalen geben, die uns von jedem Toskanischen Künstler übrig sind, und zugleich eine kurze Beschreibung, nebst einer historisch-kritischen Nachricht des Malers und Gemäldes liefern. Das Werk wird von der Zeit derjenigen Künstler angehen, die dem Cimabue vorgehen, so viel sich authentische Muster davon finden lassen, und deren Epoche gewiß bestimmt werden können; sich mit der Mitte dieses Jahrhunderts endigen; und von Meistern und Schülern die besten Stücke jedes Alters und jeder Stadt des gegenwärtigen Toskana darstellen.“

„Der historische Theil wird von einem unserer gelehrtesten Männer, der sich schon durch andre Werke hervor gethan, besorgt, und die Zeichnungen

und Stiche, als das Wichtigste, den ersten Künstlern anvertraut werden. Diese sollen geäzt und nach einer eignen Art ausgeführt werden, so daß dadurch der Originalcharakter beybehalten wird. Jede Lieferung wird aus vier Blatt alle zwey Monate, und eben so viel halbe Bogen, in zwo gebrochenen Seiten, in italienischer und französischer Sprache auf Imperial-Papier holländischer Art bestehen, wofür man in allem 6 florentinische Paoli bey der Ablieferung bezahlt. Der Druck wird mit einer Vignette geziert, der das Bildniß des respectiven Malers in einem Medaillon darstellen wird. Noch kann man nicht die Größe des Werks bestimmen: doch rechnet man ungefähr auf zwey Bände von einer mäßigen Größe, wovon dem ersten eine historische Einleitung vorgesetzt, und jeder Band mit einem Frontispitz gezieret wird."

Turin. Alla Gentildonna Gioseffina Borghese, la Pittura ad olio: Poemetto di Felice da S. *Martino*. Torino, (1787.) dalle stamp. R. in 8vo. dipp. 22. Der Verf. will in diesem kleinen artigen Gedichte einer Dame die Oelmalerey empfehlen, da sie bisher blos in Pastell gemalt hat, und stellt ihr einen gewissen Oesterreichischen Künstler und Oelmaler Guttenbrun, der sich eine Zeitlang in Turin aufgehalten und itzt in Paris ist, zum Muster vor, an den er auch eine angehängte Ode gerichtet hat.

Nachricht.

Das allgemeine Register über den 25sten bis 36sten Band dieser Bibliothek ist bereits unter der Preße. Da dieses Register die besondern bey jedem Bande überflüssig macht, so wird man solche künftig weglassen, und dafür den Inhalt in dem voranstehenden Verzeichnisse desto ausführlicher angeben, wie dieß bereits bey den zwey letzten Stücken geschehen ist.

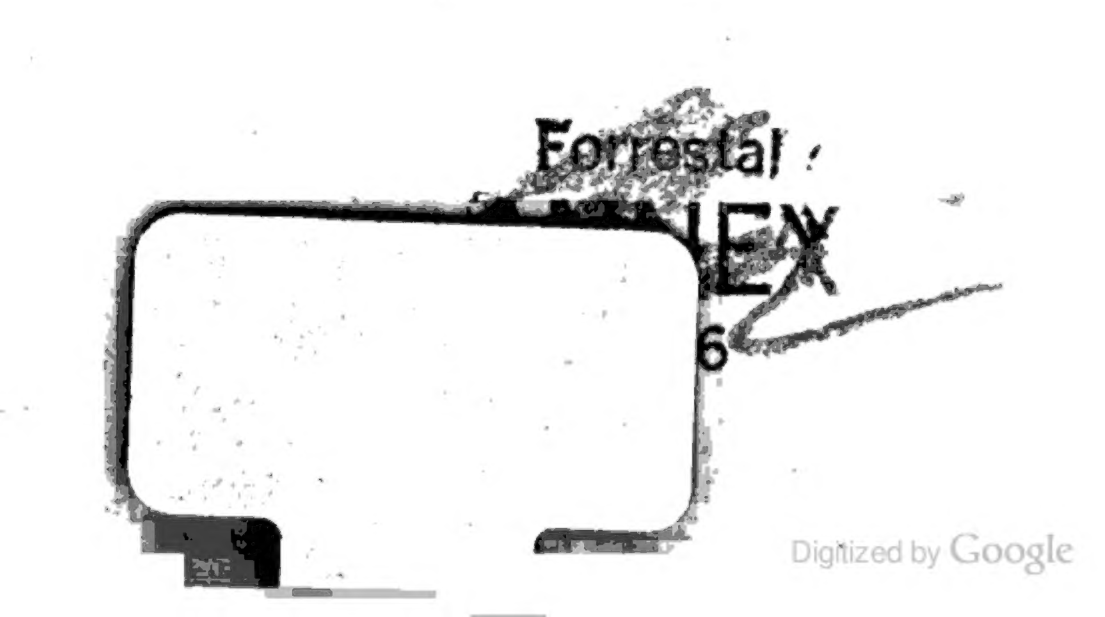
Mit diesem Stücke wird zugleich ausgegeben:

Nachrichten von allen gegenwärtig in Dresden lebenden zeichnenden Künstlern, als Zeichnern, Malern, Architekten, Bildhauern, Modellierern, Kupferstechern, Graveuren 2c. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Keller. gr. 8. Preiß 14 Gr. auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr. auf holländ. Schreibpapier.

Diese Nachrichten sind größtentheils von den Künstlern selbst, andere von dem Herausgeber aufgesetzt, und nachher, von einem Mitarbeiter dieser Bibliothek, während des Druckes, so weit es möglich war, in Rücksicht des Styls verbessert, durch kurze Zusätze bereichert, auch besonders das Charakteristische der Manier der vorzüglichsten Künstler etwas näher bestimmt worden. Das Lob Anderer, von deren Arbeiten nichts in Leipzig anzutreffen war, mußte man auf sich beruhen lassen. So hat man auch absichtlich, wenn ein Künstler sein Geburtsjahr, den Stand seiner Aeltern 2c. verschwiegen hatte, dieses selbst da nicht ergänzt, wo man es hätte ergänzen können. Mit allen, theils zu vermeidenden theils unvermeidlichen Fehlern, bleiben diese Nachrichten ein höchst schäzbarer Beytrag zur deutschen Kunstgeschichte, und Hr. Keller hat, wegen der unsäglichen Mühe, die ihm die Sammlung derselben muß gemacht haben, den gerechtesten Anspruch auf den Dank der Kunstfreunde.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google